Emma.

Eine Geſchichte.

Von

Wilhelmine von Chezy,

geborne von Klenke.

Heidelberg,

gedruckt und verlegt von Joſeph Engelmann.

1817.

Emma.

Eine Geſchichte.

Die Welt iſt ein großer Garten im Norden, wo wenig reif wird.

Lebensläufe in aufſteigender Linie.

Vorwort.

Nimm, holde Leserin! diesen feuchten frischen Kranz, und forsche nicht, ob Thau oder Thräne auf den Blumen funkelt. Die Blumen sind nicht von Gärtners Hand, Natur hat sie auf die Wiese hervorgerufen, und in einsamen Schatten Himmelsluft sie entfaltet. Natur allein hat die wahre Kunst inne, das wissen selbst die, welche gern künsteln, und es schöner machen möchten, als sie. Nachtigall hat immerdar nur das Eine Lied, Rose will jeden Frühling nur dieselbe seyn, und auch das Herz, von beyden entzückt, kann beyden sonst nichts zum Anklang geben, als Liebe. Dies Büchlein ist nicht Rose, nicht Nachtigall, aber aus Liebe ging es hervor, und will die Liebe grüßen, wo es sie findet, von den zwey süßen Engeln, Lieb

und Leid, die ſtets beyſammen ſeyn müſſen, und mögen es auch in deinem Gemüth ſeyn, holde Leſerin, denn dieſe Zeit hat jedes liebe reine Herz mit beyden inniger befreundet.

Geſchrieben Berlin im Roſenmond 1816.

Helmine.

Erſtes Buch.

Dämmerung.

Vom Dom klang Sonntagsläuten durch die tiefblaue Luft, es war hoch am Mittag. Sehnſüchtig drangen Sonnenlichter durch die breiten Blätter der Weinranke, die zum Fenſter hineinbog. Es war das ſchöne blühende St. Johannisfeſt; Vater Johannes feyerte heut ſeinen achtzigſten Namenstag in Andacht und Gebet mit der treuen Hausfrau. Weithin aus dem Erkerſtübchen lag der lichtgrüne Rhein ſichtbar, in vielfachen Silberarmen durch immergrüne Auen geſchlungen, und in den Veilchenkranz der Gebirge eingefaßt. Süße Stille ringsum ließ der Lerchen Lied von den Fluren im gewölbten dunkeln Zimmer vernehmen. Einzelne Glockentöne wehten aus den umliegenden Dörfern hinüber. Im Helldunkel des Fenſters lehnte Emma, die roſige Enkelin, im weißen Sonntagskleid; die dämmernden goldigen Locken von Sonnenlicht durchzittert, woben einen ichten Schein um das liebe Kindesgeſicht. Die feyernde Seligkeit

des duftenden Morgens hatte die drey Herzen wunderſam umfangen, und mit der faſt unruhigen Fülle von Lebensluſt geſtärkt, die in zarten Gemüthern allemal einem Sturm vorausgeht, den das Geſchick bereitet, und zu den Gottes Liebe mit Kraft ausrüſten will.

Alles im ſtillen Zimmer war glatt und ebenmäßig geordnet, wer es vor funfzig Jahren beſucht, fand es heut noch ganz wie dazumal wieder. Zierlich geſchnitzte Schränke, Becher mit Dukaten beſchlagen, hohe Seſſel, mit Tempeln und Burgen verziert, blickten wie grüßend von alter Zeit in die neue. Des Kanapees und der Polſter bunter Schmuck war das Werk Eliſabeths. Noch prangten in hellen Farben die Blumengewinde auf dem weißen Grund. Als die bräutliche Jungfrau dieſe Gebilde mit Fleiß und Geduld auf die rohe Leinwand ſtickte, waren Blumen und Knospen, die ſie zum Muſter nahm, nicht ſüßer noch friſcher als ſie. Jetzt ſprach nur noch ihrer Hände Werk anmuthig von jenen Mayentagen, aber in Eliſabeths Seele war es Frühling geblieben.

Vater Johannes las den Frauen aus der Bibel vor, die das einzige Buch im Hauſe war, ausgenommen einige alte Handſchriften auf Pergament, mit ſchönen kleinen Bildern ausgeſchmückt. Ein raſcher muthiger Klang aus der Ferne unterbrach die ſanfte Stille der Sonntagsfeyer, Küraßreiter vom verbündeten Heer begrüßten die Städte beym Einzug mit Muſik. Es wimmelte auf der Schiffsbrücke, hoch in Lüften flammte die Glorie um das Doppelhaupt des

teutſchen Adlers auf den wehenden Fahnen; die ſtolzen Roſſe tanzten nur den Pfad hinunter. Luft und Sonne trieben unmuthig Spiel mit Reigerbüſchen und Panzern, und ein friſches Leben haucht, aus den Klängen, und durchzuckte mit unwiderſtehlicher Gewalt die Gemüther, ſie dem Leben entrückend, die tiefſte Sehnſucht hervorrufend zu ſüßer Qual.

Johannes ſchloß der Bibel ſilberne Griffe, zu Sonnenblumen und Röslein geſtaltet; legte achtſam das Buch in eine duftende Lade, die er verſchloß, und ging dann langſam an das Fenſter, wo er noch den Nachtrab des Zuges erblickte. Singend und geſchmückt kamen ſchlanke Soldatenfrauen auf Pferden herbey, die Hüte voll Bänder, Blumen am grünen Latz, fröhlich, als ging es zum Tanze. Dann kam das ſchwere Geſchütz nachgezogen, der Tod dem Leben.

Das zieht und zieht, ſagte Vater Johannes, und reißt die Zeit unwiderſtehlich mit ſich fort im Zuge. Wer ſieht das Ende? Unſre teutſchen Schaaren gehn verbündet nach Frankreich, und wollen das gottvergeßne Volk zur Vernunft bringen. Viel junges Blut wird auf fremder Erde verdampfen! Ein furchtbarer Wechſel iſt über die Erde gekommen, uralte Geſtaltung ſinkt zerſplittert nieder, und das Neue will ſich nicht zum Ganzen bilden. Wem ahnte das wohl in unſrer Zeit? Wir glaubten feſt nach dem ſiebenjährigen Krieg an den ewigen Frieden. Wie war mir mein Haus und Oppenheim die Welt! Jetzt kommt die Zeit und greift zerſtörend ins Herz, alle Einheit des Wünſchens und Wirkens iſt hin; was dem Menſchen lieb und

heilig liegt bald zersplittert in verschiedenen Richtungen umher, und nach allen Punkten hin muß die Sorge sich wenden. Schon erzeugt der Wechsel der Dinge ein unruhiges Treiben in den Gemüthern. Ein elektrischer Schlag zuckt durch die Masse, entfremdet Alles der Lust an Eintracht und Ruh, das Neue, Unerhörte wird erjagt, und was sonst wie ein Mährchen klang, tritt grausig als Wahrheit in das Leben.

Jetzt klang die Schelle, und im Nu stürmt' es die Wendeltreppe herauf; Carl, Johannes Enkel, im knappen Frack, mit gestutztem Haar und bleichen Wangen, trat ein mit gemeßner Zierlichkeit. Er hatte in einer großen Handelsstadt die Weltluft eingesogen, und seine blühende Jugendkraft in den Tausch gegeben. Aus Sehnsucht nach der Uniform hatte er sich in einem Ländchen zum Offizier machen lassen, welches nicht übel Lust zu haben schien, sein Kontingent nach geschlossenem Frieden zu stellen. Carl war auf Urlaub herüber gekommen, und überreichte dem Vater zierliche Geburtstagsgaben. Er kündigte zugleich an, daß er Gäste mitbringe, da sie an diesem Tag doch Einquartierung haben müßten, diesmal sey es ein Commandeur mit seiner schönen Gemahlin, welche er unterwegens in einem Gasthof getroffen, und sich sogleich auserlesen. Störend war dem einsamen Alten an diesem Tage die Gegenwart Fremder, und um so mehr als uns damals die Zeit in solche Gastlichkeit viel minder eingeübt hatte, als nun; kaum waren noch einige Abreden und Einrichtungen getroffen, als Silberglöckchen schwirrend rasselten, und vier Grauschim-

mel mit einem leichten engliſchen Wagen vor dem Hauſe hielten. Von Goldborten ganz eingenetzt ſchwangen ſich Jokey und Jäger hinunter, und eine ſtrahlende Schönheit wehte vom Wagen herab, wie eine funkelnde Blume in des Jägers Arm, im Nu war auch ein junger Offizier vom Roß, an der Dame Hand und oben.

Jugend und Schönheit ſind überall willkommen, und ohne Waffen beſiegt des Kriegers Erſcheinen die Gemüther, wo er im Schmuck der Jugend, der Anmuth und Sitte naht. Die Unterhaltung gewann bald eine freundliche Wärme, und je minder die Gäſte ſich in dieſem Häuschen an ihrem Platz meynten, je mehr ſuchten ſie durch Herablaſſung ein Gleichgewicht herzuſtellen. Dennoch fand zum erſtenmal Mutter Eliſabeth ihr geliebtes Erkerſtübchen nicht friſch und geräumig genug; der alte Pudel Treu, der ſich in den Beſuch nun gar nicht finden konnte, wurde aus ſeiner Reſidenz verwieſen, und mußte in den Holzſtall. Emma ſelbſt dünkte ihr weißes Kleid nicht fein, noch von zierlichem Schnitt, gegen die Silbergewölke leichter Fittiche, welche die Fremde umwoben, und mehr enthüllten als bedeckten. Eine andre Lebensluft wehte im friedlichen Gemach, der Weltgeiſt in ſeinem Prunk war eingezogen, bang und ſcheu zog ſich der Genius der Unſchuld in ſtilles Dunkel zurück.

Beym erſten Glaſe ſprang Carl auf, und ging an das Fenſter, eine köſtliche Muſik brachte den Tuſch, und: Vater Johannes ſoll leben! ſcholl's von der Gäſte Lippen. Dann fuhr die Muſik fort, abwechſelnd

in holden Weisen, unten versammelte sich das Volk, und halb unwillig überrascht fühlten sich die zwey Alten. Alles Auffallende giebt einen Riß in ein einförmiges Daseyn. Als der Fremde dies Mißfallen bemerkte, winkte er selbst die Musik weg, und nach einem leisen Flüstern sprang Carl auf, und ging hinaus, während Emma wechselsweis erröthete und erblich. Carl kam wieder, und reichte seiner Schwester eine Laute an himmelblauem Bande. Nach einem kurzen gefühlvollen Vorspiel sang Emma, sich begleitend:

Den seligen Morgen
Begrüßet auf's neue
Mit zärtlichen Sorgen
Die Liebe, die Treue!

Sie mochte der Rosen
In Fülle ihm bringen,
Und heiter liebkosen
Und Lieder ihm singen.

Nimm Vater die Süßen,
Wir bringen dir drene!
Die Alten sie hießen:
Lieb', Glauben und Treue!

Sie bluhen noch immer
In himmlischer Fulle,
Und gottlichen Schimmer
In irdischer Hülle!

Laß wandeln die Zeiten,
Sie bleiben hienieden,
Laß kampfen und streiten,
In Liebe wohnt Frieden!

Emma, vom eignen Liede gerührt, lehnte ſich erſchöpft an Johannes Bruſt, der ſegnend ihre Stirn küßte. Der ſchöne Fremdling fühlte ſich tiefer als jemals ergriffen, und hatte mit einmal keine zierliche Wortform bey der Hand, wie ſonſt wohl, ſeine Bewunderung darin auszugießen. Amalia gähnte, denn hier war nichts zu erobern, und ganz ohne Noth war ſie heut ſo ſchön. Während des Schweigens umher, ſann ſie über die Worte nach, welche ſie im Kreis ihrer Verehrer über den Rhein ausſprechen wollte, der ſie gar nicht entzückt hatte; beyläufig konnte ſie denn auch dieſe Szene mit zarten Farben ausmalen, von der ſie nichts empfand, und ſo wand ſie ſich glücklich durch die Langeweile des Augenblickes.

Aber Emma, fing Mutter Eliſabeth an, wer hat dich denn das ſchöne Lied gelehrt? Es klingt ja ganz herzig von deinen Lippen. Ich habe das Lied ſelbſt gedichtet, antwortete Emma, und die Weiſe lernt ich bey der ſchönen Italienerin, zu der mich vor einiger Zeit mein Bruder führte, damit ich Sie, liebe Eltern, durch Geſang überraſchen ſollte. Mein Sohn, ſagte Johannes freundlich, dir wohnt viel Liebes und Gutes inne, bewahr es treu, und nimms in Acht, denn auf die ſüßeſten Blumen lauern am angelegentlichſten Tod und Sünde. Carl wurde roth, theils aus beſſerm Gefühl, theils aus Empfindlichkeit; Amalie, des Jünglings Verlegenheit bemerkend, lenkte Johannes Aufmerkſamkeit auf der Laute zierlich geſticktes Band, auf welchem in Perlenzügen ein L mit einem F verſchlungen ſtand. Der Gefährte Amaliens ſah dies

Band und erröthete, doch ehe noch die lauschende Amalie ihren Forschblick ernster auf ihn heftete, faßte er schon einen Faden, der aus diesem Labyrinth leiten konnte, und sagte: der Tag ist himmlisch, was machen wir heut, Amalie?

Gnädige Frau, sagte Elisabeth, Sie müssen das St. Catharinenstift sehen — bey hohem Tageslicht, unterbrach Johannes, dort ist's dann hell und kühle. Abends liegt mein großer Wingert am Rhein so herrlich. Wir haben heut Vollmondschein, und die Reben blühn zugleich mit den Rosen, da sollen Sie's einmal inne werden, das Duften und Funkeln am alten Rhein! O, herrlich, göttlich! rief der Fremde, der eine zarte Gluth aus Emmas Lied und stillen Thränen in sich gesogen, und nun als rechtes Chamäleon gern idyllisches Colorit annehmen mochte. Carl ließ nun auf des Großvaters Wink einige Flaschen seines köstlichsten Weins heraufbringen, der auf der Väter Weinberg gewachsen, eingelegt von Johannes erstem Lebensjahre, nur mit den edelsten Arten aufgefüllt war. Die grünen Römer, mit Rosenknospen umwunden, füllten sich schäumend, und der Wein überduftete die Rosen. Zarte Bande der Geselligkeit umstrickten die Gemüther, und wie gerufen von Opferdüften und holden Blicken stieg Freude in den kleinen Kreis herab.

Die Freiheit lebe hoch! rief plötzlich Imogen, und Johannes setzte das Glas von den Lippen erbleichend nieder. Wie, sagte er, Sie gehn in den frommen Kampf gegen die wüthenden Horden, und die Freiheit

ſoll leben? Ich zieh ins Feld, ſprach Imogen, weil der teutſche Kaiſer mich ruft, und jede Zeit kann von meinem Volksſtamm Rede ſtehn, wo es gilt, ſich zu ſchlagen, es ſterben die blutigen Aufwiegler, die Königsmörder, aber die ſüße Göttin ſoll leben. Freiheit iſt das Endziel, nach welchem die Zeit ringt, aus des Hergebrachten Trümmern wird ihr Tempel ſich heben.

Zürnend ſchauten Johannes und ſeine Hausfrau auf Imogen. Beyfalllächelnd ſah Amalie umher. Emma hatte von dem Allem nichts verſtanden. Vater Johannes winkte zum Aufbruch, und entſchuldigte ſich, daß er der Ruhe bedürfe; jetzt ſchlug Carl den Gang nach dem Dom vor, Amalie bat um Emma's Begleitung, und die zwey Alten blieben allein. Vater Johannes ſah die muntern blühenden Paare nach St. Catharinenſtift wallen, Imogen führte Emma, und ſuchte mit zarter Sorge jedes Steinchen auf dem ungleichen Wege zu vermeiden. Im Zimmer ſtand bald wieder Alles auf dem alten Platz, aber weg war das vorige Behagen. Eliſabeth ſtillte zuerſt ihr Herz durch weibliche Geſchäftigkeit; das Zimmer, welches ſie den Gäſten beſtimmte, mußte bereitet werden. Die gute alte Sitte hielt in glücklichern Tagen ein Gaſtzimmer in jedem Hauſe, dazumal als jede kleine Familie noch einen eignen Heerd beſaß. Das Gaſtzimmer war das Prunkgemach. Eliſabeth ging hinab, lüftete, ſäuberte mit zitternder Hand; hier ſah man die Bilder der Vorfahren, nicht wie jetzt in lüſterner Nacktheit oder in bedeutungsloſer anmaßungsvoller Stellung, ſondern in frommer Andacht und beſcheidner Sitte, betend,

oder arbeitend, oder ihren Schutzheiligen zur Seite. Elisabeth enthüllte des Zimmers lieblichsten Schmuck, eine Votivtafel, ein Familienbild aus frommer Vorzeit von Johannes van Eyk. Die zwey schützenden Flügeldecken sprangen auf, und der reiche Farbenschmelz entfaltete sich heiter vor Elisabeths Blicken; ihr Gemüth beruhigte sich, wie der Geist der Liebe und Wehmuth aus dem Bild in ihre Seele drang. Bald aber sich der Betrachtung entreissend, ließ sie den Schenktisch mit Wein und Obst besetzen, füllte die schweren Krystallgläser mit Blumen, überfuhr noch mit dem Seidentuch das reichvergoldete Becken und die strahlende Kanne, wählte der schöngeblümten Handtücher blendendste zum Gebrauch der Gäste, und schaute dann, die Kerzen auf den gediegenen Nachtleuchtern befestigend, und um das Kruzifix einen vollen Blumenkranz legend, den heut Emma geflechten, zufrieden in den Vollmond, dessen erwachendes Licht die Fluren begrüßte, und der Rebenhügel köstlichste Düfte zur nächtlichen Feyer weckte.

Indeß besahen die jungen Paare das St. Catharinenstift, welches eine fromme Rittertochter zu Carl des Großen Zeiten erbauen lassen, die auch hier ihr Leben als Jungfrau beschloß. Amalie, völlig uneingeweiht in den Geist der Kunst, wurde dennoch vom Odem jener Zeit wunderbar durchdrungen, in diesen stillen, süßbeleuchteten Hallen, wo das Sonnenlicht so bedeutsam durch die bunten Glasscheiben der hohen Fensterbogen drang. Das eine Fenster, minder als die andern beschädigt, prangte mit einer Rose von

der ſinnreichſten und wirkſamſten Erfindung. Hier offenbarte ſich der Farbe ganzes zauberreiches Geheimniß, wie glühende Sehnſucht durchdrang und verklärte ſie das Licht, ein blumenvolles thaufunkelndes Lenzgefilde, in ſüßen Gluthen des jungen Morgens getränkt, erſchloß ſich den Blicken. Gewand und Antlitz heiliger Geſtalten wollten als friſcher Blumenflor erſcheinen, wie denn ſo gern das Höchſte ſich in Anmuth kleidet, und ſelbſt der Reigen der Sternenwelt als Blüthenkranz die Stirne der Nacht umfängt.

Imogen war in Italien geweſen, und drückte ſich, den veralteten, halb verwitterten Bau mit verwerfenden Blicken betrachtend, mit Behaglichkeit über den Geiſt aus, der in Italiens Gebilden lebt. Er iſt, ſagte er, ein milderer Hauch der Anmuth, ein höheres Walten des Geſchmacks, eine lichtere Anſicht der Welt und des Himmels, als in dieſen Schnörkeln und Knäufen. Wer von Majeſtät und Pracht ſagen will, darf nur Roms Ruinen nennen, und wer von Raphael ſpricht, hat ſchon die Anmuth genannt. Was ſoll der ſonſt noch bewundern, der dies gekannt? Iſt mir's doch, als ſollt' ich aus dem Frühling in den Januar, denn hier iſt kein Verſchmelzen des Hohen mit dem Lieblichen, gebietend, und ewig ernſt und freudlos ſtrebt das dunkle zackige Gebäu in die Lüfte hinauf, ſtatt in ſanfter Ründung und ruhigen heitern Ebenmaßen die Blicke zu erfreun.

Ein Alter, mit großen himmelblauen Augen, langen Silberlocken und bleichen doch mildlächelnden Lippen, deſſen dunkles Kleid und weißer Halskragen

an die altteutſche Tracht erinnerten, ſtand plötzlich, wie ein farbiges bewegliches Gebild unter der Fülle von Steingebilden umher, vor Imogen. Laſſen Sie, junger Kriegsmann, ſagt' er ernſt und freundlich, jedem Lande, und jeder Zeit, was Beiden eigen. Das herrliche teutſche Land hat ſich keiner geringern Schönheit und Pracht erfreut, als das ſchöne Italien. Jetzt iſt beyden Beydes dahin. Sie ſprachen von Raphael, wiſſen Sie auch, daß Albrecht Dürer, Holbein, Van Eyk, Hemmelink, nicht minder groß und göttlich ſind? Was iſt es, ob ein Raphael der Fülle der Natur näher kam, konnte er doch nichts Göttlicheres erſchaffen als Perupino, Bellini und unſre altteutſchen Meiſter gethan! Könnte man doch unſre frühſten teutſchen Bilder mit altitalieniſchen verwechſeln; in ihrem entknospenden Mayenglanz iſt die Kunſt ſich überall gleich geweſen, man kann ihr zwar jetzt daſſelbe nachſagen. Ich möchte der Kunſt erſte Entfaltung dem Waldröslein vergleichen, dem einfachen ſüßeſten Kinde des Frühlings. Raphael ließ ſie als volle geſchloßne herrliche Gartenroſe erblühn, nun aber kamen die Abarten, an welchen ſich die Blicke, müde des Schönen, ergötzten, die geſtreiften, purpurnen üppigen Erzeugniſſe der Künſteley, auch wohl gar die gelben Roſen. Jetzt werden die Franzoſen bewundert: Watteaux, Vanloo, Coypel, Greuze, Boucher, Lebrun; die ganze Kunſt iſt moderne Fratze, verzuckertes Zerrbild unſrer Tugenden und Laſter, und wird es bleiben bis einmal einer kommt, und antikiſirt ſie zu einem Zerrbild, in andrer Form ſie geſtaltend. Die armen

Künſtler, mit welchen Augen ſehen ſie nur in Gottes Welt hinein, und welche Geſichter mag ihnen die Natur ſchneiden, daß ſie ſie uns ſo darſtellen!

Doch jetzt ſind wir ja vom Hauch des Geiſtes der Vorzeit umweht in dieſen heiligen Mauern! Wie waren vor tauſend Jahren und früher die Väter bedacht, in der Nachkommen Angedenken zu leben! Wir thun das nicht mehr, der Egoismus hat einen Nebelſchleyer vor unſern Blicken gezogen, daß wir über den Augenblick Alles vergeſſen. Wer vermöchte noch ſolch einen Bau zu erheben? Wer eine Scheibe nur mit dem Schmelz jener Farben zu tränken? Rubin, Smaragd und Sapphyr würden dieſen Glanz nicht beſiegen; mildernd der Sonne Licht, und doch das Auge überſättigend mit Pracht und Lieblichkeit, heben ſich die bedeutſamen Geſtalten, inmitten der Armſeligkeit, Vergänglichkeit und Laſt des Irdiſchen, verkündend Gottes Größe, und den heiligen Zweck des Lebens. Und ſo war Alles, was die Väter ſchufen, bedeutungsvoll, köſtlich, zweckmäßig, dauernd, herrlich und groß. Nicht minder ſtrebte der Künſtler in ſeinem Werk fromm und herzlich zu Gottes Ehre zu wirken. Des Herzens Demuth verleiht den altteutſchen Kunſtgebilden bey der Kraft und Ausdauer der Beſtrebungen einen wahrhaft rührenden Reiz. Aber zertrümmert iſt die Pracht der Tempel und Altäre, in kahlen weißgetünchten Kirchen wird Weltweisheit ſtatt Chriſti Lehre gepredigt. Die Klöſter ſind aufgehoben, ihre Bewohner hülflos umhergeſtreut, die Zuflucht der Bedrängten ſollte ein heimlicher Sitz des Laſters und

Müssiggangs seyn, die heilige Stätte, aus der einst herrliches Licht in Wissenschaft und Fleiß hervorging! Wahrt euch, verblendete Zeitgenossen, die ihr alles in die flache Gegenwart und Gewöhnlichkeit hinabreissen wollt, damit keine Schranke mehr euren Begierden entgegenstehe, wahrt euch, daß nicht bald die von frommen Schmuck entblößten Klostermauern wiederhallen vom Angstgeschrey eurer Brüder, eurer Söhne, die hier mit zerschmetterten Gebeinen, anheimgestellt der Willkühr gewissenloser Pfleger, endloser Kriege Opfer, fern vom Auge der Liebe den Fluch ausbüßen, den eure Frevel auf die Menschheit geladen!

Erschöpft lehnte der Alte sich an eine Säule, seine Augen schwammen in Thränen, wie betäubt sahen die jungen Leute einander an, als sie wieder nach der Säule blickten, war Niemand mehr dort.

Das war der Vater Urbanus aus dem Jägerthal, sagte Emma, ich habe ihn nie so ernst und traurig gesehn. Er spricht nur selten, und seine Worte werden für Weissagungen gehalten.

Ja, hier im Städtchen, fiel Carl ein, bring einmal solch einen Glauben nach einer Residenz! Er sprach, unterbrach Imogen, auf seine Weise nicht übel über die Kunst, aber das wird niemals eingreifen, wenn es auch durch Zufall einige Zeit Mode werden sollte, die Meisten werden sich doch nur so anstellen, denn in unsrer Zeit ist sich jeder der Nächste, und warum sollten wir denn dem Augenblick sein Recht nicht geben! Laß unsre Nachkommen dasselbe thun,

und für alle iſt geſorgt. Was iſt es nun mit dem Ueberſinnlichen? Die Blüthe des Baums ſucht den Himmel, die Wurzel ſaugt ſich in die Erde ein, nun haut einmal die zarte duftende Blüthe vom Stamm, und ſeht, ob ſie Frucht werden kann?

Als ein wunderſames Spiel der Natur zeigte der Führer der Fremden, Imogen eine Bildſäule, aus Stein gehauen, und bunt gefärbt, und fragte ihn, ob er nicht in dieſem Denkmal eines der frühſten Ahnherrn des Dalbergiſchen Hauſes die Züge des liebenswürdigen Coadjutors von Mainz erkenne? Täuſchend war die Aehnlichkeit; das nebenſtehende Wappen vereinigte ein Ammonshorn, ſechs Lilien, acht Federn und drey Sterne; von dieſem Punkt aus lenkte ſich die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft auf die vielfachen uralten Bildſäulen, die aus der Zerſtörung heraus noch durch die Säulenmaſſen hindurch ſchauen. Ein ſchlankes zartes Gebilde, hoch und ſüß entſproſſen, mit geſcheiteltem wallenden Haar, im griechiſch gefalteten Kleide, blickte ſo hold und friſch aus der Mauer, als ſey heitres Leben im Steine, ihr zur Seite trug das Wappen ſechs Lilien, und zu Füßen der ſchönen Jungfrau ruhte dieſelbe Geſtalt auf dem Leichenſtein, hervorſchauend wie ein Spiegelbild aus des Todes Fluthen. Der Führer nannte dies holde Fräulein eine Dalberg. Unweit davon bezeichnen die drey Roſen der Knebel altritterliches Geſchlecht. Die Wappen der Häuſer Sickingen, Gemmingen, Sphonegg (Sponeck) mit Namen und Jahrszahlen bezeichnet, machten viel andre Geſtaltungen als Ahnherren

dieſer edlen Stämme erkennbar. Sinnbildlich waren Thiere den Geſtalten als überwunden und demüthig zugeſellt, doch wohl ohne Zweifel des Ritters Pflicht bezeichnend, das Unedle fromm zu bekämpfen. Ein Löwe unterliegt den Dalbergen, der Greiff windet ſich zu den Füßen der Greiffenklau. Imogen konnte ſich nicht ſatt an all den bedeutungsvollen Gebilden ſchauen, um ihre Beziehungen zu errathen. Er fand, wie noch am heutigen Tag, die Wappen der drey ſo innig verzweigten Familien: Dalberg, Sturmfeder, Greiffenklau, auf ſchönen Denkmalen aus uralter Zeit als vermählt bezeichnet. Es rührte ihn wie die Vorzeit uns ſo freundlich in Bildern von dieſer Freundestreue ſagt, die jetzt noch friſch blüht, wie ſie jemals that, da ihre Wurzel ſo tief in die Nacht der Zeit verſunken. Unter den Schritten der Wandelnden zogen vielfache halb verwitterte, zum Theil ausgeſtorbene Wappen die Blicke an ſich, viel halb Zertrümmertes, Unerklärbares in alter Schrift reizte die Neugier ohne ſie zu befriedigen. Dieſe Alle hatten einſt geglänzt, gekämpft, geſiegt, denn der Dom faßte nichts Unbedeutendes in ſich. Nicht der rauſchende Prunk der Gegenwart, ſondern der Tod verkündigte hier die Größe des teutſchen ritterlichen Lebens. Imogen wurde nachdenklich über das Dahingegangne, unwiederbringlich Verlorne, das aus dem Seyn in Schein übergegangen, und ſuchte in ſeinem Innern die Frage zu löſen, welche die Zeit nur löſen kann, ob Teutſchland mit dieſem Tauſch gewonnen oder verloren?

Ein Fremdling trat in den Dom. Ehe er noch

den Mund aufthat, und den Oberrock aufriß, mehr Kreuze und Bänder aufzeigend, als man vor vier und zwanzig Jahren leicht auf einmal beyſammen ſah, hatten die Anweſenden es weg, daß er ein Franzoſe ſey. Er konnte ſich über die: Superbe gothique nicht genug verwundern, wenn er gleich erklärte, ſie ſey nichts gegen die Abtey St. Denis, denn ſelbſt zu Dagoberts und Pipins barbariſchen Zeiten, habe der goût ſchon in Frankreich geglänzt. Imogen konnte ſich nicht enthalten, ihm zu ſagen, daß wohl keine Epoche Frankreichs barbariſcher ſey, als die der Revolution, wo doch kurz vor ihrem Ausbruch der ſogenannte goût auf dem Gipfel geſtanden. Der Emigrant erklärte die franzöſiſche Revolution für die leicht zu ſtillende Effervescenz einiger mauvaises têtes, und wenig hätte gefehlt, ſo kam es dahin, daß der Gemißhandelte, Entflohene ſich für ſeines Landes Ehre mit demſelben Teutſchen geſchlagen, der ja auch für ſeine Sache mit in den Streit zog. Emma, in ihrem klaren Sinn das Wahre erfaſſend, begütigte Imogen. Sie ſagte ihm: die Vaterlandsliebe ſey das Edelſte im Menſchen, und hier um ſo rührender, wo der junge Franzoſe mit gekränktem Herzen noch die Treue bewahre. Imogen, überraſcht von des Mädchens klarem und zarten Sinn, fand bald Mittel zur Ausgleichung, die alte Courtoiſie trat in ihre Rechte; es dauerte nicht lang, ſo war der in Teutſchlands Schoos mühſelig zum Franzoſen gedrechſelte Imogen in vollem Einverſtande mit dem Fremden; die gegenſeitigen, ziemlich gleich ſtehenden Verhältniſſe, von Rang und

Geburt, als deren allverständliche Hieroglyphen schon die vielen Orden sich zeigten, waren bald enthüllt, und das Band war geknüpft.

Graf Guy, befangen in allen Eitelkeiten des Weltlebens, in jenen Kreisen der Hauptstadt, aus denen der Geist verhaucht war, jede Anmaßung aber als Bodensatz zurück geblieben, war von der Natur mit dem reinsten und liebevollsten Herzen begabt. Seine strahlende Schönheit, die Vorzüge seiner Geburt, die Anbetung seiner Aeltern, und manches bis zu einem Grad von Virtuosität ausgebildete Talent, machten ihn eitel, das Weltleben begann ihn auszutrocknen und zu übersättigen. Die Revolution brach noch zu rechter Zeit aus, ihn zu retten; er hielt sie für ein Unglück. Der Menschen wahres Glück nimmt immer äußerlich die Gestalt des Unglücks an, denn es giebt kein Mißgeschick sonst als die Schuld. Hof und Adel, und die in Frankreich größtentheils nicht minder verderbte Geistlichkeit verabscheuten die Revolution, die Mißgeburt ihrer eignen Laster und Gebrechen, der eignen Aussaat unheilvolle Erndte. Des unglücklichen Guy Aeltern wurden ermordet, ein treuer Pfleger seiner Kindheit rettete den lieben Jüngling, und zahlte diese Rettung mit dem Leben. Wie späterhin in Teutschland, entfalteten Unglück und Trauer auch in Frankreichs Volk manchen herrlichen Keim der Tugend, der wohl im Glück nicht erst aus dem Schlummer geweckt worden wäre. Alles äußern Andrangs ungeachtet übertäubte Guy nicht in seiner Brust die innere Stimme, die ihn warnte, nicht gegen sein

Vaterland zu kämpfen; er hatte beſchloſſen, in der reizenden Rheingegend mit weiſer Sparſamkeit die Ereigniſſe in der Stille abzuwarten, und zu Muſik und Malerey ſeine Zuflucht zu nehmen. Dieſe Entſchließungen waren eines unverdorbenen Herzens würdig, und wären ſie von Dauer geweſen, ſo würden ſie zugleich für die Reife des Gemüthes gezeugt haben, das ſie faſſen konnte; allein bald fiel des Mißgeſchicks unzeitige Treibfrucht vom Stengel, und andre Eindrücke behielten die Uebermacht.

Der Führer öffnete ein Thor, und die Geſellſchaft trat in einen kleinen Hof, in welchem Neſſeln neben wilden Roſen und Hollunder wucherten, und Trümmer alter Denkſteine und Rittergebilde umherlagen. Hier wartete ihrer eine ſüße Anſchauung, das alte Portal des Doms, ruhend auf ſchlanken anmuthigen Säulen mit Laubwerk verziert, hob ſich in den ſinnvollſten Verhältniſſen, und zeigte auf den beyden Seitenfeldern, welche die ſpitz zuſammenlaufende Mündung frey läßt, die holdeſten Geſtaltungen altteutſcher Kunſt mit der Jahrszahl 1317. Links kniet der verkündende Engel, ganz Entzücken und Staunen über die Holdſeligkeiten des Himmels und der Erde, vereint in der ſeligen Jungfrau, knieend vor dem Betaltar, neben ihr die ſchlanke Lilie im Kelch, vor ihr das aufgeſchlagene Buch. Maria legt kreuzweis die zarten Hände über den Buſen, ihr knappes Gewand umfließt ihre ſchlanke Geſtalt in anmuthigen Wellen, das Haar wallt geſcheitelt herab, Alles iſt ſüße, blühende, heilige Schönheit, Styl und Anordnung griechiſch,

Raphaels Anmuthshauch duftete aus dem Bilde. Oben, über des Portals Spitze, schwebt Gott Vater in Wolken, auf Strahlen senkte sich die Taube, und hinter ihr schwebt das Kind herab, wie eine Blume um das Kreuz geschlungen.

Graf Guy warf Blicke des Erstaunens auf die Gruppe und abwechselnd auf Emma. Die überraschendste Aehnlichkeit mit der Maria wurde sichtbar. Carl sagte, er wüßte noch wohl, wie ihn vor Emmas Geburt die Mutter mit ihrer Arbeit oft in den Hof genommen, wo er gespielt mit den steinernen Waffen der Rittergebilde, indeß die Mutter sich am Anblick der unermeßlichen Landschaft erquickt, durch der Mauer Oeffnungen sichtbar. Carl hatte noch nicht vergessen, wie ihm oft die Mutter gesagt, Himmel und Seligkeit schauten auch nur so ahnend und von fern her in das Leben, wie hier das unermeßliche süße Thal in den engen Hof, und man solle darum sie nie aus den Augen lassen. In der Stunde, wo Emma das Licht erblickte, war ihre Mutter gestorben, frühe Todesahnung hatte schon ihre Kindheit umwölkt.

Guy hatte nicht viel Achtung auf das gegeben, was Carl gesagt. Er war nur bedacht, seine Bemerkung in ihr volles Licht zu setzen. Er ging auf Emma zu, ordnete ihr Haar zu beyden Seiten, faltete ihre Händchen, und lud sie auf das anmuthigste ein, nur einen Augenblick nieder zu knieen. Das überraschte Mädchen that es, Schaam und Verwirrung glühten auf in ihr, und senkten ihre Blicke. Eben warf die Sonne scheidende Purpurrosen durch die Oeffnung der

Mauer, das Marienbild ſchien, verklärt in den ſüßeſten Farben, ins Leben getreten zu ſeyn, und die Ueberraſchung des holden Anblicks brach nach einem kurzen ſtummen Erſtaunen in unermeßne Bewunderung aus. Aber bald regte ſich in Emmas Seele eine zürnende Stimme, ſie hielt für Entweihung, was geſchah, und ſie ſprang auf, indem helle Thränen unaufhaltſam über ihre Wangen floßen. Im ſelbigen Augenblick trat Vater Johannes in den Hof. Der Vollmond, in jenen Gegenden ſo unausſprechlich ſüß und herrlich, erhob ſich golden im tiefen Blau. Der Greis, von Glanz umfloſſen, und verklärt von innern Entzückungen der nahen Vollendung, neben Emma tretend, und ihre Hand innig erfaſſend, ſchien ihr Schutzgeiſt zu ſeyn. Er ſah ihre Thränen, und Carl erklärte ihm, was geſchehn. Liebe Emma, ſagte Johannes, längſt kannt' ich dieſe Aehnlichkeit, und freute mich, daß du ſie ſelbſt nicht entdeckt. Vor dieſem Bilde hat deine ſelige Mutter oft geberet und geweint, kein Wunder, daß es ſich ihrer reinen Seele eingeprägt. Nicht bedeutungslos erſcheint mir dieſe Aehnlichkeit; ich halte dafür, daß du dem Schutz der himmliſchen Mutter anheimgeſtellt, und ich ſage dir, du darfſt dich ihr anvertrauen! Emma ſchaute ſüßlächelnd und dankbar zum Bilde, Amalie konnte einen ſtillen Hohn, der auf ihren Lippen ſchwebte, nicht ſo raſch unterdrücken, daß ihn der Greis nicht bemerkt hätte. Unſelige ſogenannte Aufklärung, ſagte er ſtrenge, die alle lieblichen Stufen der Himmelsleiter zu Gott empor, die Ehrfurcht für heilige Märtyrer, und den

Glauben an ihre Verwendung mit frevelnder Hand abgeknickt, und in den Staub getreten!

Zum letztenmal, so ahnt es mir, fuhr Johannes fort, zum letztenmal begrüß ich heut die gebenedeite Jungfrau in irdischer Bildung, hervorgebracht durch die fromme Erhebung des schöpferisch strebenden Menschengemüthes, das ja wohl den Himmel selbst auf die Erde herabzurufen vermag. Gern hätte ich selbst in der Jugend dem künstlerischen Drange gefolgt, der bey Anschauung dieser Gebilde in mir erwachte, aber die Eltern wollten es nicht haben, und späterhin hielt mich die Erkaltung der Mitgenossen ab. Sehn Sie den herrlichen Bau zum Magazin herabgewürdigt, die Denkmale mit Füßen getreten, die köstlichen Säulen beschädigt, die Fenster zersplittert, und wie die Nesseln hier den Hof füllen, als müsse der Weg zur Kunst über Dornen gehn. Kalt und stumm schaut die Menge auf das rührend liebliche Gebilde, und auf die Hoheit und Schönheit des ganzen Baues, und betrachtet doch nur, was sich Neues erhebt! Was soll mir das Glatte, Flache, Ebenmäßige, Gehaltlose? O, kämst du wieder, fromme bessere Zeit, wo der Mensch noch emsig in Demuth strebte, und sein geistiges Selbst mühsam in das Werk seiner Hände niederlegte, im Kampf und Ringen nach himmlischer Schöne den wiederstrebenden Stoff bezwang!

Alles lauschte den Worten des begeisterten Alten, der im Mondlicht bleich, mit den langen weißen Locken, als der mahnende Geist der Vorzeit erschien. Guy, der in frühster Jugend Teutsch gelernt, um

Etwas vor ſeinen Freunden voraus zu haben, welche behaupteten, das ſey eine reine Unmöglichkeit, ſchob ſogleich eine pariſiſche Weltanſicht in die Rührung hinein, und erklärte das Zeitalter Louis quatorze für den Wendepunkt der geiſtigen Welt in alle Ewigkeit hinaus. Amalie griff die Anſicht ſogleich auf, und fand den Einfluß des architektoniſchen Styls jener Zeit beſonders groß und rührend auf die Kommoden von Nußbaumholz, die wiederum, wie man in großen Städten ſehen könne, auf die Architektur zurückgewirkt. Johannes verſtand heut gar keinen Scherz, und maß den Franzoſen mit nicht ganz günſtigen Blicken. Imogen ergriff Guy beym Arm, und bat ihn wenigſtens dieſen Abend um ſeine Geſellſchaft. Guy, ſchon von Emmas Schönheit und anmuthiger Sitte gerührt, war entzückt über dieſen Vorſchlag. Ueber die Weinberge und Trümmer des alten Schloſſes, an der Spanier und Schweden aufgehäuften Schädeln vorüber, ging ein Weg nach dem blühenden Wingert, der ſich ſodann ſanft nach Vater Johannes Wohnhaus hinabſenkte. Hier drang die Schönheit der Luft und Gegend durch alle Seelen, wie durch Waldung und fruchtreiche Thale in kühner zarter Schwingung der herrliche Rhein ſich windet, und Düfte der Blumen und Rebenhügel bey der Nachtigall Schlag die Lüfte durchwogen. Aus der hohen Wölbung einer Weinlaube, deren Eingang Jasmin und Roſenbüſche ſchmückten, klang die Laute, und eine Melodie, mehr Seufzer als Lied. Dorthin wendeten ſich die jungen Leute, und trafen die Sängerin Lilla,

Blumen am Buſen, friſch und bunt, einen vollen Kranz von Immergrün und Purpurnelken auf den quillenden ſchwarzen Locken, das weiße Gewand leicht und geſchmackvoll um den blendenden Nacken, in den weißen Armen ruhte die Laute, vor ihr ſtand ein Tiſch mit Blumen und Obſt, in kryſtallnen Flaſchen funkelten Rubinen eines köſtlichen Weines. Man ſah wohl ehe von Caravaggio ſolch heitres Bild, in Nacht und Licht harmoniſch getauchet. Lillas blitzende dunkle Augen ſchweiften unruhig umher, als ſie Imogen erkannte, wollte ſie ihn begrüßen, doch ein behutſamer Wink deutete ihr ſeinen Wunſch, unerkannt zu bleiben, und ſie ſchwieg. Bald feſſelte Guy die Aufmerkſamkeit der ſchönen Sängerin; er konnte dem Anſehn nach für einen Teutſchen gelten, denn die lichtblauen großen Augen, die reinen quillenden Goldlocken, das ſchimmernde Weiß, die roſigen Wangen ſind noch immer das Erbtheil der Kinder der Normandie, und Natur hatte nicht leicht in ſüßerer Fülle dieſe Blumengaben ausgeſtreut, als auf Guys Geſtalt. Auch ſeinem Weſen wohnte das Feine, Gewandte und Ruhige inne, das Bildung und Welt kaum zu geben vermögen, wo die Natur nicht ſchon den Keim gelegt, und das als reine Naturgabe oft in geringern Ständen erfreut, und von Innen heraus ſchmückt, ſtatt von Außen angebildet zu ſeyn.

Die Geſellſchaft, der Johannes ſchon gute Nacht geſagt, ſetzte ſich nun in einen Kreis, und nachdem Lilla mit ſchönen Liedern die Freude herbeygerufen, ſchlug Imogen vor, ein jeder ſolle Etwas Anziehendes

erzählen, und da der Vorschlag nicht gleich eingriff, wollte er selbst den Anfang machen, um die Andern zu ermuntern. Amalie zog vom Zeigefinger einen Saphyr, und bestimmte ihn zum Preis für die schönste Erzählung; Emma, die nichts erzählen wollte, wurde zur Richterin erwählt. Imogen, nur darauf bedacht, sich Emmas Aufmerksamkeit zu gewinnen, hütete sich, einen Gegenstand zu wählen, der ihr nicht zusagte, und begann:

Sollte ich von kürzlich geschehenen Dingen sagen, so müßte das Geschick den Schluß machen, denn wer nicht ausgelebt, von dem ist nichts auszuerzählen, so will ich denn lieber berichten, was ich in einer alten Chronik gelesen.

Es lebte einst eine holde Königstochter im Orient, die ein Gelübde gethan, Niemanden zum Gemahl zu nehmen, als denjenigen, den sie angesehen haben würde, und welche, zu Folge dieses Gelübdes, stets mit strenger Scheu die hellen Augen niedersenkte, so daß noch kein Jüngling wußte, von welcher Farbe der Himmel, der darin enthalten.

Von allen Reichen kamen herrliche und mächtige Königssöhne um die Hand der schönen Prinzessin zu werben, doch zogen sie alle hoffnungslos von dannen, das Herz verwundet von Sehnsucht nach dem Anblick der süßen Augen, welche stets gesenkt, und vom Silbergewölk eines zarten Hauptschleyers umwoben, in dieser Verhüllung mehr Gewalt über die Seelen ausübten, als jemals Augen gethan, welche offen umherblickten.

Unter den vielfachen Freyern der Königstochter befand sich ein Prinz, der nicht wie die Andern von dannen zog, sondern ein Gelübde gethan, im stets verhüllten Licht dieser Augensterne zu leben, und sich ihm wie die Sonnenblume zuzuwenden, bis in den Tod.

Doch ob er schon manches Jahr an diesem Hof gelebt, und immer trunkner und sehnsüchtiger, die entknospenden Reize der herrlichen Jungfrau sich entfalten sah, konnte er ihr nicht einen Blick abgewinnen, und seine Leiden, gefeiert in vielfachen Liedern der Meistersänger an des Königs Hof, und im ganzen Lande wie von Nachtigallen von Flur zu Flur getragen, rührten nicht das stolze Herz.

Da begab es sich einmal, daß die Prinzessin auf der Jagd von einem Tiger angefallen wurde, der schon ihr muthiges Roß darnieder gerissen, Niemand als der Liebende war in ihrer Nähe; er stürzt herbey, kämpft mit dem Tiger, erlegt ihn, und wird verwundet nach Hause getragen, ohne daß die Prinzessin, die unverwandt auf den Knieen inbrünstig betend lag, ihn nur mit einem Blick angeschaut hätte.

Als nun der Prinz von schweren Wunden genas, und die blühende Jugend den Tod, der ihn bedrohte, überwunden, erklärte er, wie er nicht fernerhin ein so liebloses Herz zu rühren versuchen wolle, sondern zurück in sein Land, sich vermählen, und die Geliebte vergessen.

Der König aber, erzürnt über seine Tochter, gebot ihr, mit dem Prinzen in dessen Land zu ziehen,

und dort zu sehen, wie glücklich er leben würde, ohne daß sie ihm die Hand reichte. Die Prinzessin aber sagte mit gesenktem Blick, sie wolle ihrem Vater gehorchen, und eilte, sich zur Reise anzuschicken, welche mit der größten Pracht von Statten ging. Angekommen in ihres Freundes Staaten empfing die Königin Mutter die Prinzessin gar liebreich und achtungsvoll; sie machte ihr keinen Vorwurf darüber, daß sie des Sohnes Liebe nicht erkannt, und zeigte ihr das holdselige fürstliche Fräulein, welches, annoch sehr zart und jung, zur Braut des Prinzen bestimmt war. Dieses Fräulein bezeigte sich ungemein zärtlich gegen die Prinzessin, so daß sie ihr gar nicht widerstehen konnte, und sie unendlich lieb gewann.

In wenigen Tagen ging die hohe Vermählung vor sich; der Jubel des Volkes war namenlos, denn alle hatten ihren Königssohn schon für verloren geachtet. Wie eine strahlende Blume schlank und frisch, mit Augen, deren Glanz die Pracht der Juwelen beschämte, welche sie schmückten, und die goldnen Locken sich ringelnd bis an den Fußboden, ging die junge Braut zum Altare, während die Prinzessin neben der Königin Mutter unweit der heiligen Stätte mit tief gesenkten Blicken auf den Knieen lag, so daß kein Odemzug ihrer Brust hörbar war. Wie nun der Priester die Braut befragte, und sie das Ja gesprochen, und der Prinz gleichfalls eben das Jawort geben sollte, da öffnete sich der Himmel der Blicke der Prinzessin, und sie schaute ihn an, der für sie verloren war; er aber trat vom Altar zurück, und sank, in seligen Thränen

zerfließend, zu den Füßen der Geliebten nieder, indeß die Braut sie mit tausend Küssen in die Arme schloß, und das eindringende Volk Heil und Segen rief, denn seht, der Königssohn, wohl im Herzen die Allmacht und Unendlichkeit seiner Liebe fühlend, und wissend, daß sie vom Himmel sey, hatte nur seine Schwester als Braut dargestellt, um zu sehen, ob seine Untreue mehr über dies stolze Herz vermöchte, als selbst seine Todesgefahr gekonnt. Die wahrhafte Braut ging nun freudig zum Altare, und die seligen Sterne ihres Blickes feyerten hinfort das Glück treuer und lang bekämpfter und verborgener Liebe, deren Triumph aus dem Weh nur schöner entblühte.

Die alten Geschichten haben doch gar keinen Menschenverstand, sagte Amalie, und wenn man auf den Grund geht, so sind sie unwahrscheinlich. Ich finde das selbst, erwiederte Imogen, jedoch hat mich dies Mährchen, welches ich als Knabe in einem alten Buche fand, immer erfreut, so daß ich es nie vergessen. Du hältst uns also für Kinder, daß du meynst, wir müßten Mährchen haben? Nein, so war die Wette nicht gemeynt, aus seinem Leben muß ein Jeder etwas erzählen, und zwar das bedeutendste, sagte Amalie, und forderte nun Guy auf, etwas zu berichten. Das bedeutendste meines Lebens ist zu traurig, sagte Guy, um diesen schönen Abend damit zu trüben, und überhaupt hab' ich noch nichts als Schmerzliches erlebt, doch da Sie etwas aus meinem Leben verlangen, so will ich Ihnen eine Begebenheit meiner ersten Jugend erzählen, die ich nimmer vergessen kann.

In den anmuthigen Thalen meines väterlichen Landgutes hatte ich mich vor mehrern Jahren auf der Jagd verirrt. Es wurde Nacht, und immer tiefer kam ich in den duftenden Wald; unwissend, ob die ferne Dämmerung eines schwankenden Lichtscheins etwas bessers als ein Irrlicht sey, steuert' ich dennoch mit dem todtmüden Pferde darauf zu, und gelangte durch Dorn und Dickicht endlich dahin. Vor einem hölzernen Marienbild, von vielen frischen Kränzen umweht, flackerte eine Lampe, und das hellste Licht ergoß sich auf eine hochschlanke kindliche Gestalt, im himmelblauen Kleide, knieend, die schwarzen Locken reich um sich her ergossen. An eine Magdalena hätt' ich denken können, denn die Liebliche weinte, aber für eine Büssende war sie zu blühend, und wiederum beynah allzubetrübt für eine Unschuldige. Da ringsumher tiefe Stille herrschte, und keine Hütte sichtbar war, mußt' ich dennoch an Erscheinungen glauben; wie angewurzelt stand ich, den Odem anhaltend, und lauschend, ob sich die Nymphe, Dryas oder Magdalena erheben würde? Es geschah, und nun gewahrte sie mich, und mochte nicht minder an eine Erscheinung glauben, denn sie blieb erst unbeweglich, wie ein Marmorbild, bleich und leblos stehn, dann rief sie laut aus: heilige Mutter Gottes, er ist's! und kam mir entgegen, winkend, ich möchte ihr folgen. Ich stieg vom Roß und ergriff die Schwanenhand, die sie mir darbot, mit der Linken mein Roß am Zügel leitend. Ein gewundener Weg führte uns durch den Wald. Seltsamlich war mir das Rauschen ferner

Gewässer, das Blitzen der Sterne durch die Waldeswipfel, wobey die stumm und eilig wandelnde Gestalt der Jungfrau bald hell, bald dunkel vor mir her ging. Wir gelangten endlich an eine freundliche Hütte, die am Abhang des Waldgebirgs auf der andern Seite in eine weite Landschaft hinaus sah, unten murmelten und brausten die Räder der Wassermühle, zur Hütte gehörig. Wir traten ein. Beym Schimmer einer Alabaster-Lampe bemerkte ich eine schöne Frau, weiß gekleidet, nicht mehr in der ersten Jugend, bleich und ernst vor sich hin schauend im ländlichen Zimmer. Sie spann an einer himmelblau umwundnen Spindel, Nachtglocken bogen zum offnen Fenster hinein, und in einem Glase auf dem Tisch stand ein voller Busch der Sinnblüthe. Ich sah die Frau bey meinem Eintreten erzittern und erbleichen; siehst du, da ist er ja! sagte die Jungfrau. Ja, ganz unverkennbar, rief die Frau aus, welche ich leicht für die Mutter meiner Führerin, an der Gleichheit der Züge erkannte. Schon wollt' ich sprechen, allein die zwey Frauen geboten mir Schweigen mit ängstlich feyerlichen Mienen, und lange verbarg meine Führerin ihr Angesicht an der Mutter Brust. Dann besetzten beyde eine kleine Tafel, für mich allein, und ich nahm die stumme Einladung an. Während ich aß, wie ein verirrter abgematteter Jüngling von achtzehn Jahren nur essen kann, waren meine anmuthigen Wirthinnen verschwunden, und eine alte Frau kam, mich in mein Zimmer zu führen, welches sie hinter mir abschloß. Das Kämmerlein lag östlich. Der aufgegangene Mond war meine einzige

Leuchte, ich erkannte das blendendweiße frische kleine Bett, die Sauberkeit und Anmuth des ganzen Zellchens, die Heiterkeit der Einrichtung. Nicht minder als drüben blühte hier ein Strauß der Sinnblüthe, dessen tiefes Himmelblau meine Blicke an sich zog, so daß ich bald hinter dem Glase ein kleines Bildniß an der Wand entdeckte. Ich nahm es an das Fenster, und erkannte meine eignen Züge in diesem Bilde. Wallendes Haar, ein Spitzenkragen über einem blauen Kleide sah ich; es war die Tracht, in welcher meine Mutter mich am liebsten gesehn, doch war das Angesicht, wenn gleich mein Abbild, milder, ernster, lieblicher, verklärter als eines Menschen Antlitz zu seyn pflegt. Wunderbar ergriffen, hört ich wie betäubt das Rauschen des Wasserfalls. Die Waldnacht duftete frisch und herrlich, Johanniswürmlein zogen durch die Wipfel, Nachtigallen schlugen tiefathmend. Lange hielten mich Entzücken und Staunen wach, endlich schlief ich ein.

Am Morgen war mein Zimmer geöffnet, das Haus, welches ich sogleich durchsuchte, war leer, ich fand ein köstliches Frühstück in silbernen Schalen für einen Einsamen bereitet, und ließ mir das Irdische beym Uebersinnlichen gar wohl behagen. Dann ging ich in die Gegend umher, und bewunderte die schöne Waldesherrlichkeit. Endlich gelangt' ich wieder zum Marienbilde. Ich fand es ganz blau umblüht, wie eingetaucht in Vergißmeinnicht. Bald kam auch an der Mutter Hand das liebliche Räthsel in Jungfrauengestalt. Verweint und überwacht schaueten mich die

holden Blicke an. Beyde Damen grüßten mich freundlich, und fragten mich, wie ich die Nacht zugebracht, und ob ich mich erholt habe? Nach diesem verlangte die Mutter zu wissen, wer ihr Gast sey? Als ich das väterliche Schloß nannte seufzte sie tief, und die Tochter konnte die strömenden Thränen nicht bergen. Sey ruhig, Emma, sprach die Mutter. Emma? unterbrach Emma selbst, hocherröthend, doch bat sie den Grafen sogleich, fortzusprechen. Er that es. Die Mutter bat mich jetzt feyerlich, sie zu verlassen, und ohne ihre Einwilligung nicht wieder zu kommen, auch nicht zu forschen, bey wem ich gewesen. Ich war zu überrascht und hingenommen, um nicht Alles zu versprechen. Doch nicht ohne Schmerz leistete ich den Schwur, den die Mutter von mir heischte, Emma weinte unaufhaltsam, doch die Mutter zeigte nach dem Himmel. Ich selbst weinte auf Emmas zarte Hand, und ging dann mit betrübtem Herzen.

Der Jubel meiner Aeltern bey meiner Wiederkehr und die Zerstreuungen der Welt schwächten den Eindruck dieser Begebenheit; sie kam mir zuletzt nur wie ein Traum vor. Nach einem Jahre, an eben dem Tag — es war, wie mich dünket, am 24. Junius — Wie, unterbrach Emma wieder, das ist ja heut! Ja wohl, erwiederte Guy, und fuhr fort: Nach einem Jahre kam ein feiner Müllersgesell auf das Schloß geritten, der nach dem jungen Grafen fragte. Er wurde zu mir geführt, und lud mich ein, mit ihm nach der Mühle zu reiten, er war schweigend und traurig, mich aber durchzuckte die ganze Wonne der

Erinnerung. Ich folgte raſch, und ließ zu Hauſe die Weiſung zurück, daß ich erſt andern Tages wieder kommen würde. Mit klopfendem Herzen gelangte ich an die wohlbekannte Stelle, an dem Marienbilde vorüberreitend, ſah ich eine junge Thränenweide daran emporgeſproßt, umher flatterten Kränze von weißen Roſen und Cypreſſenzweigen. In das Kämmerchen wurd' ich geführt, wo ich übernachtet hatte. Hier lag, ſchon im Todeskampf, Emma. Sie reichte mir ſtill die weiße kalte Hand und ſah gen Himmel. Weinend kam die Mutter mir entgegen. Ueberwältigt, entſetzt, ſank ich vor Emma nieder, und lange noch konnt' ich meine Beſinnung nicht wieder finden. Als ich mich geſammelt hatte, nahm Emmas Mutter meine Hand, führte mich zu einem Sitz, und ſagte mir:

Ein wunderbares Verhängniß hat über mir gewaltet. Mein Loos iſt nicht erhaben, aber anſtändig. Frühe verlor ich meinen Vater. In einer ſchweren Krankheit hatte meine Mutter das Gelübde gethan, mich zur Braut Chriſti zu weihen, wenn ſie geneſen würde. Schon im Begriff, in wenigen Monden den Schleyer zu nehmen, änderte ein Augenblick meine Entſchließungen, und die Gewalt meiner Leidenſchaft bewog auch meine Mutter, den Pabſt um Löſung des Gelübdes anzuflehen, und mich einem Jüngling zu vermählen, der geſchworen hatte, nicht länger zu leben, wenn ich nicht die Seinige würde. Unſer geiſtlicher Vater und Freund, mild und fromm, wie einer der erſten Chriſten, hatte ſich dem leidenſchaftlichen Treiben dieſer ganzen Begebenheit nicht widerſetzt,

doch sagt' er wehmüthig, es könne aus dem Meineid kein Glück hervorgehn, und nur mit Thränen segnet' er unsern Bund.

Eine tiefe Schwermuth hatte sich meiner Mutter bemächtigt; sie schwand dahin, wie ein Schatten, und lös'te sich still, wie ein welkes Blumenblatt vom Leben. Ich fand sie eines Morgens todt, mit gefaltenen Händen, ihre Augen waren noch offen, ein Volksglauben sagt, daß alsdann bald Jemand aus der Familie nachstürbe. Ich drückte die sanften Augen zu, die noch der Tod nicht verdunkelt hatte, und bangte nach dem letzten Segen, den ich nicht empfangen. Meine Seele war gebeugt, meine Gesundheit schwankte, ich verfiel in ein dumpfes Hinbrüten, in einen betäubten Zustand, aus welchem mich selbst meines Mannes Liebe nicht zu retten vermochte. Meine Niederkunft war nicht mehr weit. Je näher diesem Zeitpunkt, je trostloser und bedenklicher wurde mein Zustand, war es Gewissensvorwurf, war's Ahnung gewesen? Eh' noch der gefürchtete Zeitpunkt kam, war mein Gemahl spurlos verschwunden.

Von Schmerz zerrüttet, und mit dem Tode ringend, genas ich zweyer Töchter, die ich Angelika und Emma nannte, und in Gedanken zu Bräuten des Himmels einweihte. Beyde geboren und erzogen in Einsamkeit und Weh, mußten sich zu Gott wenden, wie Blumen, von dumpfen Mauern umringt, welche nie ein Lichtstrahl durchdrungen, dennoch das Angesicht nach der Sonnenseite richten. Angelika war ganz das Abbild ihres Namens. Doch ein früher Tod entriß sie mir.

Im Sterben ermahnte ſie ihre Schweſter Emma, ſich nie der Welt zu ergeben, ſondern das Gelübde zu erfüllen, und weinend verhieß es ihr dieſe. Emmas junges Herz ſchloß ſich mit Innigkeit an die ruhige Einſamkeit, an die Vorſtellungen des Ueberſinnlichen, Heiligen. Sie malte alle Legenden, welche ſie las, und eine Menge Marienbilder, und ſchmückte damit ihr Gemach, welches ſie ganz zur Capelle umſchuf, und mit eigner Hand des Altars immer friſche Blumenſtauden pflegte.

Eines Tages rief uns der Tod einer Anverwandtin in ein Kloſter, das einige Meilen von unſerm Wohnort liegt. In der Kirche fanden wir ein altes Gemälde auf goldnem Grunde, die Opferung Iſaks vorſtellend. Rührend und ſüß war des Kindes Ergebung, der Patriarch ſchaute zu Gott, das Meſſer in Händen, eine freundliche Landſchaft erhob ſich rings um. Vor allem aber war jede Lieblichkeit auf den ſanften Engel ausgegoſſen, der die Hand nach Abraham ausſtreckend, wie abwendend den Todesſtreich, vordeutend das Lamm zeigt. Symboliſch war die Selbſtopferung des Erlöſers mit jener Darſtellung verwebt. Wie nun das Engelsbild auf dem maylich blühenden Grund von Sinnblüthe und Primeln hervorleuchtete, würde ein Jeder, der Sie, Graf Guy, geſehn, eine große Aehnlichkeit mit Ihnen darin erkannt haben. Emma war nicht von dem Bilde zu trennen, und auf ihr unabläßiges Bitten wurde es ihr zum Kopiren mitgegeben.

Tage lang nur mit dem geliebten Bilde beſchäftigt, wandte Emma doch vornämlich ihren Fleiß auf die

Vollendung des schönen Engels, der aus ihrer Hand Ihnen noch viel ähnlicher als jenes Urbild hervorging. Bey Vollmondschein vollendete Emma diese liebliche Arbeit, und warf sich dann ermüdet auf ein Ruhbett hin, ohne sich auszukleiden. Sie kam am Morgen darauf nicht zu mir, und ich ging, sie aufzusuchen. Ich fand sie, in Thränen vergehend. Sie sank zu meinen Füßen nieder, und beschwor mich, sie nicht zu zwingen, in ein Kloster zu gehn. Nicht ferner könne sie dem Heiland ein von irdischer Sehnsucht und Liebe unentweihtes Herz darbringen, denn sie wisse, daß das Engelsbild lebe, und wo sie ihn finden werde, und dies mit unsaussprechlichem Entzücken von ihr erkannte Bildniß sey die deutliche Erscheinung ihrer Ahnungen, ihrer Kindheitsträume, wo sich das liebe Bild immer zu ihr gesellt, und mit ihr sich gen Himmel geschwungen. In dieser Nacht habe sie Gewißheit empfangen, daß sein Urbild auf Erden sey; Herz und Seele gehörten diesem, und nicht dem Himmel, so könne sie auch des Himmels nicht seyn. Lange bekämpfte der Geistliche, vereint mit mir, Emmas Entschluß, nur dem Bilde ihrer Sehnsucht zu leben. Der Geistliche, den sein höheres Alter und Kränklichkeit schroffer und strenger machten, als er es zu der Zeit meiner Verbindung gewesen, marterte mein armes Kind mit den grausamsten Vorstellungen ewiger Pein. In sich selbst verschloß Emma ihre Qualen, doch als sie das Uebermaß nicht mehr zu tragen vermochte, so erwachte in ihrer Seele ein gewaltsamer Entschluß. Sie war eines Morgens verschwunden. Eine helle

Eingebung mütterlicher Liebe bewog mich, nicht durch Bekanntmachung dieser Flucht mein einziges Kind dem Urtheil der Welt preis zu geben, und nach einem heißen Gebet zu Gott und der Jungfrau, nahm ich Alles, was ich von Geld und Kostbarkeiten besaß, und reis'te im Stillen fort, den Himmel flehend, mich auf die rechte Spur zu leiten. Nicht lange schweifte ich fruchtlos suchend umher. Die Anmuth dieser Waldung bewog mich an einem schönen Frühlingsmorgen aus dem Wagen zu steigen, und die Gänge aufzusuchen, die ich bey Landfahrten so oft mit meinem Gemahl, und dann mit Emma durchwandelte. Weinend das grüne duftreiche Irrgewinde der Waldeshöh' durcheilend, fand ich mein armes Kind, an jener Stelle, vor dem hölzernen Marienbild. Als wär' es ihr bewußt gewesen, daß ich kommen sollte, reichte mir Emma die Hand, und blieb ruhig bey meinen Entzückungen und Vorwürfen, welche sie abwechselnd bestürmten. Sie sagte, ich würde doch nun auch hier bleiben, denn hier sey es ihr erst wieder wohl geworden. Sie führte mich in diese Hütte, das Besitzthum einer kranken Wittwe, welche kinderlos war, und deren Pflege Emma übernommen. Diese wackre Frau starb in unsern Armen, und wir wurden bald mit ihren Verwandten über den Ankauf der Mühle einig. Emma malte nun das kleine Bild, welches Sie kennen, und harrte täglich in Thränen, daß sein Urbild erscheine, denn jene Stelle am Marienbilde, ihr stets so theuer, hatte der Traum ihr gezeigt. Mehrere Frühlinge vergingen in dieser süßen Waldes-Einsamkeit. Hier waren wir

den Nachforschungen der Welt entgegen, die immer das nur zu verurtheilen geneigt ist, was sie nicht versteht. Die Hoffnung meines Kindes, je auf Erden das Urbild ihrer Seelenliebe zu finden, schien mir ein Wahn; um so sorgloser und sichrer überließ ich sie ihrer Stimmung, oft jedoch mit heißen Thränen beweinend, daß Emma auf diese Weise weder Gott noch der Welt angehöre, noch jemals gehören könne. Nun erschien mir die irdische Liebe, welche meine Sinnen gefesselt, und mich dem Kloster entrissen hatte, ein Irrthum. Mein Vergehn war die Quelle, aus der meines Kindes Sinnesverwirrung entsprungen, und ich beweint' es mit unversiegbaren Thränen. So hinlebend traf uns, gleich einem Blitzstrahl, Ihr Erscheinen, Graf Guy, die Ahnungen und Träume des unschuldigen Herzens waren verwirklicht, war es zu verwundern, wenn ich an jenem unvergeßlichen Johannisabend, von Schaudern ergriffen, nicht zu reden wagte? Meine Seele erlag unter dem Andrang des Wunderbaren, Geheimnißvollen, und übermenschlich erschien mir Ihr Anblick, ja, das ganze Ereigniß dünkte mich ein wacher Traum. Am Morgen, nachdem wir die Nacht hindurch gebetet hatten, zerstörte Ihres Namens Enthüllung jede Hoffnung auf eine Lösung auf Erden der wildverschlungenen Schicksalsbande. Ihr Stand, Ihre mir wohlbekannte Familie, alles vereinigte sich, Emmas Geschick auf ewig von dem Ihrigen zu trennen. Bis dahin zu schwach und schwankend, gab der Gedanke an die gräßlichste Gefahr mir Kraft, nun selbstständig zu handeln. Ich

entfernte Sie, denn meines Kindes Seele, Ihnen ganz eigen, durfte nicht verloren gehn. Emma hat seit Ihrem Scheiden sich verzehrt in Buße, Gebet und Thränen, ihr Kampf war lang und schwer. Sie hat sich nunmehr zu Gott gewendet, und was hier auch gewaltet habe, der Himmel hat gesiegt.

Welch eine Enthüllung am Sterbebett der Holden! Stilleidend lag sie mit den gefalteten Lilienhänden während der Mutter Erzählung, und je nachdem ein Wort ihr Herz tiefer rührte, träufelten sanfte Thränen auf die mondhelle Wange. Es war Nacht geworden, nichts hörbar als die Annäherung des Todes, in der gemarterten Brust. Emma reichte der Mutter die Hand, und sagte: Bald ist's vorüber, bald geh' ich ein zu Gott! O mein Kind, rief die Mutter, ich habe dich oft betrübt, und nun nimmt Gott dich mir fort! Mutter, sagte Emma, du hast mir ja immer gesagt, nichts geschieht ohne Gott, und wenn er uns nun trennt, so ist's ja auch aus Liebe. Ich zerfloß in Thränen, und rang heftig mit einem Schmerz, dessen Gewalt noch dem Anblick des Engelsbildes unterliegen mußte. Jeder Minute dieser Leidensstunden bin ich mir aber bewußt, ob ich gleich zwischen Bewußtseyn und Ohnmacht, zwischen Himmel und Erde schwankte. Bis Mitternacht hörten wir die Leidende mit den Todesschmerzen ringen. Aus tiefer Stille heraus schlug plötzlich die Uhr des Tages letzte Stunde, im nämlichen Augenblick trat der Mond aus Wolken, ein hohes Rauschen flog durch Wipfel und Waldbach, die Nachtigall schlug, und der Kukuk rief, süße Düfte zogen

ins offne Fenster hinein, und das volle Mondenlicht verklärte das Antlitz der Jungfrau mit himmlischer Anmuth. Ruhend von fürchterlichen Schmerzen des Todeskampfes sog Emma noch einen Augenblick die irdischen Entzückungen in ihre Brust, und wie ich sie so sahe, schon verklärt, ganz Liebe, Leid und Aufschwung zum Himmel, da durchströmt' es mich mit unendlichem Sehnen, und ich sank auf die Knie vor ihr Lager hin, und bedeckte ihre Hände mit Küssen und Thränen. Ich fühlte einen leisen Druck der Hand, dann hört' ich einen tiefen Seufzer, ein seliges Lächeln, wie ein Licht, flog über Emmas Angesicht, ihr Auge zu mir gewendet, goß alle süßesten Strahlen der Liebe auf mich hin, und senkte sich dann sanft und anmuthig wie zum Schlummer nieder — Sie war dahin!

Himmel und Erde umfassen kein süßeres Bild, als diese jungfräuliche Leiche war. Frieden der Unschuld thronte auf den nie berührten Lippen, und die Wonne der Vollendung ging, wie ein lichter Mondenstrahl, von ihrem Antlitz aus, und drang lindernd in meine Seele. Hier die sternenhelle Nacht hindurch knieen, mich ewig ihr zum Eigenthum weihen, ihre Liebe über dem Grabe vergelten, das unsichtbare Band über den Sternen hin festknüpfen, das waren die Regungen der noch kindischen Seele, welche seitdem das Leben furchtbar gestört hat, und nie wieder ist mir so wohl geworden, als es mir in jenen Schmerzen war.

Amalie wollte nach der allgemein tiefathmenden Stille schon den Mund öffnen, als Emma mit glühenden Thränen zu ihr sagte: O, Gott! nur kein Wort

mehr über das eben Erzählte. Es iſt nicht gut über das zu ſprechen, was ſo gewaltig rührt und erſchüttert. Ich wünſche auch nicht zu erfahren, was aus der Mutter noch geworden, zerfließt denn nicht alles Irdiſche wie eine Täuſchung im himmliſchen Licht? Emma ſtand bey dieſen Worten auf, und eilte in ihr Zimmer, um das, was in ihrem Innern gewaltſam aufgeregt war, im heißen Gebet zu ſtillen, und zu verklären. Beruhigt kam ſie nach einiger Zeit in den fröhlichen Kreis zurück.

Carl wurde nun gebeten, ſeinen Beytrag zur Unterhaltung des Abends zu geben, allein ſo wichtig ihm auch ſein bisheriges Leben und Treiben in reichen Banquiershäuſern erſchienen war, ſtarb ihm doch hier ſeine ganze Vergangenheit ab, wie eine farbloſe Leiche, und er bat, man möchte ihn entſchuldigen. Lilla, welche Gründe hatte, nichts von Allem auszuſprechen, was ihr jemals wichtig geweſen, entſchuldigte ſich gleichfalls, und bot dagegen Geſang an; der Vorſchlag wurde mit Dank angenommen, und Lillas Lied ging an dieſem Abend aus innerer Wehmuth hervor:

Du herrlich teutſches Land,
Du Rhein, du Neckarſtrand,
Wohl mag dich wurdig preiſen
Des tiefſten Sehnens Lied,
O, möchten Liebesweiſen
Von dir verſtanden werden,
Du ſchönſter Sitz der Erden,
Von jedem Reiz umblüht!

Ihr Felsen, waldumlaubt,
Ihr Wipfel, deren Haupt
Die Sterne liebend grüßen,
Du Epheu ernst und traut,
Den frische Rosen küssen!
Ihr goldnen Lichtgebilde,
Womit der Himmel milde
Entzückend niederschaut!

Ihr Quellen silberrein
Rauscht zu den Liedern mein,
Des Waldes Nachtigallen
Verstehn der Sehnsucht Ton,
O, Schmerzen süß vor Allen,
Im Liede wird euch Leben,
Wollt Alles wieder geben
Was langst, ach! langst entflohn

Von lieber Heimath fern
Weilt hier mein bleicher Stern
In diese Blumenauen
Senkt sich das wunde Herz,
Dort Alles zu vertrauen,
Was Menschen nicht verstehen,
Natur neigt meinem Flehen
Das volle Blüthenherz.

Als Lilla ihren Gesang vollendet hatte, reichte ihr Emma den Ring, und erkannte ihr den Preis zu, denn ein ganzes Leben des Sehnens und der Wonne sey in den süßen Tönen enthalten. Lilla nahm den Ring mit sichtbarer Freude, und schmückte ihren Finger damit, so daß die weiße vielberingte Hand aus einem alten Gemälde hervorzustrahlen schien. Jetzt wechselten heitre Scherze bey der Abendmahlzeit, und Lilla sang in die Wette mit zwey Nachtigallen, die von der

Waldung jenseits des Rheins die Eine, die Andre aus dem Weinberg im Wechselschall einander antworteten. Da wandelte eine weiße Gestalt langsam die Stiegen hinauf, zur Anhöhe, wo die duftende Laube mit Tönen und Blüthen prangend auf die weite Gegend hinaussah. Das ist Urbanus, rief Emma, und eilte ihm entgegen. Kindlich drückte sie seine dargebotne Rechte an ihre Lippen.

Der St. Johannis-Abend ist heut, ihr Kinder, sagte Urbanus, seht wie ringsum die Feuer vor den Hütten funkeln, die Glühwürmlein durch die lauen Lüfte wogen. Ein solcher Odem der Luft, wie diesen Abend an so schöner Stelle weht, ist wundersam einwirkend auf das Gemüth. Alle Sterne rufen nach Oben, und die irrenden Glühkäfer auf dem Boden sind die wilden Begierden, welche die Blicke vom Himmel abwenden. Hier blüht schöne Jugend mit den Rosen dieses Frühlings um die Wette; öffnet die Herzen, und sagt mir, wessen wollt ihr seyn, den Sternen dort Oben, oder den falschen Lichtern hienieden, Gott, oder der Sünde?

Höchst überrascht schwieg Alles, Urbanus sprach weiter: Ihr lieben schönen Kinder, glaubt mir, der ich nun bald hoffe in die Heimath zu gehn, ich sah viel süße Blumen, angehaucht vom Gifthauch der Sünde, in Gram hingesunken. Ein zartes Herz muß brechen unter der Last der Schuld, und so frech, und von Gott entfremdet ist keine Seele, daß nicht zuweilen der Schlangenbiß der Reue sie durchbohrte, damit sie nicht ganz verloren gehe. Unbeachtet verhallt

oft die Warnung vor dem Fall, wenn auch nicht unvernommen, und wie ein Echo, das nach langer Pause von Fern zurückkehrt, weckt sie noch dann die Seele zur Buße und Wiederkehr, denn Gottes Liebe ist unermessen.

Urbanus schwieg, und ein tiefes Staunen hielt die Zungen in Fesseln. Vergebens wollte Lilla mit der geübten Hand süße Töne aus der Laute hervorlocken, sie zerrannen in Mißklang, und ein eiskalter Schauder goß sich durch die Seelen. Freundlich nahm nun Urbanus die Laute, und sang, sich mit milden und tiefen Accorden begleitend:

Geht ein zur Ruh, gut Nacht,
Zum Schlaf die Sterne winken,
Die nicht zum Wachen blinken
In solcher süßen Pracht.

Was dort geschrieben steht
In klaren Wunderzügen
Erscheint euch nur als Lügen,
Weil ihr es nicht versteht.

In Kindes Schlaf hinein
Da schauen süße Sterne,
Der Unschuld webend gerne
Viel Träum' im Blüthenschein.

Und wo die finstre Macht
Im finstern Herzen waltet,
Da schaun, die nie veraltet,
Wie Bosheit sinnend wacht.

Und die der Unschuld hold
Dem Bösen zürnend scheinen,
Er siehet blutig weinen
Der Sternenblicke Gold.

Geht ein zur Ruh, gut Nacht!
Zum Schlaf die Sterne winken,
Ihr seht dereinst sie blinken
In reiner Morgenpracht!

Es lag etwas sanft gebietendes in Urbanus Blick und Geberde, ihm widerstand Niemand. Anständig und freundlich entfernte sich Alles, und eine tiefe innerliche Scheu war über die jungen Gemüther gekommen. Kurz war der Nachtgruß und Jedes verfügte sich nach seiner Wohnung. Graf Guy wurde noch von Imogen zum nächsten Morgen eingeladen, eh' er Abschied nahm.

Ein Ausruf der Bewunderung glitt von Imogens und Amaliens Lippen, als sie ihr Zimmer erblickten. Nett und heiter lag der Vollmondschein auf dem köstlichen Fußteppich, und der Kerzen Glanz durchschimmerte die Blumen, und verklärte die Gestalten auf der altteutschen Bottstafel. Außen rauschte der wogende Rhein im frischen Nachtwind, und würziger drangen des Walds und der Reben Düfte zu den offnen Fenstern hinein. Ein kleiner gothischer Altar winkte den regen Gästen, beyde ergötzten sich noch lange an dem für sie ganz neuen Reiz einer südlichen Rosenmondnacht. Prinz Imogen sang noch zur Laute ein helles Lied in die frische Nachtluft hinein, dann ging er zur Ruh, vom Feenglanz des Monden auf den alterthümlichen Kunstgebilden und frischen Rosen wunderbar ergötzt.

Das ist hier ein eignes Leben, sagte Amalie, früh erwachend, ich habe nun niegeahnte Dinge gesehn,

und seltsame Regungen sind in mir erwacht. Es gibt also etwas Anders, etwas Bessers vielleicht, als das, was in unserm Kreise das Ziel unsers Denkens und Strebens ausmacht? Viel solche Tage möcht' ich leben, wie gestern, wenn gleich die Erinnerungen wie zerflossne Traumbilder mir verschweben.

Wir können hier drey Tage zubringen, sagte Imogen, in der Zeit kommt deine Gesellschafterin, und du gehst zurück, denn weiter kann ich dich nun nicht mitnehmen. Du hast Recht, es ist hier ein wunderlich eignes Wesen, der Rhein mag wohl seine besondre Luft haben, und der Einfluß der alten Denkmale kann auch dazu beitragen. Unsre Wohnsitze nördlich sind so frisch und glatt, man lebt, wie seit gestern, und wie für Morgen. Der flache Sandboden und die kahle Ferne können das Gemüth nicht bewegen, und die Spieltische geben uns vollends den Rest. Aber es geht doch kein Leben über unser Leben, wenn wir so recht flott sind, und ich sage nur immer wie der Knabe im Faust:

Und wär' ich bey Geld,
So wär' ich bey Sinnen!

Nein, das rechte Champagnerschäumen des Lebens, davon ahnt man nichts in diesen beschränkten durstigen Wohnsitzen. Hier ist der Sommerpallast der Natur, aber die Nachtigall hört auf zu schlagen, und wer mag neun Monat lang gähnen und schmachten, um dann drey Monat in Entzückungen hinzuschmelzen? Doch komm, Amalie, wir wollen in der Laube

frühstücken, aus der uns gestern der alte Stöhrefried hinausgewiesen.

Beym Herabsteigen wurde das fremde Paar von Carl und Emma begrüßt, welche sie zur Rosenlaube geleiteten. Emma, in knapper leichter himmelblauer Morgenkleidung mit schwarzem Schurz und Mieder, ein paaar wilde Rosen am Busen, die Haare regellos aufgeflochten, und wieder in quillenden Locken auf die Schläfen ausgegossen, war unendlich schön. Glanz und Düfte der Gegend schienen nur von ihr auszugehen. Imogen stand in ihrem Anblick versunken. Was er je Anmuthiges und Schönes erblickt, zerfloß wie ein Hauch vor der Erscheinung dieses geistigen beseelten Wesens, und des Weltlings Gemüth, durchkältet und durchzuckert, wie die zu Eis getriebene Frucht, welche die Tafeln der Großen schmückt, begann von dem Hauch der süßen Natur zu schmelzen, die ihn hier zum Erstenmal in ihrer Herrlichkeit grüßte. Die Gegenwart seiner Gefährtin, die Nähe Lillas waren ihm keine Hindernisse. Imogen, der seinen Triumph darein setzte, jeden Willen dem seinigen unterzuordnen, fühlte sich zum Herrschen über die Gemüther erkoren, und verhieß nicht einmal die Treue, die er nicht zu halten gesonnen war.

Um ein Gespräch mit Emma anzuknüpfen, verlangte Prinz Imogen Auskunft von ihr über den Alten. Sie erwiederte schon, daß von seiner Lebensgeschichte wunderliche Sagen umhergingen, als die Ankunft Graf Guys ihr Angesicht mit dem höchsten Purpur überzog. Guy kam, einen Strauß wilder

Rosen in Händen, und da er dieselbe Blume an Emma's Busen sahe, fragte er sie, ob sie mehr Freude an dieser hätte, als an der Gartenrose? oder ob sie die armen Blumen nur aus Hohn trüge, um ihren Glanz zu beschämen? Emma erklärte, ihr Duft sey frischer und habe etwas würzigers, als der Duft der Gartenrose, und überhaupt möge sie das Künstliche nicht. Imogen unterbrach dies Gespräch, indem er sich zu Johannes wandte. Wie anmuthig, sagte er, ist es hier in Ihrem kleinen Hause, und wie herrlich Luft und Gegend hier am Rhein! Das Alte steht hier so groß und reich, in so schönem Ernst gegen das lächelnde Angesicht des Himmels und der grünen Rebenhügel. Wo ich je wieder hingelange, wird dies Bild vor mir stehn, und mein Sehnen wecken. Sie gehen dem prachtvollen Paris, sagte Johannes, gehen dem Ruhme entgegen. Dem Tode, sagte Imogen. Wenn ich dahin bin, werden Sie Ihrer Gäste nicht mehr gedenken. Viel lieber hoff' ich Sie bey siegreicher Wiederkehr froh willkommen zu heißen, antwortete Johannes, wer wird solche Ahnungen hegen? Geben Sie, bey so blühender Jugend, solchen Gedanken nicht Raum. Sie gehn in einen guten Krieg für die gute Sache. So werden Sie denn diesen ernsten Zug mit festem Herzen und freudiger Zuversicht beginnen, und der Kugel eine unbefleckte Brust darbieten, sie treffe nun, oder sie fehle. So denkt der Soldat nicht, unterbrach Imogen, Niemand als er hat ein gleiches Recht, die Blüthe des Augenblicks zu pflücken. Wir kennen keinen Rückblick, immer voran,

keine Schranken, alles ist unbedingt, Lust und Weh, und der Tod ist willkommen! Doch lieber Vater Johannes, wie wär's, wenn wir heut den Frankenstein besuchten? Lassen Sie mich Ihnen die Kinder entführen, jeder Sorge um uns sind Sie enthoben, ich lade Emma und Carl auf der Ruine zu Gast und bringe sie Ihnen wohlbehalten bey Vollmondlicht zurück. Auch Graf Guy und die schöne Sängerin lad ich ein, auch Mutter Elisabeth, und Sie, wenn es Sie erfreuen kann. Lassen Sie uns Alte nur, lächelte Johannes, Jugend will der Jugend seyn, und wir haben in unserm Gemüthe genug Anhöhen zu erklimmen, als daß wir es noch auf Erden versuchen wollten.

Prinz Imogen ging jetzt Befehle zu geben, und nach dem Frühstück begann die muntre Fahrt. Carl und Graf Guy setzten sich zu Pferde, Lilla bestieg Amaliens arabisches Handpferd, Imogen lenkte die Zügel des Wagens, in welchem Amalie neben Emma saß. Vorreiter, Jokey, Jäger, Doggen und Windspiele umlärmten den Zug, und ein Beywagen, mit Eßwaaren beladen, obenein noch mit Köchen, Kellermeister und Küchenjungen, verkündete, daß auf dem Frankenstein ein Fest wie zu Gamachos Hochzeit bereitet werden sollte. Wirklich sahen die Gäste bey der Ankunft auf dem Schloßberge den Koch sinnend und kopfschüttelnd umhergehn, endlich mit Jubel einen ungeheuren Kamin entdecken, und dort seine Verfügungen treffen, dahingegen der Kellermeister den Vorrath edler Weine in dem steinernen uralten Brun-

nenbecken der Felsquellen abkühlen ließ. Von ausgestochnen Grasstücken und Steinen wurde ein Heerd errichtet, ein lustiges Feuer loderte drauf, und die bunten Rheinforellen, herbeygebracht von Landleuten, fanden hier ihren Tod. Es sah sich diesen Anstalten ganz behaglich zu; Imogen ließ sich's nicht nehmen, sie zu leiten, er konnte sich weder bey seiner Tänzerin Amalie, noch bey der Sängerin Raths erholen, Emma wurde dann befragt, und selbst Graf Guy hatte während der Emigration manches gelernt, und sogar den Werther gelesen, dies war Ursache, daß er verlangte, die Schoten dürften durchaus nicht durch ungeweihte Hände gehn, sie müßten von der Gesellschaft ausgeschält werden. Der Vorschlag fand rauschenden Beyfall. Alles schaffte sich Platz um einen runden steinernen Tisch, im dichtesten Schatten, und Imogen, stets hoffend, von Emma mehr zu erfahren, begehrte, während die grünen Kerne flink durch die Alabasterhände rollten, auch von ihr die Erzählung einer Begebenheit, da sie sich gestern Abend entfernt habe, ohne ihren Zoll zu entrichten. Graf Guy drang nicht minder in Emma, und sie begann mit Erröthen:

Mein einfach stilles Leben ist dem der Blumen im Thale nicht ungleich, fast immer froh, ungekannt, ungestört; den Tod einer Jugendfreundin ausgenommen, habe ich noch nichts erlebt, die ganze Welt ist mir neu. Nur aus meiner Kindheit weht mir oft die Erinnerung einer Begegniß wieder zu, so einfach sie ist, reizvoll für mich. Es war ein frischer Maytag, ich stand im St. Catharinenstift, und schaute

die Rose des herrlichen Fensterbogens an. Urbanus, den ich zuvor oft gesehn, und der mir Früchte gereicht, aber nie mit mir geredet, nahm mich bey der Hand, sah mir ins Auge, und sagte: Komm mit! Wohin? sagt' ich. Komm, da du solche Freude an Bildern hast, ich will dir liebe Engel zeigen. Er führte mich zum Thor hinaus, zu einem kleinen Korbwagen, und wir kamen nach wenigen Stunden in ein tiefes, grünes, süßduftendes Thal, voll rieselnder Quellen. Die Felsenhöhen prangten mit köstlichen Eichen, und hoch oben thronte diese Burg. Es war das Jägerthal. Ich konnte den Blumen nicht so vorüber, ich wollte zum Wagen hinaus und pflücken, aber ein ernstes Wort versagte es mir. Brich die Schwestern nicht vom Mutterherzen, sagte Urbanus, sie schmücken die Erde wie du! Bald kamen wir an ein Häuschen, es stand so lieb im tiefen kühlen Grund, von lauter süßem Sang und hellem Rieseln der Bäche umwoben, und die Quellen perlten über die zahllosen Vergißmeinnicht hin. Siehst du, mein Kind, sprach Urbanus, wie die Blümlein zum Himmel hin äugeln? Sie stehn in Thränen, aber selig sind die Thränen der Unschuld. — Nun gingen wir hinein. Wundervoll umfing es mich da mit blumenhellen Blicken und Minen, auf reinem Gold schwebten selige Gestalten, wehmüthig, und dennoch entzückt sahen sie hin auf mich. Frühlingsschimmer im Morgenglanz waren die reinen Lichtgewande, die Blumenblicke der heiligen Frauen. Ich stand, und schaute in die süßen Minen, meine Hände waren gefalten, ich sank in die Knie.

Der Goldglanz zitterte in meinen Thränen, mir war als regten sich die himmlischen Flügel, und wollten mit meiner Seele hinschweben. Oben herab schaute die heilige Mutter tief in mein Herz hinein, als wüßte sie schon, was ich meinte. Ich gedachte, wie mir die Mutter gestorben war, ungekannt, und das ergriff mich nun heißer und banger, so daß ich in Thränen zerfließend dahin sank. Als ich wieder zu mir selbst kam, war ich schon im Wagen, der nach Oppenheim rollte, durch das liebliche Thal, und meine schönste Sehnsucht blieb bey jenen Wunderbildern zurück.

Wie war es denn mit jenen Wunderbildern? fragte Guy. Vermuthlich, sagte Imogen, der in Italien welche gesehen, standen sie auf goldnem Grund gemahlt, es war eine antike Unbehülflichkeit, nachher wurde man klüger und sinnreicher. Ich sollte das nicht meinen, erwiederte Lilla, ich halte vielmehr dies Absondern der Heiligen und Märtyrer auf dem klaren Goldgrund für etwas sehr Schönes und Sinnvolles, ich habe in Rom teutsche Dichter darüber allerhand sprechen hören, was mir damals auch recht zu Herzen ging. Die Worte weiß ich nicht mehr, aber der Sinn war, wie mich dünkt, daß nur kindliche Ehrfurcht die Heiligkeit jener Gestalten so klar und köstlich umgeben, und sie in die goldne sonnige Region versetzt habe, während Blumen aller Art zu ihren Füßen aufsproßten. Ja die teutschen Dichter, rief Imogen, die werden am Ende noch ganz kindisch. Harte Nüsse werden sie aufzubeißen haben, eh' nur einer so klassisch

iſt wie Racine oder Boileau. Der Wieland wird dem Voltaire verglichen du mein Himmel, welch ein Abſtand! Wieland ſoll mir nur eine Seite wie die Pucelle ſchreiben. Ich weiß nicht, ſagte Guy, ich finde nun, daß man es dulden kann, wenn ſo ein ſinnig Gemüth in allem eine liebliche Beziehung auffindet. Die teutſche Poeſie iſt wie Epheu, ſie erfaßt alles und rankt ſich daran hinauf. Den Geſchmack werden ſie doch endlich einmal wegbringen, wenn ſie die großen Muſter aus den Zeiten Louis XIV ſtudieren, und die Einwirkung dieſes Zeitpunkts die franzöſiſche Sprache über den Erdball ausbreitet, wie zu hoffen ſtehet. Viel eher, ſagte Amalie, (die mit den neuerwachenden Geiſtern jener Zeit einigemal zum Thee vereinigt geweſen war) möchten die Franzoſen unverſehens ein Stück Teutſchheit abbringen, und wer weiß, ſteht nicht noch mancher Geiſt aus ihrer Mitte auf, und predigt ihnen teutſche Poeſie? Das hieße wie St. Antonius den Fiſchen predigen, rief Lilla, aber ſeht doch, die Schoten ſind fertig, und wir gerathen ſeit geſtern immer in die Aeſthetik hinein. Zaubern Sie uns aus den Geſprächen über das Schöne in die Wirklichkeit, ſagte Imogen, und ergriff die Laute, indem er die ſeinige ſich auch geben ließ, und beyde nun nach einem kurzen leiſen Geſpräch ein liebliches Duo begannen. Nachdem zerſtreute ſich der muntre Kreis in den Trümmern; wenn auch Amalie und Lilla eigentlich leer ausgingen, da Alles, was Imogen und Guy erſannen, ſich nur auf Emma bezog, ſo verfloſſen jedoch die Stunden ſehr angenehm bis

zur Mahlzeit, die in einem der glänzendsten Palläste nicht ausgesuchter hätte seyn können, und deren Pracht Imogens Stand verrathen haben würde, wenn Emma und Carl nicht zu unbekannt mit der Welt gewesen wären, um einen Prinzen in jenem dem Anschein nach so anspruchlosen Fremdling zu ahnen.

Sinnreich wußte Lilla beym Umhergehn nach Tisch die Paare so zu ordnen, daß Imogen, dessen Wünsche sie verrieth, Emma's Führer wurde. Gern hätte sie sich durch des freundlichen Guy Unterhaltung entschädigt, aber sie fühlte, daß dann Amalie Störung machen würde, und nahm Carls Führung an. Guy, der keine Ahnung davon hatte, daß Amalie nicht Imogens Gemahlin sey, begegnete ihr mit der höchsten Auszeichnung, und das war Amalien neu, bisher war ihrer Schönheit allein gehuldigt worden. Guy huldigte dem Stand, den er in ihr voraussetzte, und Amalie ließ ihn, so viel sie vermochte, keinen Mißgriff fühlen. Lange gieng Alles vortrefflich, bis das Gespräch sich auf die Vergnügungen der großen Welt, und von da natürlich auf die Ballette hinwandte. Da brach der mühsam gebannte Geist aus seinem Kreise, und Guy, ganz namenlos überrascht, ließ Amaliens Arm fahren, ohne doch noch die volle Wahrheit zu fassen. Er hielt Amalien für einen Emporkömmling, für Imogens rechtmäßige Gemahlin. Dieser Irrthum behagte Amalien nicht, sie fand sich vernachläßigt, und wünschte ein neues Band zu knüpfen. Nichts schien ihr romantischer, als die Schätze, welche sie Eduards Großmuth dankte, mit dem schönen Emigran-

ten zu theilen, und zum Dank ſeine Hand zu empfangen. Sie löſ'te ihm das Räthſel, und bat ihn, ihrem Schmerz über Eduards Unbeſtand die Theilnahme eines Freundes zu ſchenken, da Imogen jetzt ſichtlich von Emma's Schönheit hingeriſſen ſey. Kaum hatte Amalie dies Wort ausgeſprochen, als der bis dahin ganz unbefangene Guy urplötzlich die Schlinge erblickend, die Emma's Unſchuld gelegt war, Amalien in dem blühenden Rund von wilden Roſenſtauden am Felshang, wohin ſie ihn zum Ausruhn geführt, ſitzen ließ, und mit unaufhaltſamer Eil durch das Gehölz irrte, Emma aufzuſuchen. Die Tänzerin, die dieſen Ausgang des Geſprächs nicht geahnet, ſah Guy mit ſtummen Erſtaunen nach, und nahm dann langſam den Weg nach der Ruine, einen Blumenſtrauß zerpflückend, der ſich ihrem gereizten Gemüthe als willkommenes Opfer darbot.

An einer nicht minder einſamen und verſchatteten Stelle, als die, wo Amalie mit ihm verweilt hatte fand Guy mit Imogen Emma im Geſpräch. Zu tief war ſein ganzes Gefühl angeregt, um nicht zu lauſchen. Er vernahm Imogens Worte: Sie kennen nun mein ganzes Unglück, meine Leiden, Sie werden mir Theilnahme gewähren, und mir vergönnen, nach dem Himmelsglück Ihres Herzens zu ſtreben! Bravo, dachte Guy, das iſt ja das rechte Gegenſtück zu Amalien! und er horchte weiter. Emma unterbrach den Prinzen. Ich weiß wenig vom Leben, und noch minder von der Liebe, ich kann keine Anſicht von Ihrer Lebensgeſchichte faſſen, und Ihnen über mich

nichts Anders sagen, als daß mir Alles, was Sie betrifft, völlig fremd geblieben! Imogen erblaßte. Verzeihen Sie meiner Freymüthigkeit, sagte Emma, alle Wahrheit ist liebevoll, Wahrheit hat herbe Schaale, aber süßen Kern, und so wenig ich je von Liebe erfahren, halte ich es doch für ein Verbrechen, irgend ein Herz über sein Gefühl zu täuschen. Emma stand auf, und Imogen vermochte nicht, sie zurückzuhalten. Guy entfernte sich, ganz unbemerkt, und im Herzen selig froh. Er hoffte, zu ihm würde Emma so nicht sprechen, er glaubte, voraussetzen zu dürfen, sie würde nicht so streng gesprochen haben, wenn ihr Herz nicht schon eingenommen gewesen wäre, und eine leise Ahnung sagte ihm, daß er Eindruck auf sie gemacht. Wie von Ohngefähr fand sich die Gesellschaft wieder bey der Ruine zusammen, doch wie erstaunt würde ein unbefangner Beobachter gewesen seyn, der nun dieselben Gesichter wieder gesehn hätte, aus denen alle Freude gewichen war! Carl, von Lilla ganz eingenommen, sah nun nichts mehr als sie, und wenn er schon Lilla nicht sehr gefiel, so war er ihr immer doch etwas mehr werth, als gar Niemand, und sie duldete seine Aufmerksamkeiten.

Amalie winkte zum Aufbruch, und rasch flogen die Wagen durch die Waldung zurück. Emma sprach kein Wort zu Amalien, denn sie wußte nun ungefähr, wer sie war. Amalie hingegen, die nicht vermeinte, daß Imogen irgend etwas unterlassen haben würde, was seinen Bemerkungen mehr Gewicht geben könnte, ergriff das Wort, und nannte, von Imogen sprechend,

ihn bey ſeinem vollen Namen. Emma erblaßte, und beſchwor ſie, ihr die Wahrheit zu ſagen. Amalie betheuerte, daß dies Wahrheit ſey, und bezeigte Emma Unglauben daran, daß ſie dies nicht wiſſe. Mehr vom innern Gefühl des Bewußtſeyns und der Zartheit, als von klaren Vorſtellungen gewarnt, und empört über Amaliens Betragen, warf Emma einen Blick auf ſie, der wie ein Blitz ihr Inneres durchbohrte. Mit hohem Herzklopfen und Erröthen ſprach Emma: Mein erſter Blick in die Welt iſt heut geſchehen, aber wie troſtlos öffnet ſie ſich mir! Welche Verworrenheit, welche Marter! Wie froh will ich wieder in meiner Einſamkeit ſeyn! Wie unendlich jammert mich jedes weibliche Weſen, das nicht aus dem Weltgewirre wieder in ſich ſelbſt zurückflüchten darf, um Ruh und Freude zu finden! Der Wagen war jetzt angelangt, und Emma trennte ſich ſogleich von den Gäſten, und eilte an das Herz der Mutter Eliſabeth, um dort ihren ganzen Schmerz auszuweinen. Einige Stunden waren beyde im Geſpräch, dann ging Emma zur Ruh, diesmal in Eliſabeths Zimmer. Sanft war ihr Schlummer, wie ein Licht lächelte ein himmelblaues Auge in ihre Träume. Carl war in derſelben Nacht noch nach der Stadt hingeritten, wo ſein Fach ihn hinrief.

Frühmorgens, als die Lerche kaum ihr erſtes Lied vollendet, ging Emma an Eliſabeths Hand durch die duftende Fahrſtraße nach D* zu, wo die biedre Wirthin des erſten Gaſthauſes, Eliſabeths Muhme, in reger Thätigkeit, im Kreiſe blühender Kinder lebte. Muſik und Bücher fehlten nicht in dieſem frohen und

gesegneten Hause, das der Reisende noch immer preis't, wenn irgend ein Zufall ihn veranlaßt, in diesem Städtchen zu verweilen, und er im freundlichen Zimmer unsrer teutschen Dichter sinnigste Lieder mit Kunst und Liebe zur Laute vortragen hört, und an geistvollen Gesprächen Antheil nimmt.

Innig freute sich Frau Johanne des Besuchs der zwey lieben Ankömmlinge, eilig wurden ihnen das beste Zimmer bereitet, und wie groß war der Jubel im ganzen Hause, als Elisabeth äußerte, sie würde einige Wochen mit Emma hier bleiben. Die Freude überäubte die Verwunderung über diesen ganz ungewöhnlichen Entschluß, denn Elisabeth zu bewegen, die kleine Stunde zu gehn, die zwischen Oppenheim und D* liegt, das hätten sonst bestürmende Bitten nicht vermocht. Elisabeth gehörte zu den lieben Hausmüttern, die, gleich der Schnecke, ihr Haus immer auf sich ruhen haben, und nicht heraus können; diesmal aber fühlte sie die Nothwendigkeit einer Entfernung ihrer Emma von einem so unternehmenden und anmuthigen Verführer, als Prinz Imogen, und da sie sich eben so wenig entschließen konnte, Emma einer fremden Obhut zu vertrauen, war sie, mit Gott, wie sie sagte, mit ihr gegangen, und Vater Johannes hatte seinen Segen mit auf den Weg gegeben.

Als am Morgen, nach dem Erwachen der Fremden das Mädchen herauf kam, und sie fragte, wo sie frühstücken wollten, rief Imogen: In der Rosenlaube! Zu Befehl, sagte das Mädchen, verschwand, und kam bald zurück, verkündend, daß Alles bereit sey.

Der Prinz ging mit Amalien hinunter, ſchon ahnend, es ſey nicht Alles, wie vorher. Ein ſchönes Frühſtück für zwey Perſonen ſtand bereit, Niemand ließ ſich ſehen. Ganz beklommen, ganz einſylbig blieben beyde einander gegenüber; nach einer Stunde kam das Mädchen wieder, und bat um die Stunde und den Ort, wo ſie zu eſſen beföhlen? Ganz erſtaunt vermochte Imogen kaum eine Frage nach dem Herrn des Hauſes herauszuſtammeln. Alles iſt verreiſ't, ſagte das Mädchen, der Herr und die Frau laſſen ſich entſchuldigen, und Sie bitten, in ihrer Abweſenheit dies Haus als das Ihrige zu betrachten. Imogen erblaßte und erröthete wechſelsweiſe, bebend ſtand er da. Endlich rief er ungeſtüm nach ſeinen Leuten, befahl vorzufahren, warf dem Mädchen eine volle Börſe hin; im Flug enteilten die muntern Roſſe, und Eduard und Amalie hatten bald Oppenheim fern hinter ſich, ohne ſich doch von Schaam und Ingrimm trennen zu können, die ſie peinigend durchzuckten. In der Ueberraſchung hatte Imogen ſogar Lillas ganz vergeſſen, unaufhaltſam ließ er weiter fahren. Schon hoffte Amalie, daß ſie ihn wieder gewonnen habe, doch in der nächſten Stadt erkannte ſie ihren Irrthum. Kalt und ſtumm nahm der Prinz Abſchied, überreichte ihr eine Anweiſung auf ein Jahrgehalt, empfahl ihr: geſcheit und redlich zu werden, und ließ ihr keine Zeit zu den Vorwürfen, die er ſchon auf ihren Lippen ſchweben ſah. Und als nun ſechs raſche Pferde mit dem leichten Wagen Amalien ihren ſchönen Traum immer weiter aus ihren Augen führten, und ſie ge-

dankenvoll dem Zuge nachſchaute, da that ſie doch noch einen Blick in ihr Inneres, und ſeufzte: ich habe es wohl verdient!

Indeß war Graf Guy durch die Weinberge gegangen, ſeine Augen nicht abwendend von dem Hauſe, wo er Emma noch anweſend glaubte, und ſie nicht erblickend. Auf dieſen Tag hatte ihn Eduard nicht geladen, und er wagte nicht, ungebeten zu kommen. Träumend durchirrte Guy die reizenden Windungen der Gänge, durch die Hügel voll Reben und Blumenſtauden, und gerieth endlich in ein volldufendes Roſengärtchen, deſſen Anblick von Sorgſamkeit und Wohlſtand des Beſitzers zeugte. Er entſann ſich nicht in dieſer Gegend ſchon geweſen zu ſeyn, und konnte ſich nicht gleich von dem reizenden Ort losreiſſen. Ein Kreis von hohen blühenden Lilien ſtand um eine kleine Laube, Guy ging hinein, Schatten zu ſuchen, aber das Licht ſeiner Seele funkelte dort. Emma ſaß in der Laube, eine zierliche Arbeit in Händen. Entſetzt, und vermeinend ſeine Augen täuſchen ihn, ſtand Guy wie ein Marmorbild im Eingang der Laube, Emma'n durch ſeinen Anblick nicht minder überraſchend, als er es ſelbſt war. Beyde glaubten nur das Traumbild ihrer Seele zu ſchauen, und ſahen ſich lange ſtumm und bewegungslos in die Augen. Der Wechſel von Lilien und Roſen auf Emma's Angeſicht, das Klopfen ihres Herzens ſagten Guy, daß ſie es ſelbſt ſey, und nun plötzlich ſein Bewußtſeyn zurückrufend, nahte er ſich ihr mit der Ehrerbietung, die ihre Sittſamkeit ihm eingeflößt hatte. Guy erzählte dem holden Mädchen

wie zufällig er in dieſen Garten gelangt ſey, und fragte ſie, wie es komme, daß er ſie hier finde? Erröthend erwiederte Emma, Mutter Eliſabeth wolle hier einige Wochen zubringen. Bey dieſen Worten ſtand ſie auf, ſich zu entfernen, und Guy wagte nicht, ſie zurückzuhalten, er nahm Abſchied von ihr, und ſank dann auf die Stelle nieder, wo er Emma angetroffen, die Blüthenzweige küſſend, die ihre Goldlocken im Neigen berührt, eine Epheuranke neigte ſich dort vom Stamm hernieder, Guy pflückte ſie, um ſie zum Angedenken dieſer Stunde zu bewahren. Da ſtand auf einem Epheublatt mit der Nadel ein G geſchrieben, ganz friſch. Wie ſollt' es nicht Guy's Namenszug ſeyn? War doch die Melodie in Emma's Stimme ſüßtönender, wenn ſie mit ihm ſprach, leuchtete doch in ihren Blicken ein zarter Glanz, wenn er ihr ins Auge ſah. Von nie empfundner Seligkeit durchdrungen ging Guy nach Oppenheim zurück, ſo heiter und wonnig in ſeine Zukunft blickend, wie in die blühenden Hügel, die der Rhein liebkoſend in ſeinem Spiegel verklärt.

Bald rief des Johannes beruhigendes Wort ſeines Lebens Freude, die ſchwer vermißte Eliſabeth, und die geliebte Enkelin nach Oppenheim zurück. In beyder Abweſenheit hatte ſich Guy dem Alten genähert, und ſich mit ihm befreundet. Manchesmal waren Beyde das ſchöne Jägerthal entlang gegangen, der einſame Urbanus, der Vater Johannes ſtets viel Liebe bezeigte, war ihnen begegnet, und hatte ſich angeſchloſſen. Urbanus ging auch wohl auf Johannes Bitte nach

Oppenheim mit hinauf, und beym Weinbecher in der Laube ging die halbe warme Sommernacht in ahnungsvollen Gesprächen hin. Guy fand, daß Urbanus ein: „Original“ sey, aber das behagte ihm eben. Gutdenkende Franzosen aus der großen Welt suchen aus Modeton nur vor sich selbst ihren bessern Sinn zu verläugnen, und wenn sie sich innerlich bewegt und hingerissen fühlen, spiegeln sie sich vor, daß sie sich nur belustigen, denn zur Evidenz darf kein zartes Gefühl bey einem Franzosen kommen, weil viele schlechter sind, als sie scheinen, aber noch mehrere besser, die sich aber vor Jenem, und vor Allem vor dem Donnerwort: ridicule fürchten.

Eines Abends, als die drey in der Laube saßen, und das süße neue Mondlicht ahnend im Duft des Abendhimmels schwamm, brachte Johannes das alte Erbstück, das Buch mit Legenden und Sagen aus der Vorzeit, voll schöner Abbildungen, herbey. Er sagte zu Urbanus: Sie lieben ja alle diese alten Sachen, und sammeln sie; dies Büchlein hat schon meine Kindheit erheitert, und als Greis freue ich mich noch sein; es steht manches Gute darin. Die Lesewelt soll aber jetzt nichts anders genießbar finden, als moderne Romane, in welchen schon die Kinder Liebeley treiben, ich kann das Zeugs nicht lesen, ein frommes schlichtes Blatt hier aus dem Buche ist mir lieber. Freund Urbanus, Ihre Augen sind frischer noch als meine, lesen Sie uns doch Etwas. Johannes schlug das Buch auf, Guy sah ein Bild darin an und fragte: Was will denn das wunderwinzige Männlein

da, vor der alten Burgtrümmer mit dem schönen Jüngling, und warum ist er denn so betrübt, der junge Gesell? Wir wollen es gleich sehen, sagte Urbanus, nahm das Buch, und las:

Die Wunderblume.

Sage.

Aus Sittdorf in der goldnen Au
Ein Hirt zur Weide ging,
Der trocknet wohl die Aeuglein blau,
Drin manche Thräne hing.

Denn arm und hülflos war der Knab,
Sein Lieb' ein' Waise hold,
Und hatten nur den Hirtenstab
Und weder Gut noch Gold.

Und wie der Knabe schaut umher
Von des Kyffhäusers Höh'n,
Da seufzt er, wenn doch meine wär'
Ein Hüttchen, hier zu stehn.

Und an der Hütt' ein Gärtchen klein,
Und drin das süße Herz,
Und wären diese Schaafe mein,
Was wüßt' ich da von Schmerz?

Und sieh! da funkelt's süß und hold
Am Bergquell wunderbar,
Wie durch die Blüthen Mondesgold,
Rubin und Saphyr klar.

Und wie der Knab dem Scheine naht,
Da ist's ein Blümlein hell,
Das steht so fern vom Bergespfad,
Und schaut sich frisch im Quell.

Schön Blumlein du, von Farben bunt,
Schön Blumlein, duftereich,
So roſig, wie der Liebſten Mund,
So lacheind auch zugleich.

Nie ſah ich ſolch ein ſüßes Licht,
Solch Wunderblumelein!
Die Erd' hat ihres Gleichen nicht,
Muß wohl vom Himmel ſeyn!

Der Knabe pflückt ſie wohlgemuth,
Will bringen ſie der Braut,
Und ſteckt die Blume an den Huth,
Und ſingt ein Liedlein laut.

Vergeſſen iſt ſein bittrer Schmerz
Und was ihn je bedrückt,
Denn ſieh, die Blume hat ſein Herz
Mit ſüßem Duft erquickt.

Herüber ragt's der alten Burg,
Von Epheu ganz umſtrickt,
Die wohl durch Wald und Fels hindurch
Als Gruß der Vorzeit blickt.

Da ſchaut der Hirt die Wölbung dicht
An ſchroffer Felſenwand,
Die ſichtbar ſonſt den Blicken nicht
Den Morgen offen ſtand.

Der Knabe klimmt die Wand hinauf,
Wälzt manchen Stein noch fort,
Und findet nach mühſamen Lauf
Ein'n wundervollen Ort.

Die Wände geben lichten Schein
Uralter Heldenpracht,
Und vollgeſtreut ſind Edelſtein
Auf ſchwarzen Bodens Nacht.

Der Knabe bückt ſich hoch erfreut,
Rafft auf die Steine licht,
Doch eine dumpfe Stimme ſchreit:
„Vergiß das Beſte nicht!“

Mein, was mag wohl das Beſte ſeyn,
In dieſer Wölbung dicht,
Wo nicht die bunten Edelſtein
Davon die Nacht wird licht?

So eilt er wieder froh hinaus,
Und ſieh! da ſchlägt im Nu
Die kleine Pforte mit Gebraus
Dicht hinter ihm ſich zu.

Doch bleibt der Hirte wohlgemuth,
Und eilt zur Liebſten fein,
Will bringen ihr ganz voll den Hut
Der ſchönſten Edelſtein.

Da ſieht er ſeine Blume nicht,
Und vor ihm ſteht ein Zwerg,
Der ſpricht: „wo haſt die Blume licht,
„Die du gepflückt am Berg?“

Verloren! ſagt der Knab mit Schmerz —
„O weh! und ſie war dein!
„Wie täuſchte thöricht doch dein Herz
„Um Tand das Beſte ein!“

Der Zwerg verſchwand, der Knabe ging,
Sein Herz ward nicht mehr froh —
Wie Manchem, der die Blum' errang,
Wie Manchem ging es ſo!

Wie Manchem ging es ſo! wiederholte ſeufzend Urbanus. Erinnerungen zogen Wolken um ſein klares leuchtendes Auge. Guy gedachte unwillkührlich der verklärten Emma, und dann ſehnender noch der Lebenden — da rauſcht' es ſanft im Jelängerjelieber, und Emma lag in Johannes Armen; ihr folgte Eliſabeth. Erröthend erwiederte Emma den Gruß des Grafen, deſſen Gegenwart ſie freudiger überraſchte, als ſie es ſelbſt ſich geſtand. Nun wurde die Abendfeyer erſt ſchön! Ein biedrer Freund aus der Nachbarſchaft, Herr Gottfried, der von einer Geſchäftsreiſe eben zurückgekommen, in ſeinem angrenzenden Garten wandelnd, hörte, wie froh es von der Roſenlaube her ſchalte, bog die Reben weg, die ſein Beſitzthum von dem des Vater Johannes trennten. Er trat hinein, und wurde herzlich von den Anweſenden bewillkommt. Emma ſah ihn gern, denn ſein lebensfroher liebender Blick hatte ihre erſte Kindheit gegrüßt, als Jüngling hatte Gottfried das ſüße Kind auf den Armen getragen, ſeine Braut war ihre Muhme, ſie ſtarb im erſten Wochenbett in Emma's Armen, welche ſie pflegte; das Kind, ſeine ganze Hoffnung und Luſt, welkte der Mutter nach. Nun wandte ſich Herrn Gottfrieds ganzer Sinn auf die liebliche Emma, er hatte ihre Schönheit ungerührt geſehn, ſo lange ſein gutes liebenswürdiges Weib ihn beglückte, und

hatte ſich damals nie von der innigen Theilnahme an Emma eine ſtrenge Rechenſchaft abgelegt, denn ſein Herz war ſo rein, wie ſein Sinn fromm und ſchlicht. Jetzt war er allein, fühlte ſich einſamer als vor der Verbindung mit ſeiner Frau, und es ging klar in ihm auf, daß nur die zarte, liebevolle und ſanfte Emma ſein Herz beglücken könne, doch noch lag ihm ſein Schmerz zu nah, um ſich Hoffnung auf ihren Beſitz zu geſtatten; Herr Gottfried war ein noch blühender Mann vom alten Schlag, ſtark und feſt, ein Wort, ein Mann. Er war zu ſchlicht, als daß er die keimende Liebe zwiſchen Guy und Emma beobachtet hätte nicht im Traum wäre ihm eingefallen, daß der ſchöne junge Graf aus der Fremde nach der teutſchen Bürgerstochter blicke, und Guys Weltton und Gewandtheit verhüllte ſeine Liebe unter dem Schleyer der Artigkeit. Gottfried konnte nicht wiſſen, welchen neuen Blick in das Leben Emma ſeit wenigen Wochen gethan, denn er war in Geſchäften zu Coblenz geweſen, und hatte keine Ahnung von dem Wechſel der Dinge um Emma her. Unbefangen, wenn gleich im Stillen über eine Art Veränderung in Emma's Weſen erſtaunt, bracht' er den Abend fröhlich im Kreiſe der Freunde zu, und nahm wahren Antheil an der Lage des Grafen Guy. Er haßte von ganzer Seele die franzöſiſche Revolution, und er pflegte oft zu ſagen, daß die Enthuſiaſten bey Staatsumwälzungen jederzeit die Rolle der Katzen ſpielten, welche den Affen die Kaſtanien aus der Aſche ziehen, und daß Dulden oftmals noch eine höhere Kraft erfordere, als Handeln. Wenn die Menſchen

könnten, meynte Herr Gottfried, würden sie vor Allen sich gegen den lieben Gott empören, denn ein Jeder brauche andere Witterung; und überhaupt sey alles Nothwendige gut und heilsam, und alle Willkühr eine Quelle des Unglücks. So wie der Mensch selbst Hand an sein Schicksal legt, verdirbt er etwas daran, des Mannes schönste Kraft ist im Unglück groß und gut seyn, und dem Herrn zu vertrauen. So schlicht und rein, wie Gottfrieds Gesinnung, war sein ganzes Benehmen, sein Wesen weckte Vertrauen und gebot Achtung, und die ganze Gegend liebte ihn. Seine Felder, seine Weinberge, seine Waldstücke waren die blühendsten, seine Heerden erfüllten die Thale, Segen ruhte auf dem vererbten rechtlich erworbenen Gut, dessen Schätze sich in dem Maaße häuften, als des Besitzers Großmuth die Armen Antheil nehmen ließ. Die Liebe seiner Leute überhob Herrn Gottfried vieler kleinlicher Sorgen, die frohe, wohl eingetheilte, glückliche Dienerschaft trieb jedes Geschäft mit Lust, wie ein Uhrwerk griff alles in einander. Die Hoffnung, den blühenden Wohnplatz mit Kindern erfüllt zu sehen, die Lust der Mittheilung aller sanften Gefühle eines rein glücklichen Daseyns mit einem geliebten Weibe, war Gottfried durch den Tod entrissen, aber sie erstand von Neuem bey dem Gedanken an Emma. Ihre Regsamkeit, ihre Heiterkeit, die Anmuth, von der alles umstrahlt wurde, was sie betrieb, erfüllten Gottfried mit ungekannten Empfindungen, er wußte wohl, daß seine Frau nicht eine Emma gewesen, und ahnend erschrack er oft vor ihrem Reiz

und ihrer seelenvollen Huld, als gehörten beyde der Erde nicht. Doch wankte er nie in seiner Liebe, denn diese war so ächt und treu, daß sie mehr ein Bedürfniß war, Emma zu beglücken, als ein Wunsch, sie zu besitzen.

Emma ahnte nichts von Gottfrieds stiller Liebe, von ganzer Seele gern mochte sie ihn froh sehn, und um ihn seyn, und sie hatte es gefühlt, daß nur sie seinen Schmerz über den Verlust seiner Frau zu mildern vermochte; sie dachte nicht darüber nach, sondern fand es ganz natürlich, da sie auch die Verstorbne, ihre Gespielin, so herzlich geliebt, so daß ihr keine Andre je so vertraut und nahe gewesen. Nur wer einen Schmerz recht versteht, vermag Trost dafür zu reichen. Auch Emma hatte viel verloren, und würde diesen Verlust schmerzlicher empfunden haben, wenn nicht ihrer Muhme Heirath sie schon vor ihrem Tode von Emma entfernt hätte; es war das jungfräuliche kindliche Beysammenseyn nicht mehr gewesen, denn der Hausfrau Ernst hatte Dorotheens Gemüth ergriffen.

Wenn Herr Gottfried in Guy keinen Mitbewerber sah, so war seinerseits der Graf eben so wenig auf Gottfried eifersüchtig, dessen Wesen, freymüthig und verschlossen zugleich, nicht das Innere enthüllte, sondern das Zarteste still bewahrte. Beyde verschiedene Naturen, sympathetisch durch die Liebe zu Emma zu einander hingezogen, befreundeten sich, und im Zeitraum einiger Wochen gestaltete sich auf eine anmuthige Weise das tägliche Beysammenseyn der

Freunde. Urbanus ſchien in Emma's Geſellſchaft Erheiterung zu finden, und ſuchte freundlich auf ihren Geiſt zu wirken. Herr Gottfried wußte kleine Ergötzlichkeiten auf ſeinem Weinberg zu veranſtalten, deren Seele Guy war, der zu der Harfe italieniſch ſang, wobey Emma ſagte, es wundre ſie nicht, daß man noch lieber italieniſch als teutſch, überhaupt in fremder Sprache gern ſingen hörte, weil auch die Nachtigall nur Töne giebt, nicht Worte, und die Seele den Klang noch beſſer verſteht, als das Wort. Wie ſollte auch Emma nicht der Liebe Ton verſtanden haben? Sie bedurfte des Worts nicht; wo zwey Herzen lieben, da iſt das eigne Herz des Andern Verſtändniß, und es bedarf kaum eines Blicks, denn die Liebe iſt da! Nun erſt iſt Frühling der Frühling, nun hat das innre Sehnen ſein Licht gefunden, die Natur eine Seele, nun erſt verſteht man das Leben. Und der ganze ſüße blühende Mayenflor fällt oft zu Boden, vom Sturm dahingeriſſen. —

An einem ſchönen Sommerabend kam ein wandernder Knabe vor dem Wingert vorbey, eine leichte Laute in Händen. Die Freunde ſaßen beym Weintrauben- und Aprikoſenſchmaus in der Laube. Der niedliche ſchwarzgelockte Knabe ſchaute aus den dunkeln blitzenden Augen hinauf, und ſchlug dabey einige Accorde an. Der muſikliebende Guy ließ Aprikoſen auf den Knaben herabregnen, der das auch gar nicht übel nahm, ſondern ſich anſchickte, ſeine Bewirthung mit einem Liede zu vergelten. Er präludirte, und begann:

Liebe, Liebe,
Süße Liebe!
O, wie bliebe
Süß die Liebe,
Wenn die Liebe
Liebe bliebe!

Ein wunderlicher Junge, ſagte Herr Gottfried, ganz ſicher bleibt die Liebe Liebe! Sag einmal, Junge, wo haſt du das Lied her? Ich kann nicht ſagen, mein lieber Herr, ſagte der Knabe, ich weiß deren gar zu viel, die Singvögel ſind nichts Seltnes mehr. Und wo gehſt du nun hin? fragte Guy. Ich reiſe auf meine Kunſt, lieber junger Herr! die Welt geräth in das Wandern hinein, der Hunger treibt von Nord nach Süd, aber die Kunſt hat von allem, was zieht, die ſchlechteſten Etappenplätze. Du haſt keine Aeltern? fragte Mutter Eliſabeth. O ja, ſagte der Knabe, und die haben die rechte Erziehungskunſt aus dem Grund inne, ſie prügelten mich, bis ich davon lief. Wo wohnen deine Aeltern? Ach! tief im Norden, da ſind die Menſchen ſchwer geplagt, in Sand und Steppen, ſie verkürzen ſich das Leben mit Sorge ums Leben, ſie frieren und hungern, und können's in Sturm und Sand nicht inne werden, wie lieb der Himmel die Menſchen hat. Wenn mir der ſelige Oheim nicht noch die Lieder gelehrt, und mir nicht geſagt, es gäbe einen mildern Himmel, ein leichteres Leben, ein heitres Volk, ich wäre auch ſolch ein Stöhrreluſt geworden. Jetzt bin ich im heitern Lande der Reben und Roſen, und will immer weiter gehn, bis

mir ein Freund die Hütte öffnet, und sagt: Da, Eugen! da singe dir dein Grab! Nun, Gott befohlen, schöne junge Leute! Wie ein Pfeil war die Gestalt um die Ecke verschwunden, noch von fern trug der Wind zarte Töne zur Laube. Das war sicher ein Mädchen! sagte Guy, denn ein Knabe in dem Alter singt von Liebe nicht, und weiß nicht so toll Zeug durcheinander zu schwatzen.

Am andern Morgen lös'te sich das Räthsel durch einer Schauspielergesellschaft Ankündigung; es fand sich auf dem Zettel, daß der niedliche Sänger ein Mädchen war, welche die naiven Rollen spielte. Emma konnte nun gar nicht begreifen, wie ein Mädchen so allein als Knabe umherstreifen könnte, sie ließ sich nur mühsam bereden in das Schauspiel zu gehen. Unglücklicher Weise saß sie ganz nah, und konnte in die Coulissen sehn. Die Indianer in England wurden aufgeführt; was von fern auf den Effekt berechnet war, erschien gräßlich in der Nähe, Emma faßte einen Abscheu vor theatralischen Vorstellungen, und konnte Gurly's Natur gar nicht natürlich finden. Sie war so fromm und sittsam erzogen und umgeben, daß sie nicht verstehen konnte, was sie hörte und sah; die blitzenden Augen der Gurly und das Lockenköpfchen voll Eigensinn und eingelernter Anmuth waren ihr eine anziehende Erscheinung; die Männer kamen ihr dagegen wie Maschinen vor, besonders da sie sich mit Aschgrau und Ziegelroth wie die Fetische bemalt hatten. Es wurde Emma überraschend wohl, als sie aus dem Lampendampf und Gewühl wieder in das Freye hinaus

kam, und den Mond im Frieden grüner Hügel ſchaute. Herr Gottfried führte Emma und fragte ſie, ob ſie Morgen in die zweyte Vorſtellung wieder gehen wollte? Sie ſchlug es aus, doch Mutter Eliſabeth wünſchte es, denn ſie hatte im Hintergrund geſeſſen, wenig vom Stück verſtanden, und die Neuheit reizte ſie. Es wurden alſo für den folgenden Tag die ſchönſten Plätze beſtellt; Eliſabeth, Emma, Guy und Gottfried gingen miteinander hin, und aus dieſem Geſichtspunkt gefiel es Emma beſſer, um ſo mehr, da es heut eine muſikaliſche Aufführung war,, und es ſich auswieß, daß die Geſellſchaft aus recht guten Sängern und Sängerinnen beſtand. Durch den Mangel an Dekorationen und Putz kam erſt die rechte Romantik in die Oper, denn in der Eil waren hohe blühende Lauben von goldnem Ginſter und purpurnen Haideblumen errichtet, von den Felswänden der Epheu geriſſen und zu Feſtons benutzt, und die Sängerinnen waren in weißen Muſſelin mit friſchen Kränzen und Ranken geſchmückt, ſo daß es vom Theater her die Lampen überduftete, und ſich ſehr anmuthig ausnahm. Die kleine Oper hieß Eſtelle, nach Compoſitionen von Reichard mit teutſchem Text, mit einem geiſtvollen Dialog durchwebt. Dies gefiel Emma ganz ungemein, und gab ihr manchen Lichtblick in ihr eignes Herz. Sie ſah nicht Nemourin, ſie ſah nur Guy. Sein Auge wich nicht von ihrem beſeelten Blick. Dies wonnige, noch unſchuldige Glück des Beyſammenſeyns der erſten Liebe in unverdorbnen Herzen iſt des Lebens Mayenhauch. Gottfried ſah in Eſtelle nur Emma,

doch seine hohe Zartheit vermied jeden Blick; er war so versunken in seine Liebe, daß er durch sein eignes Gefühl schon in ahnender Hoffnung beseligt war.

So wandelten nach der Vorstellung des lieblichen Schäferspiels die Liebenden, ein Jedes still im Herzen beglückt, zurück nach Emma's Wohnung; der Vollmond verklärte den Weg, aus den Weinbergen glänzten der Winzer lustige Rebenfeuer, und im Herbstwind rauschten des Rheines Wogen, der duftende Erdboden und die fernen Purpurlichter in Westen, die frischen Lieder aus den Weinbergen, wo spät noch gearbeitet wurde, denn es war eine reiche frühe Weinlese, vor Allem aber der glühenden Herzen Stimmung schmückte diesen Abend mit überseligen Reizen. — Arme junge Herzen! wie muß es euch im Winter seyn, wenn die süßen Lichter hinabgesunken, die Felder leer und still, und der Nord mit scharfem Hauch über eure Blüthen geht! O Liebe, du höchstes Glück, du höchster Schmerz, wer hat dein Walten ergründet, wer hat dein Wesen erkannt?

Zweites Buch.

Imogens Brief an Emma.

Morgen liefern wir die erſte Schlacht. Darf Ihnen, ſanfte Emma, der ferne Fremdling noch einen Gruß ſenden? Ja, ich halte die kurze Minute feſt, die zwiſchen mir und dem Tode liegt, und will Ihnen noch einmal ſagen, wie wahr und treu ich Sie lieben werde, bis in den Tod. Holdes liebliches Weſen, warum mußten Ihre Strahlen ſinken in die verworrne nächtliche Wildniß voll Trümmer, in mein zerſtücktes dunkles Gemüth, nur um ſeine Zerſtörung ſchrecklicher zu beleuchten! warum gingſt du mir, ſüßes Licht, ſo nah vor meinem Untergang auf? So vieles gewann ich dem Leben ab, und nun erſt muß mir das Köſtlichſte klar werden, die finſtern Mächte rächen ſich an mir, die mein Wahn einſt verhöhnt. Vor meinen Blicken liegt das ſelige Blumenparadies, und der Cherubim mit dem flammenden Schwert wehrt mir den Eingang! Einſt glaubte ich, daß mein Kreis keine Schranken habe, auf Feuerſchwingen hoben mich Jugend und Glück. Meine Blicke gaben die Loſung zu

Luſt oder Schmerzen, die Gemüther waren mein, und immerdar mein eigen Werk vernichten und wieder beginnen, war meine frevelhafte Luſt. Alles iſt anders geworden. Unerreichbar wie die Sterne, jedem Wunſch und jeder Sehnſucht ſchwebt Ihr Bild vor mir, und ich möchte ſterben, daß Sie nur um mich weinten! Emma, ich fühl' tief und klar was in mir untergeht! Warum habe ich Sie nicht gekannt, eh' der Gifthauch der Schuld in meine Bruſt drang? Sie wären mein Schutzgeiſt geweſen, ich würde Ihr eigen geworden ſeyn! Aber auch jetzt noch konnt' ich mich Ihnen weihen, Sie konnten das herrlichſte Werk an mir vollbringen: an liebender Hand ein gutes verirrtes Weſen auf die rechte Bahn zurückführen — Sie wollten nicht! — Kam Ihr harter Ausſpruch aus einem freyen Herzen? Doch ich will Sie nicht kränken, ſanfter Engel, Sie ſind ja doch himmliſch gut, und ich gehe in den Tod. Willkommen du Ahnung ewiger Ruh! Ja, Ruhe erwartet mich, was iſt ſüßer als Ruh? Sie wieder finden? Sollt' es eine Fortdauer, ein Wiederſehn geben? Ich kann es nicht glauben, ich kann es nicht wünſchen, auch dort oben iſt nichts, was mich beglücken kann, wenn Ihre Seele nicht mein eigen! Gute Nacht, Emma! Geben Sie mir eine ſüße Thräne, ich wünſche mir den Tod, ich will ſterben! Leben und Himmel ſind leere Schaalen ohne Kern, mir fehlt das Eine, Sie! Gute Nacht! Vergeſſen Sie nicht Imogen! Nehmen Sie meinen Ring zum Angedenken, er wich ſonſt nie von mir. Der Glanz meines Lebens iſt abgeblaßt, was ſoll mir

noch sein Licht? Liebe Emma, ich bin weich geworden, wie ein Kind; je tiefer ich in Ihres Bildes Licht hineinschaue, je mehr fühl' ich mich ergeben in die Rathschlüsse der ewigen Vorsehung. Am Rande des Grabes dämmert mir ein sanfter Morgen auf, ich werde nicht verloren gehen! Alle Hoffnungen des schönen Lebens liegen weit hinter mir, aus tausend Feuerschlünden winkt mir der Tod. Willkommen! Um mich werden Thränen fließen, um mein frühes Grab wird der Ruhm schweben — doch Eine Krone des Lebens errungen — O lebe wohl, Emma, Schöne, Selige, Reine, nimm mich in dein Gebet!

Imogen.

Nach einer entscheidenden Schlacht, wo die Tapferkeit dem Glück unterlag, empfing Emma diesen Brief Imogens, und mit ihm Haarlocke und Ring, die ihr bestimmt waren. Tief rührte sie dies Vermächtniß, und sie weinte schmerzlich um Imogens Tod. Der Ring war ihr zu strahlend und reich, und doch wünschte sie ihn immer zu tragen. Sie besann sich nicht lange. Sie ließ den mittelsten Stein herausnehmen, und an seiner Statt die Haarlocke einfassen, diese trug sie fromm und gern. Den Werth des Steins ließ sie an Unglückliche vertheilen, die bey der Belagerung von Oppenheim Haus und Habe verloren. Auch waren alle Häuser mit Verwundeten angefüllt, welche von der Milde der Einwohner lebten. Emma, durch den Ertrag des Edelsteins bereichert, konnte sich mehrerer dieser Unglücklichen annehmen,

die sie im Hause verpflegen ließ. Nicht mir danket, den Geber segnet, den tapfern Prinzen, der für die gute Sache fiel, sagte Emma, als, ihr zu Füßen, die Erquickten, Getrösteten, Dank und Segen auf ihr Haupt herabriefen.

Johannes Haus hatte bey der Belagerung nicht gelitten. Wohl aber seine Gesundheit, und die der frommen Elisabeth. Carl war in den Krieg gegangen, und Lilla verschwunden. Guy, von Gefahren umringt, hatte oft Zuflucht in Emma's Hause gefunden. In der Gefahr war er bey ihr gewesen, ihre Sorge um Johannes und Elisabeth hatte er liebreich getheilt, mit ihr gewacht, gebetet, geweint, ihr ganzes Wesen hatte sich ihm erschlossen. Doch nur durch Blicke sagten sie sich, was sie einander waren. Guy, so innig er Emma liebte, konnte sich eben so wenig entschließen, ihr Rang und den Schatten ferner Aussichten aufzuopfern, als er fähig war, ihrer Unschuld Schlingen zu legen. Elisabeth, die sich der nahen Todesstunde freute, wollte zuvor ihr Kind noch versorgt sehen in dieser stürmischen Zeit. Längst gefielen ihr die Bewerbungen des biedern Herrn Gottfrieds. Jetzt, da ihr und Johannes höchst entkräftet und lebensmüde der Tod so nahe stand, eilten sie, diese Angelegenheit zu beendigen, damit nichts Zeitliches mehr zu bedenken bliebe. So macht sich der Mensch Sorge, wähnend der Sorge zu entgehn. Gottfrieds Ehrerbietung hatte ihm nie verstattet, Emma'n ein Wort von seiner Liebe zu sagen. Emma hingegen sah in ihm den Freund, der sie als Kind auf den

Armen getragen, und vertraute ihm herzlich. Elisabeth hielt ihre Freundlichkeit für diejenige Anhänglichkeit, durch die eine Ehe glücklich würde.

Es war am St. Johannistage, ein Jahr nach Guys Erscheinen, als Vater Johannes, mühsam zur Rosenlaube geleitet, allda sich zwischen Gottfried und Emma niedersetzte. Guy war noch nicht gekommen, Elisabeth zauderte mit dem Einschenken des duftenden Kaffees, weil sie ihren Liebling noch erwartete. Von Carl war gar keine Nachricht zu haben, auch Freund Urbanus war nicht zu sehen, die ganze Gegend litt schwer an des Krieges Folgen. Noch lag so holdselig wie sonst der sanftäugelnde Himmel über jenen gesegneten Gefilde; so verheert sie waren, blühte doch neue Hoffnung des Wohlstandes auf diesem Boden, der so wenige Pflege so reichlich lohnt. Düfte, Glanz und Nachtigallen wetteiferten noch wie dazumal an Lieblichkeit, doch in den Gemüthern war's anders geworden, und nur in Guy's und Emma's Herzen duftete stille wehmuthvolle Seligkeit der Liebe.

Eben schlug es drey Uhr. Guy erschien, eine Rosenknospe in der Hand. Er verneigte sich, und flüsterte Emma zu, ihr die Knospe reichend: Heut im vorigen Jahr, um diese Stunde — als Vater Johannes und Elisabeth zugleich aufstehend Emma und Herrn Gottfried bey der Hand nahmen. Sie haben uns noch gefehlt, mein lieber Sohn, sagte Johannes zu Guy, damit ich das Glück dieser Stunde ganz empfände. Mein letztes liebstes Angebind zu meinem letzten Namenstag ist dein Glück, meine

Emma! Dieſer wackre Mann wirbt um deine Hand, ich habe dich ihm verſprochen, und weihe dich zu feierlicher Verlobung mit deinem Bräutigam, mit meines Herzens Segen. Angeſichts Gottes des Vaters, des Sohnes und heiligen Geiſtes Amen! Wechſelt die Ringe, meine Kinder, und Sie, lieber Guy, laſſen Sie als Freund dies Paar auch Ihres Segens theilhaftig werden. In dieſen Zeiten verlaßt ihn nicht, meine Kinder! Er iſt heimathlos, ein Waiſe, ihr müßt ihn tröſten, denn Gott hat ihn uns nah geführt! Seyd glücklich, weicht nie von Gottes Wegen! Mein Ende iſt nahe, aber freudig will ich heimgehen, o du mein Kind, denn meine Augen haben dein Glück geſehn.

Erſtarrt zur Leiche ſtand Guy, indeß Emma, in unaufhaltſamen Thränen hinſchwimmend, ihr Haupt an Mutter Eliſabeths Buſen barg. Herr Gottfried hielt ihren Schmerz für Rührung, und wagte jedoch nicht ſie zu umarmen. Er küßte Emma's Hand, und ſagte ihr: Ich hoffe, Sie recht glücklich zu machen! Emma bat Mutter Eliſabeth, ſie in ihr Zimmer gehn zu laſſen, weil ſie beten wolle. Geh, mein Kind, erwiederte Eliſabeth, in Freud und Schmerz iſt Gott die beſte Zuflucht, denn ohne ihn können wir beyde nicht tragen. Emma entfernte ſich, und Herr Gottfried ging aus der Laube einen einſamen Weg entlang, nachdem er den bleichen ſtummen Guy nicht ohne Befremden lange angeſehn. Mit den beyden Alten blieb Guy allein. Ihr Glückwunſch fehlt uns noch, lieber Guy, ſagte Johannes. Ich kann ihn nicht geben,

erwiederte Guy, sehn Sie nicht, wie unglücklich Sie Ihre Emma machen? O Herr mein Gott! riefen beyde erblassend. So hat sie aus Schmerz geweint! rief Mutter Elisabeth. Johannes faltete die Hände, verbarg sein Haupt lange Zeit in ihnen, und einige Silbertropfen schweren Leids entquollen seinem Herzen. Ich habe, sagte er, sich ermannend, den Segen gesprochen, Gott hat ihn vernommen, Gott wird ihn erhören. Ich rufe mein Wort und meinen Segen nicht zurück, denn es waren keine leeren Worte. Wo aus des Herzens Fülle, so nah am Grabesrand, ein Segen erklingt, da ist auch Gott! Emma betet, sagte Elisabeth, das ist ja der rechte Weg, wir können freudig seyn. Ja wohl, erwiederte Johannes, bittet, so wird euch gegeben, wir wollen Gott bitten, nicht um Erfüllung unsrer Wünsche, sondern um kindliche Ergebung in seinen Willen. Guy war mit einemmal zu Muth wie einem Verbrecher. Ihm wurde bang, er konnte nicht beten noch weinen. Lange blieben alle so in verschieden schmerzlich bewegten Gedanken, als mit einmal Emma zurückkam, und Herr Gottfried mit ihr zugleich in die Laube trat. Eine süße Ruh schwebte, wie ein Glanz, auf Emma's Angesicht.

Vater und Mutter, sagte Emma, ich habe lange zu Gott gefleht, mich zu erleuchten, und wie ich nach schwerem Ringen mich tief erquickt fühle, pocht es an meiner Thür, und die Wärterin unsrer Verwundeten kommt und sagte mir, diese würden auf höhern Befehl nach der Gegend von Mainz gebracht, wo viel tausend Unglückliche im jammervollsten Zustand lie-

gen, die aus der Champagne verwundet dahin zurückgesendet werden. Liebe Aeltern, wie könnten wir ruhig genießen, was Gott uns erhalten, so lange noch solch ein Jammer auf Erden ist? Nein, ich schäme mich, daß ich noch so wenig Gutes gethan! Ob ich Herrn Gottfried die Hand reichen soll und werde, das steht bey Gott, doch ist es Ihr Wunsch und Wille, und mir ziemt Gehorsam! Doch sey mein künftiges Glück nun welches es wolle, ob als Frau eines ehrenwerthen theuern Freundes, oder als Genossin eines heiligen Klosters, lassen Sie mich durch rastloses Streben für das Gute künftiger Ruhe würdig machen. Ringsumher auf Dörfern und Höfen liegen Verschmachtende, lassen Sie mich dorthin, ich will sie trösten, sie pflegen, erquicken, denn Christus sagt: was ihr diesem Einen gethan, das habt ihr mir gethan!

Die Ueberraschung ließ keinen der Anwesenden zu Wort kommen; Emma stand da, als hinge ihr Leben an Vater Johannes Lippen. In diesem Augenblick trat Urbanus in die Laube, und als wäre alles nun mit einmal gut, stürzten ihm Alle froh entgegen, um seinen Segen bittend. Welche schmerzliche Bewegungen sind' ich hier, ihr Kinder! sagte Urbanus. Johannes erzählte ihm, was eben vorgegangen. Urbanus bat Alle, sich um ihn zu versammeln, nahm die mittelste Stelle ein, und sprach ein inbrünstiges Gebet, dann, nach einer langen Pause, wandte er mit hellglänzenden Augen sich zu den Alten, und sprach:

Laut rufen Gott und die Zeit! weh Allen, die den Ruf nicht vernehmen, und die vermeinen, sie

müſſen das Ameiſenleben, die ewigrege Sorge um eignes Glück ſo forttreiben. Meynt ihr wohl, daß Ihr am Ziel der Noth ſeyd? Nein: dies iſt der Anfang! Verheerend rollt die ungeheure Lawine durch die Felder, Ströme von Blut und Flammen bezeichnen ihre Bahn, Gott will die Welt reinigen, und die Menſchen zu ſich rufen! O horcht den Ruf! Wahrlich dies iſt kein Augenblick zu ſorgen und zu ſtreben um das Zeitliche; kein Augenblick, die Ruhe zu ſuchen, und das Eigenthum gemächlich und heiter zu ordnen und zu verwalten. Glaubt mir, dies liebe Kind hier hat im ſchlichten Sinn des Schmerzes und der Ergebung das Rechte erfaßt. O laßt ſie gehn! Sie iſt auf Gottes Bahnen, der wird ſie ſchützen, und Vater Urbanus will mit ihr gehn, denn ſeht, ich komme her von den Unglücklichen, Lechzenden und Todtwunden, ich komme, Geld und Kleidungen für ſie zu holen, denn meine Kräfte ſind erſchöpft. Ihr, Herr Gottfried, könnt helfen, denn euer Eigenthum iſt verſchont geblieben, ihr Vater Johannes lebt auch geſegnet, und manche fromme Seele in Oppenheim ſoll beyſtehn. Oeffnet die Wölbungen des Hauſes. Herbey den köſtlichen Wein, den ihr der Plündrung entriſſen, er ſoll die Sterbenden erquicken! Eilig kommt, und rafft die Rettungsmittel zuſammen, denn hier iſt jeder Augenblick koſtbar.

Guy war nah zu Urbanus getreten, und fragte ihn, ob er auch ſeine Handreichung, ſeine Gaben nicht verſchmähen wollte? Urbanus bat ihn, ſeine Verhältniſſe zu bedenken, und ſich den Franzoſen nicht

in die Hände zu liefern. Guy ſchlug Verkleidung vor, doch Urbanus meynte, zu ſolch einem frommen Werke dürfe auch nichts verſtellt ſeyn, ſondern Alles müſſe wahr ſeyn und rein, vor Menſchen wie vor Gott.

Eliſabeth und Johannes, welche den frommen Urbanus ſeit ihrer Kindheit nur unter dieſer Benennung kannten, und ihn nie altern geſehn, konnten ſeinem Wunſche nicht widerſtehen. In ſeiner Obhut wußten ſie Emma ſicher, und ſie übergaben ſie ihm mit den heißeſten Segenswünſchen. Gottfried, der ſchon ahnete, daß dies Band nicht durch Emma's Liebe beglückt werden könnte, gab ein ſchmerzliches Ja, und eilte in ſein Haus, um die Geliebte zur frommen Pilgrimſchaft auszuſtatten. Guy erbot ſich, indeß Emma abweſend ſeyn würde, ihre Aeltern kindlich zu pflegen, und Emma baute auf dies Verſprechen. Vor der Thür hielt Urbanus Wagen, Eliſabeth, Johannes und Gottfried beluden reichlich das leichte Fuhrwerk, und in wenigen Stunden war Emma zur Abfahrt bereit, und lag heißweinend an der Aeltern Bruſt. Der Herr ſegne dich und behüte dich, rief Johannes, der Herr laſſe leuchten ſein Angeſicht über dich und ſey dir gnädig, der Herr erhebe ſein Antlitz auf dich, und gebe dir — er konnte nicht mehr ſprechen, ſeine Stimme brach, ſein Auge ſchloß ſich, er ſank mit dem Haupt an Eliſabeths Bruſt, dieſe ſtand von Guy unterſtützt, der in Thränen hinſchmelzen wollte. O Gott! ſtärke mich! rief Emma laut, umfaßte noch einmal der Aeltern Knie, und ſchwang ſich, von Gottfried geleitet, auf den Wagen, der ſie bald

den winkenden Segnungen entzog, die ihr nach-eilten.

Emma, in die neue Welt der Schmerzen verſetzt, half mit frommem treuen Herzen ſo kräftig und reichlich, daß ſie ihr eignes Daſeyn, und ihr ſtilles Herzensleid wie einen Tropfen in dieſem Meer des Jammers zerfließen ſah. Jede Linderung, die ſie reichte, wirkte auf ſie zurück. Urbanus ſtand ihr zur Seite, rathend und ſchützend, Guy ſchrieb ihr oft, doch nie von ſeiner Liebe; Gottfried, ſtets im Namen der leidenden Aeltern, welche die Gemüthsbewegung des St. Johannisabends, und die Trennung von Emma zu ſtark ergriffen hatte.

Bey dem immer neuen Andrang unglückſeliger Opfer häuften ſich dieſe ſegensreichen Beſchäftigungen immer mehr. Emma bewohnte die Lazarethe, ſie bereiſ'te die Dörfer, und kam oft nach Mainz, raſtlos war ihr Wirken und Helfen. Alle Entzückungen des Sommers waren nicht vermögend, ſie von den Schmerzensbetten zu entfernen, und wenn der Himmel mit dem ſeligſten Blau und die lockende Sonne hineinblickte auf die ſeufzenden Kranken, ſo war es Emma's einziger Schmerz, daß dieſe auf hartem Stroh in den dumpfen Zimmern liegen mußten, an ſich dachte ſie nicht einmal. Urbanus wich nie von den Sterbenden. So ſchmerzlich ſtets die langen Wundfieber geweſen, ſo milde nahm der Tod, wenn er nahte, die wackern Krieger in ſeinen Arm. Sie lagen alle mit heiterm Angeſicht da, verklärte Märtyrer für die

gute Sache, nicht zu gedenken des Marterthums in den Lazarethen. An vielen dieser Opfer wurden Versuche angestellt, bey der traurigen Aussicht auf die Zukunft beseufzten selbst die Meisten der Genesenen, daß sie die Kugel nicht besser getroffen.

Ein schleichend Fieber wirkte seit einigen Wochen in Emma's Körper zerstöhrend fort, eh' sie nur Krankheit ahnte. Schmerz und Unwillen über die Feindseligkeit derjenigen, denen das Heil der Kranken anvertraut war, hatten sie mehr angegriffen, als ihre rastlosen Bemühungen. Emma unterlag zuletzt der Gewalt des hitzigen Fiebers. Erst hoffnungslos war ihr Zustand, doch sie hatte aufgehört Schmerzen zu empfinden, als ihre Krankheit auf dem Gipfel war. Ein Wechsel lieblicher Träume umfing sie nun mit goldnen blumenduftenden Schwingen, sie wußte vom Leben nichts mehr, sie schwebte mit leichtem Gemüth im Reich der holdesten Erinnerung. Ihre schöne Kindheit, ihre Blumen, ihre Bäche und Bäume, das Marienbild und die Rose im St. Catharinenstift, alles verschmolz zum süßen Einklang mit dem Bilde des Geliebten, das eben so rosig und golden und himmelblau in die farbigen Wonnen hineinbog, als die süßeste Blume in diesem Kranz. Emma genas, und wie bang und dürftig wurde nun das Leben! Ihre Besinnung war zurückgekommen, und sie selbst so entkräftet, daß sie selbst zur Sehnsucht nach ihren Träumen keine Kraft hatte. Kaum noch wagte sie's an Guy zu denken, nach ihren Aeltern zu fragen. Auch wurde ihr immer Schweigen geboten; der Arzt wollte

ſie vor Gemüthsbewegung beſchützen, als wenn nicht Ungewißheit über das Schickſal der Geliebten die ſchmerzlichſte Gemüthsbewegung wäre!

Eines Tages im Spätherbſt fühlte ſich Emma ſo froh und ſtark, daß der Arzt ihr geſtattete, das Zimmer zu verlaſſen. Sie verweilte damals im anmuthigen Ingelheim. Ein leichter Nachen trug ſie auf die blühende Rheinau, vom breiten Spiegel der Gewäſſer wie von einem unendlichen klaren Himmel umfangen liegt die walddufte Inſel mit ihren Hütten im Grün. Freund Urbanus war in Mainz, Emma allein, mit den Briefen von Guy; ſie ſaß vor einer der Hütten in einer Laube, und ſchaute in die Fluthen, die in lichtem Grün die Landſchaft tief dunkler wieder zurückſpiegelten. Alle Süßigkeiten der Natur in Blumenodem und Wellendüften, das Rauſchen der leisbewegten Wipfel, der einzelne Liebesruf der Vöglein im Walde, drangen an Emma's Bruſt mit wehmüthiger Gewalt, ſo daß ſie nur in Thränen Lindrung fand. Die goldnen Rebenhügel erfüllte das heitre Gewühl ſingender Winzer und Landmädchen, fern umher, an den zwey Ufern des Rheins, ein leiſer Wind trug einzelne Töne hinüber zu Emma's einſamen Sitz. Die Wonnen der wilden reizſchönen Natur hoben Emma's Gemüth wie auf Engelsſchwingen, eine Sehnſucht, nicht nach irgend einem geliebten Gegenſtand, ſondern nur unbeſtimmt bewegte ihre Seele mit ſüßer Gewalt. Sie hätte zerfließen mögen in Gluth und Düften, und den Tönen um ſie her. Die neugeſtärkte Lebenskraft erhob alle ihre Empfindungen,

und wie sie nun sich tiefer und tiefer ergriffen fühlte von der unbekannten Gewalt, da nahm sie Zuflucht zum Gebet, und brachte Gott sich und ihr ganzes irdisches Hoffen zum Opfer dar. Der lichte Mondglanz schien in ihre rinnenden Thränen, eh' sie noch wußte, daß es schon Abend war. Sie fühlte die tiefern Düfte der Fluren und Gewässer, und die süßeste Erinnerung umfing sie aufs Neue. Sie ging in die Waldesschatten, zu einer tiefdunklen Stelle, wo kaum ein Mondblick durch die Bäume drang, und nur Glühwürmlein, wie vom Monde grüßend, hindurchzogen. Da war's ihr, als flöge ein Rauschen durch die Wipfel, als brauste der Rhein, und als erfüllte ein helles Licht die Waldung. Rosig und lächelnd, mit Wonne leuchtenden himmelblauen Augen sah sie deutlich Hand in Hand Johannes und Elisabeth an ihr vorübergehen. Sie schienen sie nicht zu sehn, und verschwanden in die Nacht. Nun erfaßte Emma ein Schauder, sie eilte an das Licht, zur Hütte zurück, da trat ein andres befreundetes Bild ihr entgegen, der redliche Gottfried. Ich komme, Sie auf das schnellste nach Oppenheim zu holen, liebe Emma, sagte Gottfried, wir reisen die Nacht hindurch; ihre Aeltern, dem Tode nah, verlangen nach Ihnen. O Gott! rief Emma, und zog ihn selbst vor die Hüttenthür hin, wo der Wagen stand. Händeringend saß sie im Wagen, und bat stets auf das peinlichste um Eil. Wie entsetzlich, wenn ihre Aeltern todt wären, eh' sie nach Haus gelangte, und warum mußte sie sie so verlassen haben! Von Reue ganz durchbohrt kam sie in Oppenheim an,

es war tiefe Nacht, das Haus ſtand offen, im Erkerſtübchen brannte eine ſchwache Lampe. Schwankend und zitternd ging Emma, von Gottfried geleitet, die gewohnten, wohlbekannten Wendelſtiegen hinauf. Leiſe öffnete ſie das Zimmer, da lag im Lehnſtuhl in himmliſcher Ruhe Vater Johannes, die blaſſen Lippen lächelten, noch waren die blauen Augen offen. Guy kniete vor ihm hin, die ſtarre Hand noch in der ſeinigen, Eliſabeth lag mit gefalteten Händen auf dem Bette, ihr zu Häupten ſtand der Geiſtliche mit dem Bilde des Erlöſers. Selig ſind, die betrübten Herzens ſind, ſprach der Geiſtliche, denn ſie ſollen getröſtet werden. Gute Mutter, den Troſt, den Gott verheißt, kann uns die Welt nicht rauben! Da ſank Emma weinend neben Guy auf die Knie vor Vater Johannes nieder. Guy, der ſie vorher nicht bemerkt hatte, ließ erſchrocken die Hand des Seligen fahren, und dieſe ſenkte ſich zugleich auf das Haupt beyder Knieenden, und blieb drauf ruhn. Gottfried bemerkte dies, und ſagte: Sehn Sie, liebe Emma, das iſt der Segen des Verklärten über Sie beyde; noch ſind ſeine Augen nicht geſchloſſen, liebe Kinder! Ihre Hand ſoll ſie ihm zudrücken! Der tiefgerührte Guy, wie er die bleiche Emma ſah, wie eine Lilie in ſeinen Arm hinſinkend, vergaß Alles, was ihn bis jetzt abgehalten hatte, dieſes Band zu ſchließen. Er führte Emma zu einem Sitz, umfaßte ihre Knie und ſagte: Meine Geliebte, meine Emma, Sie ſehen, daß unſerem Glück nichts entgegen ſteht, und noch lebt die fromme Mutter, den Bund zu ſegnen! Da Sie es

doch wissen, sagte Emma, wie sollt' ich's nicht sagen. Ich liebe Sie! Guy führte Emma zu Mutter Elisabeths Lager, und bat um den Segen. Elisabeth lächelte schmerzlich, und bewegte verneinend das Haupt. Herr Gottfried trat an ihr Lager. Meine liebe Mutter, sagte er, Unrecht wär's, die zwey jungen Herzen zu scheiden, sie haben sich gefunden! Ich wußte es gleich im vorigen Jahr, und habe es oft Vater Johannes gesagt. Ich nehme gern meinen Wunsch zurück, und gebe den herzlichen Segen eines Freundes zu diesem Bunde. Wollen Sie, sagte Elisabeth, sich mühsam zu Guy hinwendend, Ihre Braut glücklich machen, sie schützen, sanft behandeln, und zärtlich lieben? Ich will es, sagte Guy. Soll sie nie schmerzlich fühlen, daß sie Ihnen weder Stand noch großes Vermögen zubringt? fragte Elisabeth weiter. Nie! rief Guy mit fester Stimme. Kniet nieder, meine Kinder, sprach Elisabeth. Emma sank weinend auf die Knie, neben ihr Guy. Der Geistliche half Elisabeth sich aufrichten. Sie legte die Hände auf beyder Haupt und begann: Im Namen Gottes — da sank sie vom Schlage getroffen urplötzlich zurück. Nie sprach sie wieder, wenn sie gleich noch einige Stunden hindurch mit dem Tode rang. Mit bleicher zitternder Hand drückte Emma Vater Johannes und Elisabeths Augen zu, dann eilte sie, ganz erschöpft, in ihr Zimmer, wo sie in Weinen und Gebet die Nacht zubrachte. Dazumal war Oppenheim noch in teutschen Händen, nichts hinderte also am andern Tag die fromme kirchliche Bestattung beider Leichen zum Grabe.

Die ganze blühende Jugend der Stadt vereinigte sich bey der Leichenfeyer der zwey Gerechten: alle Glocken klangen, und Gärten und Wiesen wurden ihres blühenden Herbst-Schmuckes beraubt, um ihren Sarg zu kränzen. Wie viel Verborgnes zog hier der Tod an das Licht! Welche Segnungen, welche Thränen um dies eine Grab! Der Geistliche hielt eine Rede über die Worte: Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen! Die Gemeine wurde herzlich erquickt bey des Geistlichen einfachem Liebestrost. Emma stand neben Guy, der ihre Hand nicht aus der Seinigen ließ. Das Grab wurde bedeckt, der frische Hügel mit Rasen belegt, und Gottfried brachte alsdann zwey hohe Myrthenbäume, die er Guy und Emma reichte, und sie bat, auf die Gruft zu pflanzen. Beyde errichteten mit Thränen dies fromme Geschäft. Von diesen Bäumen soll Ihre Brautkrone geschnitten werden, liebe Emma, sagte Gottfried; vielleicht mein Todtenkranz, erwiederte Emma, und erschrack vor ihren eignen Worten. Nicht immer, sagte der Geistliche, ist unsere Gruft eben da, wo unsere Wiege war. Wohl denen, die in der Heimath sterben! Es ist jetzt keine Zeit danach; Niemand weiß seit diesen schweren Jahren, wo das Schicksal uns den Tod bereitet. Heimath, Braut, Geschick, Amt, Sarg, Alles das, was wir sonst auf einem Punkt fanden, erwartet uns nun hie und da zerstreut. Sie, liebe Emma, werden nun keine teutsche Frau. Wenn auch keines Teutschen Frau, doch ewig eine Teutsche! sagte Emma. Wie das? fragte Guy, ich denke Sie in

mein schönes Vaterland heimzuführen, wenn alles ruhig seyn wird. Ruhig? fragte Emma, das wird es nun nicht mehr. Sie haben den König erschlagen, die Königin ermordet, den frommen kleinen Engel zu todt gemartert, heller Zorn ruht auf diesem Volk, sie können nie wieder groß und frey werden, sie bleiben den hölliſchen Mächten geweiht. Emma! rief Guy hoch aufglühend, wissen Sie auch, daß mir mein Vaterland theurer ist, als alles auf der Welt? Guy, erwiederte Emma, ich schwöre Ihnen bey dieser heiligen Gruft, nie werde ich teutschen Boden verlassen, nie eine Französin werden; Sie sind frey von unsrer Verbindung, wenn Sie dies von mir verlangen, wenn Ihnen das Land, das Sie gastlich aufgenommen, wo Sie Religion, Sitte, Treue und Herzlichkeit finden, nicht theurer ist, als die Mordhöhle, der Sie entgangen sind! Meine Kinder, sagte der erschrockne Geistliche, eure Seelen sind zu schmerzlich bewegt, als daß ihr euch jetzt eurer Gefühle deutlich bewußt seyn könntet! Sie haben vergessen, Emma, daß das Weib soll Alles verlassen, und ihrem Manne nachfolgen! Und er soll dein Herr seyn, spricht Gott! Tief beschämt, aber doch heiß gekränkt reichte Emma ihrem Verlobten die Hand, und beyde wandelten über die duftenden Triften nach dem väterlichen, ach! nun so verödeten Hause! Guy hatte den Geistlichen ersucht, ihn bey sich aufzunehmen, bis Emma's Trauerzeit vorüber sey, und er sie zum Altar führen könne; an der Thür boten sich beyde, heut zum erstenmale in ihren tiefsten Empfindungen verletzt, schweigend

die Hand, und ſchieden. Das ſüße Lächeln, womit ihrer Liebe Bild ſonſt ihre Träume beglänzte, war entwichen, und beyder Nacht war ſchmerzlich und angſtbewegt.

Die Gewalt der Liebe ſtillte dieſen erſten Sturm, und es wurde wieder Licht in Guy's und Emma's Seele. Schnell waren die Trauermonde verfloſſen, der neue Frühling lächelte auf die Erde, jeder Tag hatte Emma's Seele neue Lindrung und ſchönere Gewißheit der Liebe ihres Verlobten gebracht. Guy war unter einem fremden Namen in Oppenheim; nur vertraute Freunde wußten es, daß er ein Franzoſe ſey, denn er ſprach geläufig Teutſch; die Scheidewand der Vorurtheile war geſunken, hier, wo kein Prunk, keine Anmaßung den Grafen an ſeinen Stand erinnerte. Alles pries ihn glücklich, daß er den Stolz und die ſchönſte Zierde des Städtchens, Emma, errungen habe. Schon war der Tag der Vermählung feſtgeſetzt. Herr Gottfried wollte Brautführer ſeyn. Feſtlich geſchmückt war das Häuschen, Alles blühte und knospte im Wingert, die Aprikoſenblüthe lächelte auf die Thränen des Weinſtocks hernieder, und ſank roſig auf den ſmaragdnen Boden, die Primeln und Veilchen zu küſſen. Der ſüße Frühling durchdrang die Herzen der Liebenden mit all ſeinen Seligkeiten. Emma ſaß in der duftenden Laube mit einigen Jugendgeſpielinnen, beſchäftigt mit dem Brautſchmuck für den folgenden Tag; fern her ſtieg der Vollmond über die Berge, getragen vom tief blauen Fittich der herannahenden Frühlingsnacht. Guy ſaß in Mitten des

heitern Kreiſes, überſelig in Emma's Blick verſunken; die holde Arbeit war beendigt, und nun ſollte das Kleid verſucht werden. Ueber Emma's knappes ſchlichtes Hauskleid wurde der ſchimmernde Brautſchmuck, ein Geſchenk des Herrn Gottfried, geworfen, und ſüßglühend vor Scheu und Liebe ſtand Emma ſtrahlend im Kreis der Geſpielinnen. Die Nähe ſeines Glückes berauſchte Guy er wünſchte mit Emma allein zu ſeyn, und die Freundinnen entfernten ſich bald, indeß er gegen ſeine Gewohnheit zurückblieb. Die Stunden entflogen im holden Geſpräch, tiefer wurden Einſamkeit und Stille, ahnungsvoller ſchaute der Mond durch die Blüthen, und die Nachtigall hauchte die ſeligſten Geheimniſſe der Liebe und Sehnſucht in Tönen aus. Nur die reinſte Zuverſicht der Liebe wohnte in Emma's Herzen, die ganze Welt lag verſunken und vergeſſen, ein einziges unendliches Gefühl von Glück und Sehnſucht umwob ſie mit den ſüßeſten Bezauberungen. Der zarten Unſchuld ahnte keine Gefahr, kein Engel warnte ſie. Im frommen Brautſchmuck ward ſie ein Opfer der dunkeln Mächte, die lauernd das Gewebe ihres Schickſals verwirrten. Der roſige Morgen, früh erwachend, fand ſie, erglühend in Schaam und Schmerz, den Geliebten durch heiße Thränen ſtrafend, die er von ihren Wangen küßte. Holdes Weib, flüſterte ihr der Jüngling zu, in wenigen Stunden iſt unſre Schuld geſühnt, und wir ſtehn vor dem Altar! Iſt doch der Aeltern Segen über uns geſprochen, iſt doch der heiligſte Bund das Band der Herzen, nie werd' ich dich verlaſſen! Emma bald

glühend, bald leichenbleich, konnte nicht sprechen; sie fühlte nur Unwillen gegen Guy, und heiße Schaam gegen sich selbst. So sollte sie nicht mit heitrer Zuversicht vor dem Altare stehn! Jeder würde ihre Schuld in ihren Blicken lesen; ihr ganzes Glück sey dahin, dies war die dunkle Qual ihrer innersten Gedanken. Da leuchtete plötzlich ein Schimmer tiefer als der des Morgenrothes, westlich; Schüsse und Geschrey erschollen, dumpfes Geräusch füllte die Gassen, Guy eilte nach dem Hause zu, und ließ die ohnmächtig hinsinkende Emma in der Laube. Die Franzosen waren in einem Theil der Stadt schon eingedrungen; als ihr Anführer wurde der Schändliche genannt, der Guy's Aeltern dem Todesbeil überliefert hatte. Hier war keine Zeit zu verlieren. Guy eilte zu Emma's Zimmer, ergriff ein Kästchen mit Geld und Kostbarkeiten, und eilte in die Laube zurück, wo Emma die Hände ringend im Gebet lag. Emma, rief er, wenn du mich liebst, so laß uns fliehn, mein Leben ist in Gefahr, der Mörder meines Vaters naht diesen Mauern. Die Franzosen dringen von allen Seiten ein, komm durch die Weinberge, der Augenblick drängt furchtbar, wir sind verloren, wenn du zauderst. Ich bin nun dein, sagte Emma, schalte mit deinem Eigenthume. Sie ließ sich halb bewußtlos durch die schmalen Gänge führen, und pflückte nur am letzten Gränzstein ihres Wingerts noch eine Epheuranke, die sich in ihr Haar geschlungen hatte; sie steckte sie in den Busen, der nun unter der Last der Schuld schwer ersenfzte. Der Schmuck von bunter Stickerey um ihres weißen Ge-

wandes Saum, der zarte Stoff erlosch und verdarb im Thau und in den Gehägen. Angst und Gefahr beflügelten Guy's und Emma's Schritte. Sie kamen indeß ungestört nach Dienheim, in den Gasthof. Auch hier wurde mit jedem Augenblick das Einrücken der Franzosen befürchtet, und Emma's biedre Muhme wagte nicht, sie im Hause zu behalten. Eine Bäuerinnentracht hüllte Emma's schlanke Gestalt ein, Guy mußte das blaue Hemd der französischen Kärrner anziehn, und die Nationalkokarde aufstecken, auf einem leichten Frachtwagen, zum Schein beladen mit Waaren, gelangten beyde glücklich nach der Nähe von Coblenz, wo sie ihre Verkleidung gegen standesmäßige Anzüge umtauschten, und in einem Gasthof abstiegen.

Hier, wo sich noch eine Menge Emigranten aufhielten, war Guy bald umringt von Unglücksgefährten, die noch immer bey den siegreichen Fortschritten der Republikaner weder von den eingewurzelten Hoffnungen, noch von den eingeübten Thorheiten lassen konnten, und die vermeinten, hinter den Wolken der Zeit glänze ihr Eldorado sichrer, und reicher als je. Nicht eine Täuschung war von ihnen gewichen, nicht eine Anmaßung, von keiner Ueppigkeit des Lebens vermochten sie sich freywillig loszusagen, und alles sehnte sich zurück nach dem bunten Sündenpfuhl Paris, in welchem der höheren Klasse Laster das allgemeine Verderben ausgebrütet hatten. Die gutdenkenden Familien hatten sich längst nach nördlichen Gegenden und nach England zurückgezogen, und ihre Lage durch Benutzung ihrer Talente und Kenntnisse verbessert;

hier in der Rheingegend war, mit Ausnahme mehrerer rechtlicher und ruhliebender Emigranten, die seufzend nur dem Tode sich durch Flucht entzogen hatten, und die mäßig vom geretteten Gute in jener heitern Gegend lebten, nur der Bodensatz zurück geblieben, Unsitte, gepaart mit Eleganz der Manieren, Verderbniß und Kriecherey, mit Dünkel und Hochmuth, Gemeinheit, mit Anstrich von Belesenheit und Bildung, alle Laster mit strenger Ausübung religiöser Gebräuche. Es war das Gegenstück zu den Lastern der Revolutionsstifter, nur im vollendetsten Gegensatz in der Form; in der Oeffentlichkeit gemäßigter, wenn es nicht ein größerer Frevel ist, die Zügellosigkeit des Herzens durch die äußere Sitte verbergen, als selbst sie offen an den Tag legen! Dies war die unselige Umgebung Guy's und Emma's. Da beyde zusammen angelangt waren, hielt eine gewisse Scheu beyde ab, ihren Bund hier segnen zu lassen, bey Guy war es ein geheimes Grausen für den Augenblick, wo er vor den Ducs und Marquis Emma's bürgerlichen Stand entdecken solle; doch er gestand sich das selbst nicht, und hingerissen von der Gewalt des Augenblicks, ließ er in Emma seine Gemahlin, und ein teutsches Fräulein aus hohem Hause ahnen, die er entführt habe. Unter dieser Firma wurde die schöne Teutsche mit großer Ehrfurcht behandelt. Der Adel ihres Gemüths und ihrer Sitten galt bey den Emigranten, welche oft von teutscher Reinheit, Zucht und Strenge gehört hatten, für ein unfehlbares Zeichen ihres hohen Standes, und Guy's Schwäche, die keinem Schmeichler

Unterstützung versagte in keiner thörichten Festlichkeit, keinem Prunk seinen Landsgenossen nachstehn wollte, erschöpfte bald das Gerettete. Die Bankzettel, die Guy stets bey sich zu tragen pflegte, also auch auf der Flucht nicht vermißte, flogen nur dahin. Sie waren der Grund, auf den er seine Existenz in der Fremde mit Rechtlichkeit gründen wollte, eh' dieser Einfluß der verderbten Gesellschaft Gewalt über ihn ausgeübt. Noch war Emma's Chatoulle unberührt geblieben; Emma ersenfzte unter der Last festlicher Kleider, unter dem Gewühl und Treiben der verblendeten Menge; sie ersenfzte tiefer noch bey der Ungewißheit, wann ihr Geschick sich aufklären würde. Zu rein und fromm, ein strafbares Verhältniß fortzusetzen, bewohnte sie andre Zimmer als Guy, und hatte ihm den Entschluß, ihm nicht eher als vor dem Altar anzugehören, mit einer Hoheit und Festigkeit erklärt, die ihn ganz in seine Schranken zurückwieß. So leidenschaftlich indeß Guy erklärte, er würde nicht wieder froh werden, eh' er im Stand sey, sein Wort zu lösen, und Emma zu besitzen, so wenig eilte er diesen Ort zu verlassen, wo dies unmöglich war. Ein neues Band nach dem andern verstrickte ihn, und schon hatte Emma entdeckt, daß Guy in Schulden befangen war, und ihm Alles aufgedrungen, was in ihrer Macht stand, ihn zu retten, als sie mit Entsetzen fand, daß kaum noch zur weitern Fortsetzung der Reise eine kleine Summe übrig sey, und dann keine Aussicht zur Hülfe mehr. Emma, zu liebevoll die Heiterkeit Guy's zu stören, die immer mehr zunahm, je

mehr sein Verderben sich nahte, wollte ihn nicht aus dem Traum reissen; sie verhelte ihren Kummer, ihre nagende Sorgen, doch sie zog sich nun fast gewaltsam aus den Kreisen der Emigranten zurück, und konnte mit bewunderungswürdiger Kraft jede Entbehrung im Stillen tragen, von der Guy nichts ahnte.

Eine holde Erscheinung gewährte Emma Kraft und Trost; die Tochter eines würdigen emigrirten Grafen aus dem Elsaß, Annette von R. Dieses frommen lieblichen Fräuleins Vater war sehr alt und krank, der Muth und die Geistesgegenwart seiner edlen Tochter, waren die schützenden Engel seiner Flucht gewesen. Eine nicht ganz unbedeutende Summe Goldes, einige Edelsteine, hatte Annette zu retten gewußt, und selbst die eigentlichen Ursachen seiner Flucht hatte sie dem Greise verhehlen müssen. Zu Füßen der Bauern hatte das holde Mädchen gelegen, und sie beschworen, den alten Vater mild zu behandeln. Von dem schon bestürmten Schlosse war der wilde Haufen mit Pechkränzen und Piken zurückgewichen, so lange, bis Annette den Vater und einen alten treuen Diener durch eine Hinterthür an den Rhein geführt, wo sich ein guter Fischersmann willig fand, sie zu retten. Wilde Menschenhorden erbarmten sich Annettens, wie hätte der Himmel sich nicht erbarmen sollen? Während Annette im schmalen Nachen saß, stürmte es auf dem wogenden Rhein, schwarze Nacht umzog den Himmel, und des brennenden Schlosses heller Schein färbte die Fluthen. Annette still betend barg in ihren Händen des weinenden Vaters Silberhaupt, und entzog ihm

den Anblick ſeiner Beſitzung, in welcher die Flammen des Aufruhrs heftiger wütheten, als das losgezügelte Element. Ein mildes Geſchick ließ ſelbſt dieſe Zerſtörung ihrer Flucht günſtig werden; durch Klippen und Untiefen das ſchwache Fahrzeug leitend, fand der Fiſcher den Weg beym Schein der Flammen. In Coblenz angelangt, wußte Annette mit frommer Liſt den Vater zu täuſchen, als käme er bald zurück zu der Ahnen Sitz. Eine heitre Wohnung, abgelegen und ländlich, wurde gemiethet, hier in Eil alles Geſchirr angeſchafft, wie es in glücklichen Tagen auf des Vaters Tiſch in ſeinem Wohnzimmer geglänzt. Annette lag auf Stroh in einer Dachkammer, ſie kochte und bereitete ſeines Backwerk, der Tiſch wurde ſtets mit drey Gängen und einem Nachtiſch beſetzt, doch nur für den Greis waren die Speiſen, weil unter allerhand Vorwänden Annette nur den Vater bediente, nicht aß, und mit Albert, dem alten Getreuen, ſich mit abgeſottnen Kartoffeln begnügte. Wie würzte ſolche ungewohnte Entbehrung der himmliſche Balſam des Bewußtſeyns, und der Liebe! Wie erfinderiſch und ſinnreich machte dieſe Liebe das unſchuldige Mädchen, jeden unangenehmen Eindruck vom Vater zu entfernen! Himmliſche Botin der Unſterblichkeit, gottgeliebte Tugend, das Unglück, überwunden durch deine Macht, iſt nur die Sklavin, die deinen Sieg verherrlicht!

Auf einem einſamen Spaziergang auf der Karthauſe hatte Emma, welche mit einer Arbeit dort verweilte, Annette getroffen. Sie las ihrem Vater aus einem Erbauungsbuch vor; lieblich nahm ſich die hell-

blonde rosige hohe Jungfrau, mit Veilchenaugen und wehmüthiglichten Blicken neben dem bleichen Greise aus, der mit vielen Ordensbändern geschmückt, in einem portativen Lehnstuhl saß, hinter welchem ehrerbietig Albert stand. Emma wollte zurückweichen, doch Annette hatte sie schon gesehn, und getroffen vom Licht ihrer süßen und sittigen Gestalt, war sie unwillkührlich aufgestanden, sie zu begrüßen. Ein anziehendes Gespräch knüpfte sich an, und man versprach gegenseitig sich wieder aufzusuchen. Emma entdeckte mit süßer Rührung Annettens stille hohe Tugend, nur wohlthätiger wirkte auf sie diese Erscheinung, je tiefer sie von Aller Verderbniß um sie her verletzt war. Die Begriffe und Vorurtheile des Vaters fromm ehrend, sprach Annette von R. nur immer mit ihm von Hoffnungen, die er selbst hegte, doch wußte sie sein Gemüth allmählich in bestimmterer Richtung nach Gott hin zu leiten, damit, wenn alle Hülfsmittel erschöpft wären, und die Täuschung nicht mehr dauern könne, der Uebergang nicht zu schmerzlich sey. Früh am Morgen, wenn der Vater noch schlief, fand Emma schon ihre einsame Freundin Annette am Kissen, wo sie zierliche Spitzen klöppelte, zum Verkauf; denn zur zehnten Stunde besorgte sie die Chokolade, und die Klöpplerin war Köchin, die sich zur Essenszeit, anständig gekleidet, wieder in die Gräfin verwandelte. Der Muth und die Regsamkeit Annettens wehten Emma mit Erquickung an, sie fühlte sich gegen Entbehrung gewaffnet, zu Leiden gestärkt, und vor allem süß beseligt durch Annettens Freundschaft. Doch von

ihrem entsetzlichen Geschick vermochte sie der Freundin nichts zu entdecken. Tiefe Schaam fesselte ihre Zunge, und wie eine Verbrecherin kam sie sich gegen die reine, kindliche, standhafte Annette vor. Auch genoß sie dieser holden Gesellschaft nicht lange. Ein Schlagfluß machte dem Leben des Greises ein Ende, und entriß ihn wohlthätig der nahen Enttäuschung über seine Lage. Annette beweinte ihn fast trostlos, und ging dann zu einer vornehmen Verwandtin über den Rhein, deren Anerbietung sie standhaft ausgeschlagen, so lange der Vater lebte, und ihrer bedurfte. Dieser Abschied zerriß Emma's Herz, in wilder Ahnung bewegten sich Schreckgestalten der Zukunft vor ihrer Seele, und sie war nur gewaltsam Annettens Armen zu entreissen. Ach! in dem sanften Licht dieser Blicke hatte Emma's einziger Trost geblüht! Guy war ihr entfremdet, sie war allein, sorgenvoll lag die Zukunft vor ihrem Blick, ihre schmerzlichste Sorge wagte sie kaum sich selbst zu gestehn. Am Abend nach Annettens Abreise bat Guy Emma so angelegentlich in das Schauspiel zu kommen, daß sie diesmal nicht widerstand. Oedip wurde gegeben, Antigone war eine süße Erinnerung an Annette! Wie so ganz anders wirkt das Schöne in der Dichtung durch Beziehung auf schöne Wahrheit! Emma's Augen, geschwächt durch langes Weinen, und noch verdunkelt durch frische Thränen der Rührung unterschieden keine Gestalt auf der Bühne, doch klang ihr in Antigonens Stimme etwas Bekanntes zu. Sie vergaß diesen Anblick wieder über den Gesang selbst. Nach dem Schauspiel führte Guy Emma zu einem

Wagen; ſie war von ihrem Schmerz zu ſehr hinge-nommen, um darauf zu achten, daß der Wagen nicht die gewohnte Richtung nach ihrem Gaſthof nahm. Der Marquis v. Senanges ſaß mit Guy auf dem Rückſitz, und Emma wollte am Geſpräch ihrer beyden Begleiter keinen Antheil nehmen. Sie ſtiegen aus, Guy führte Emma in einen hellerleuchteten Saal, der von Blumen und Moſchus duftete, und in welchem ſich eine prächtig gekleidete Geſellſchaft bewegte. Emma war im einfachſten Gewande, und erſchrack. Sie wollte zurück. Guy, deſſen Eitelkeit frohlockte, weil er mit einem Blick ſah, wie Emma im weißen Kleide, den weißen Spitzenſchleyer über die wallenden Gold-locken, und die blumenhellen Farben und Lichter auf dem roſigen Antlitz die anmaßungsvollen gelblichen, ſchwarzäugigen, mit Flitterſtaat behangenen Frauen überſtrahlte, beſchwor ſie zu bleiben. Nie war er ehrerbietiger, ſehnſuchtvoller und zärtlicher geweſen. Man erwartete in dieſer feyerlichen Geſellſchaft die ſchöne Sängerin, welche die Antigone geſpielt. Es war der Namenstag eines Duc, die Fremde ſollte Couplets ſingen, die der Marquis Hipolite de Se-nanges gedichtet. Jedermann, und der Duc nicht minder, mußten um die Ueberraſchung wiſſen, damit ſie mit Anſtand vor ſich gehen könne. Die Geſell-ſchaft ſetzte ſich in einen Kreis, Emma oben an, neben dem Helden des Feſtes, der die ihm von den vielen Baaſen gereichten Bouquets aus Anſtand behalten mußte, und ſo gravitätiſch als geduldig Hände und Knopflöcher voll Blumen in der Mitte ſaß, ſeine

Ueberraſchung erwartend. Die Flügelthüren rauſchten auf, und an der Hand eines Jünglings in Hofkleidung von Ludwigs XVI. Zeiten, trat eine ſchöne Frau herein, als Sappho gekleidet, die Laute in den Armen, die diesmal für eine Lyra gelten ſollte, den Lorbeerkranz in den ſchwarzen Locken, das ſcharlachrothe zipflichte goldgeſtickte Gewand über der ſchwer geſtickten weißen Tunika drappirt, und während des Singens des Couplets unaufhörlich anders werfend, ſo daß man nicht wußte, ob ſie da ſtand um zu ſingen, oder um ſich vielfach zu drappiren. Endlich kam ſie herbey, nahm zierlich den Lorbeerkranz von den Locken, und reichte ihn nun dem Duc, der ihn nicht auf der Friſur haben wollte, und doch auch in die vollen Hände nicht nehmen konnte, alſo in namenloſer Verlegenheit da ſtand, bis er endlich den Blick auf Emma im Spitzenſchleyer werfend mit einmal die Blumen auf den Stuhl legte, den Kranz auf Emma's Stirn drückte, und der Geſellſchaft zurief: Sie haben Antigone, haben Sappho eben geſehn, jetzt bewundern Sie ein rührendes Bild der Iphigenie in Graf Guy's verehrter Gemahlin! Bey dieſem Namen wendeten ſich die Sappho und ihr Phaon in Verſailler Hoftracht zu Emma'n, und letzterer rief: Liebe Schweſter, find' ich dich endlich! Dieſer Ausruf trat wie eine Schleuſe vor dem Strom der Bewunderung, der von den Lippen der Geſellſchaft fluthen wollte. Eine Aehnlichkeit täuſcht Sie, rief der erbleichende Duc, der ja neben der lieben Schweſter des herum reiſenden künſtleriſchen Paars geſeſſen, und ſie mit Artigkeit

überschüttet hatte. Nein, sagte Emma ruhig, es ist mein Bruder Carl. Und dies ist meine Frau! unterbrach Carl die Schwester, auf die Sappho zeigend, in der nun mit einmal Emma Lilla erkannte, welche sie mit der größten Zärtlichkeit in ihre Arme schließen wollte. Emma, schon ahnend, wie dieser Verfall auf Guy wirken mußte, und plötzlich ihre ganze Würde zu Hülfe rufend, sagte mit Fassung der Gesellschaft: Sie werden Alle verzeihen, wenn ich heut, da ich auf unerwartete Weise Verwandte wieder finde, mich zurückziehe, und nach Hause eile. Keine Widerrede hemmte diesen Entschluß. Sie reichte dem todtbleichen Guy die Hand, und winkte ihrem Bruder und Lilla, ihr zu folgen. Beyde thaten es, der Wagen wurde gerufen. Alle stiegen ein. Guy sprach kein einziges Wort, Emma litt schwer und still. An ihres Zimmers Thür sagte Emma Guy gute Nacht, sie hoffte im Herzen, er würde darauf dringen, sich nicht von ihr entfernen zu dürfen, doch er erwiederte das Lebewohl, empfahl sich stumm Lilla'n und Carl'n, und ging in sein Gemach. Emma ließ das Nachtessen bringen, und überwand ihren heißen Kummer. Lilla mußte ihr erzählen, wie sie Carl'n gefunden und sich ihm vereinigt. Carls Minen und Geberden konnten als Commentar zu der rührenden Erzählung Lilla's dienen, bald sie beglaubigend, bald sie verneinend Emma sollte für Lilla gewonnen werden, doch ihr Gefühl warnte sie. Spät erst schied das umherirrende Paar, ohne den Schlüssel zu Emma's Geschick gefunden zu haben, die kalt und einsylbig blieb.

Welche Nacht! Einsam stand Emma am Fenster, und ließ die kalte Nachtluft über die glühenden Wangen wehn. Sie war noch so jung und schon enttäuscht, sie fühlte noch so rein und zart, und hatte schon gefehlt, noch so unerfahren war sie und sollte nun selbst ihr Geschick lenken! Da stand sie, und hörte das Brausen des Rheins, das Rauschen der Wipfel, denen der Spätherbst den letzten Schmuck entriß. Da lag auf dem Tisch Lilla's wohlbekannte Laute, die sie dort vergessen. Ach! aus den unberührten Saiten klang alle Seligkeit jener Johannisnacht! Nun fand Emma Thränen, sie nahm die Laute, und entlockte ihr sanfte Töne. Die Stürme legten sich, der Himmel entwölkte sich, die Fluthen wurden stiller, und östlich hob sich der Morgenstern in holdseligem Glanz, wie eine himmlische Beruhigung drang dies Licht in Emma's Gemüth. Sie sang ihre Schmerzen im Liede, wie die Nachtigall. Indeß sie noch sang, rauschte es sanft an ihrer Thür, und Guy's Stimme bat sie zu öffnen. Emma widerstand nicht den geliebten Tönen. Guy sank weinend zu ihren Füßen nieder; sie drückte seine Hände an ihre Brust, lehnte ihr Haupt auf das seine, ihre Herzensthränen vermischten sich. Guy wollte sprechen. Nur kein Wort, um Gottes willen, rief Emma, mir müßte das Herz brechen! Guy schwieg, heißer flutheten die Thränen, Küsse tranken sie wieder, eine reine Wehmuth süßer Liebe glühte in beyden, und wurde zur freudigen Sonne, vor welcher die Dunstgestalt der Welt zu zerrinnen schien. Ach! nur mit erneuter Gewalt kehrte die tückische

Macht mit all ihren Schrecken wieder! Guy, der Emma beruhigt glaubte, sprach nun dennoch, sein Bewußtseyn, seine Erinnerungen mühsam auf einem Punkt zusammen rufend: Meine Emma, du weißt, was gestern vorfiel. O Gott! rief Emma schmerzlich, denn sie hatte dies neue Verletzen ihrer tiefsten Gefühle nicht geahnt, sie glaubte, Guy wollte ihr beystehn, alles zu vergessen, was geschehn, und sich mit ihr der unwürdigsten Mißstimmung der Umgebungen entreissen. Guy fuhr fort: Die Welt, meine Emma, fordert unser ganzes Selbst zum Opfer, wir müssen es ihr geben, denn wir leben in der Welt. Die Welt vergißt nie, verzeiht nie, doch sie fordert nur den Schein, und läßt uns im Stillen den Genuß, den wir ersehnen. Mein Geschick, liebe Emma, ist an die Menschen gebunden, aus deren Kreise du dich gestern entferntest. Sie sind an mich durch nicht gewöhnliche Verbindlichkeiten gefesselt, sie werden mir dankbar seyn, Herz und Seele eines Jeden stehn mir zu Gebot, nicht aber ist es möglich, sie mit dem Vorgang von gestern zu versöhnen; der Duc ist aufgebracht, die Ducheſſinen und Marquiſinnen sind compromittirt, ganz Coblenz ist erfüllt, wir dürfen hier nicht länger bleiben, und können nicht gehn! Sage mir selbst was zu thun ist? Meine Gegenwart macht dich unglücklich? fragte tiefathmend Emma. Mein Leben ist nichts ohne dich, erwiederte Guy. Nicht so, o Gott, nicht so, sprach Emma, vollende, sprich nur was geschehen soll. Das ist das Entsetzliche, rief Guy, daß ich das nicht weiß. Du weißt es nicht?

ſprach Emma mit namenloſem Erſtaunen. Nein, ſagte Guy langſam. So weiß ich nichts, als daß ich ſterben möchte, erwiederte Emma, und Guy konnte ſie nicht bewegen, ihm nur noch ein Wort zu ſagen. Lange blieben ſo beyde. Der Morgen dämmerte höher hinauf, ſein Licht erfüllte bald mit Roſenglanz das Zimmer, und ergoß ſich auf Emma's ſüße Leidensgeſtalt. Emma's Thränen floßen ſtill, in reizender Verwirrung wogten die goldnen Locken herab, Gewand und Haar war naß von Thränen. Mit voller Zärtlichkeit ruhten auf ihr die Blicke des Geliebten. Sie entzog ihm nicht ihre Hand, die er lange ſtumm an ſeine Lippen ſchloß. Sie hielt ſeine Rührung für eine Wiederkehr. Dem Schmerze mühſam Worte abgewinnend ſagte ſie: Noch bleibt uns genug, eine Hütte mit Weingeländer und Krautgarten in dem fruchtbaren Neckarthale, wir einander ganz eigen — keine Arbeit will ich ſcheun, jede Stunde der Noth will ich ſegnen, nur den Tod an deiner Bruſt — ach, bald! Guy ſchaute ihr wehmüthig bedauernd ins Auge. Laß uns nicht mit ſchönen Worten einander täuſchen, ſagte er, ich darf dir ſelbſt zu Liebe dich nicht unglücklicher machen, als du ſchon biſt. Bey dieſen Worten ſank Emma in eine tiefe Ohnmacht nieder. Guy entſetzt rief die Hausleute, welche ſie entkleideten, auf ein Sopha brachten, und mit geiſtigen Gerüchen nach langen vergeblichen Verſuchen in das Leben riefen. Was weckt ihr mich, ſagte Emma, es war mir ſo wohl, ich ſchlief ſo feſt! Nun brach ſie wieder aus in unaufhaltſame Thränen, und verlangte allein zu

seyn. Ein Geheimniß, das auf ihrer Brust lastete, wollte sie sagen, so oft Guy ihr liebevoll schien, aber ein Krampf preßte ihr Herz, wenn sie einen Blick in die Verwirrung seiner Seele that. Guy wollte sie nicht allein lassen, sie willigte ein, daß er blieb, doch sie konnte nicht sprechen.

So blieben sie noch eine Zeitlang, als der junge Marquis von Senanges ungemeldet in das Zimmer trat; er hatte sich Guy's Freundschaft zu erwerben gewußt, und den Zusammenhang mit Emma so ziemlich errathen. Ohne den eigentlichen Grund ihres Zustands erörtern zu wollen, bedauerte er mit scheinbarer Herzlichkeit ihr Uebelbefinden, erwähnte mit keiner Sylbe des Vorgangs von gestern, und sagte blos dem Grafen Guy: Bruder, ich bringe gute Neuigkeiten! Und welche? fragte Guy. Ein Englisches Corps von Emigranten wird gebildet, wir vereinigen uns mit dem wackern Charrette, und den Vendeern, und helfen dort die Republikaner besiegen. Jeder Offizier wird equipirt, montirt, und hoch besoldet, wir Alle, die wir unsre Kräfte nach fruchtloser Erwartung erschöpft sehn, können nun uns erholen. Guy saß eine Weile nachdenklich, und sagte dann: Eigentlich ist's für die Franzosen streiten, wenn man jetzt den guten Franzosen zu Hülfe kommt. Das wußt' ich, wackrer Junge, daß du mit uns gingst, rief Senanges, und umarmte Guy, komm jetzt, noch heut muß Alles in Ordnung seyn! Ich habe ja das nicht gesagt, erwiederte Guy; aber gedacht hast du's! rief Senanges, bey einem Biedermann folgt die That

dem Gedanken; komm, ich sehe, du bist entschlossen, und nur die Furcht, diese schöne Dame zu kränken, hält dich zurück. Guy sah Senanges mit einem ängstlich bittenden Blick an, und dieser sagte: Frau Gräfin, nicht wahr, Sie billigen es, daß Ihr Gemahl für seinen König ins Feld zieht? Er thue, was seine Pflicht ist! und das möge Gott ihm eingeben, sagte Emma. Ach, die Frau Gräfin ist devot, rief Senanges. Bravo! das steht in so zarter Jugend sehr reizend, und wenn man erst alt ist, wiederum; in der mittleren Zeit nur ist es Ziererey, und wird auch dafür angesehen. Senanges sah selbstzufrieden umher. Er hat Verstand wie ein Engel, flüsterte Guy, wehmüthig blickte Emma zum Himmel. Senanges unterbrach die allgemeine Stille. Es ist ernstlich jetzt Zeit, sich zu entschließen — komm, Guy, und halblaut setzte er hinzu: Für dich ist ohnehin nichts sonst übrig. Guy warf einen fragenden Blick auf Emma. Ich habe schon gesagt, wie ich's meine, erwiederte sie, und drehte ihr bleiches Antlitz nach der Wand. Guy ergriff ihre Hand, küßte sie, und verließ mit Senanges das Zimmer.

Wie eine geknickte Blume, leblos und freudlos lag Emma auf dem Ruhebette. Kaum hatte sie noch die Kraft für heut, Jedermann den Zutritt versagen zu lassen. Diese Vorsicht war gegen Lilla und Carl'n überflüssig, denn eine Hoffnung großen Gewinns hatte diese schon nach Frankfurt gerufen; sie hatten in aller Hast ihr Zelt abgeschlagen, und waren schon Unterwegens, während Emma so schwer und tief ihrer

Erſcheinung wegen litt. Zur Mittagszeit kam Guy zurück. Er bat Emma wo möglich Morgen reiſefertig zu ſeyn. Ich werde keine andre Reiſe mehr machen, erwiederte dieſe, als nach meinem Grabe. Nein, ſagte Guy, wir können bis nach Belgien zuſammen gehn, uns dort einſegnen laſſen, und ich gehe dann in den Krieg. Ich reiſe mit, ſagte Emma, ſo weit ich kommen kann, gleichviel wo mein Grab ſey. Kränke mich nicht, liebe Emma, ſprach Guy, ich bin redlich, ſo — hart es mir ankommt, mocht' er hinzuſetzen wollen, jedoch er ſchwieg. Am andern Morgen ging die Reiſe vor ſich. Emma ſchaute mit tiefem Weh in die Rheinfluthen, in die Rebenhügel, auf die Felſenhöhen. In jeder verwaisten Trümmer ſah ſie ein Bild der Trümmer ihres Glückes. Im Wagen ſaß Senanges, unzertrennlich von Guy, und dem Ausbruch jedes ſanften Gefühls, wie ein Wall entgegenſtehend. So kamen ſie nach Luxemburg und Verviers, wo eine Menge Emigranten kantonnirten. Hier herrſchte ſchon ein edlerer Geiſt als bey den Emigranten in Coblenz, unter den wackern Soldaten, die Zuverſicht belebte ſie, für eine gute Sache zu ſtreiten, und im Aufſtand der Welt gegen das Unrecht nicht müßig zu ſtehen. Sie glaubten nicht ihrem Vaterlande, ſondern nur den Revolutionsheeren entgegen zu kämpfen, deſſen Führer wie Pilze das Werk einer Nacht aus dem gemeinen Haufen zu den höchſten Graden hervorwuchſen.

In Verviers angelangt, benutzte Guy die erſte freye Stunde in die Kirche zu gehn, und des Prieſters

Segen über Emma's Bündniß mit ihm aussprechen zu lassen. Dieser Schritt beruhigte Emma so sehr, daß sie schon ganz Zuversicht und Liebe an sein Herz sank, und ihm gestehn wollte, warum sie so sehr gezittert: dies würde nicht geschehn; allein sie sah, daß Guy nach dieser Einsegnung einer beynah feindseligen Regung gegen sie kaum zu widerstehn vermochte, und sie versank in trostlosem Jammer; der Abend kam, ohne daß Emma Beruhigung empfing.

Es war noch ein milder Tag, trotz des herannahenden Winters. Emma fuhr durch den halbstündigen Flecken voll Dampf und Dunst, und gelangte nach einer Wiese, Crott genannt, an ein Gewässer, das vermuthlich ein Fluß geworden wäre, wenn seine vielfachen zuströmenden Quellen in den Bezirken der Fabrik-Eigenthümer nicht aufgefangen worden, und ihn einsam gelassen. Ein frischer großer Rasenplatz von waldbekleideten Hügeln umfangen, mit Obstbäumen besetzt, erheiterte Emma's Auge beym Licht der sinkenden Sonne. Pferde wurden getummelt, die muntern Brabanter Bauern warfen Stäbe nach einem hölzernen Schinken; alles Leben und Weben um Emma erschien ihr hier fremder, liebloser als je. Durch die Straßen hatte sie die Bettler schleichen sehn, Bilder hagern scheuslichen Elends, kaum umgeben von schmutzigen Lumpen, Almosen erstürmend von den Vorübergehenden, dahingegen aus den offnen Fenstern hoher schöner Gebäude Pracht und Reichthum hervorstrahlten, und alle Ueppigkeiten der Erde wetteifernd die Wohnungen der reichen Fabrikanten zu schmücken strebten.

Neben den schönsten Häusern hatte Emma die furchtbarsten fast schwankenden Gebäude wahrgenommen, und überhaupt den schrecklichsten Gegensatz des tiefsten Elends zur üppigsten Pracht. Die daherwankenden schmutzigen Leidensgestalten der kränklichen Arbeiter, denen es geht wie Allem, was Invalid geworden, schienen Emma die Stufen zu seyn, auf welchen jene Gebieter des Glücks, die Werkzeuge zermalmend, zur Höhe des Standes gelangt waren, wo sie jetzt schwelgend saßen. Emma überließ sich ihren trüben Betrachtungen, als Guy mit Senanges auf die Wiese geritten kam. Jetzt gilt es Muth, schöne Dame! rief Senanges. Wir müssen zu dieser Stunde zur Armee. Und ich? fragte Emma bebend. Du bleibst hier, liebe Frau, sagte Guy; hier bist du vor den Franzosen sicher. Treu hält dies Land an den teutschen Kaiser, an die benachbarten Britten. Guy sah, daß Emma wieder einer Ohnmacht nahe war, er führte sie nach dem Wagen. Sie gelangten nach dem Posthause, wo sich Emma außer Fassung auf ein Sopha warf. Guy umfaßte ihre Knie, er sagte ihr anmuthige liebende Worte, doch sie vermißte den einen Laut, der sie trösten konnte; sie empfand deutlich in ihrem Schmerz, daß es Worte waren, daß das allbeseligende Leben dieser Liebe ertödtet sey. Schon hielt auf dem Platz Martyre die muntre Schaar, schön beritten, funkelnd von Gold und heitern Farben, musizirend, als ging es zum Tanz. Senanges rief Guy zu, es sey die höchste Zeit. In diesem Augenblicke kehrte ein wahres herzliches Gefühl in Guy's Busen zurück, und drängte die bösen

Gewalten weg. Er fühlte, daß er mit Emma vom Leben ſeines Lebens ſcheide. Er konnte nicht aus ihren Armen, er wollte in Thränen an ihrer Bruſt vergehn. Dieſe Stunde goß lindernde Labung in Emma's Wunden; ſie war verſöhnt mit all ihrem Weh und konnte es wieder in Gottes Hand legen. Alle ihre Kraft zuſammen rufend, gebot ſie ihm nun ſelbſt zu ſcheiden, reichte ihm die erbleichten Lippen zum letzten Kuß, winkte ihm noch vom Fenſter mit dem weißen Tuche vielfach nach, und wie der letzte Schimmer ſeines Gewandes ihren Augen entſchwand, da verließ Emma die mühſam geſammelte Kraft, und eine wohlthätige Ohnmacht umfing ſie in todesähnlichen Schatten. Leben und Tod rangen hier mit Emma's blühender Jugend, doch das Leben gewann die Ueberhand, denn noch zu größern Prüfungen war Emma aufbewahrt.

Drittes Buch.

Der Regenbogen.

Wer nie ſein Brod mit Thränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf hartem Lager weinend ſaß,
Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!
Denn alle Schuld rächt ſich auf Erden!

Dieſe Stelle ſchlug Emma in einem Buche auf, welches ein Durchreiſender auf ſeinem Zimmer vergeſſen haben mußte; mehreres ſonſt ſtand in dem Buche geſchrieben, Emma las nichts mehr. Sie lauſchte mit unendlichem Jammer dem neuerwachenden Leben unter ihrem Herzen, ach! von welchem Guy keine Ahnung hatte! Nie hatte ſie vermocht, es ihm zu ſagen, ſo mächtig die innre Stimme ſie gemahnt. Jetzt war es darum geſchehen. Vielleicht ging Guy in den Tod, und ſein Kind war verwaiſt. — „Der kennt euch nicht, ihr himmliſchen Mächte!" wiederholte ſie, und ihre Thränen floßen unaufhaltſam. O meine ſüße ſtille blumenhelle Kindheit, rief Emma, o mein Land, Ge-

ſpielinnen meiner Jugend, ewig heitre Wonnen der unſchuldvollen Seele, wo ſoll ich euch wieder finden? Wie lächelnd ſtand das Leben vor meinen Blicken, wie holdſelig jeder nächſte Tag, über den mein Denken nie hinaus ging! Wie milde umfing mich der Odem der Liebe! Wie mir ſo nahe war Gott, wie liebt ich ihn in Blumen und Quellen, im Brauſen der Wipfel und im Blick der Aeltern, wenn ihr Auge mit Liebe auf mich ſah! Abgeſchloſſen in den Rheingebirgen ſchien mir die Welt, ich träumte von keinem Sehnen, keinem Jenſeits, ſtill befriedigt wie das Kind ſchlief ich am Mutterbuſen der ſüßen milden Natur, jeden Tag erwachend zu friſcher Luſt. Wo ſeyd ihr hin, heitre Feſte des Jahres, wo ſich auch Winter und Herbſt mit Roſen kränzten, Weinleſe auf den beſonnten Hügeln bey Geſang und Tanz, indeß noch einmal die wilden Roſen aufblühten, Wallfahrten nach dem Muttergottesbilde, der ſingende Zug blühender Jungfrau'n unter Blumen! Hohe Lilien trugen wir, Zweige, die uns Kühlung wehten, aus den Waldungen ſang die Nachtigall Salve Regina in wortloſen Melodieen verſchmelzend in unſern Geſang. Um mich her war nichts als blühender Wohlſtand, ſanfter Frieden, und gab es ein Leid, ſo gedieh es mir zur Luſt, denn ich vermocht es zu ſtillen. O Gott Vater! Hab' ich denn ſo ſchwer geſündigt? Iſt Vater Johannes in Schmerzen über mich dahin geſchieden? Vermochte Eliſabeth dieſen Bund nicht zu ſegnen, weil er Gott nicht wohlgefällig war? O Gott! ich ging und verließ die frommen Aeltern, ich lud mir Pflichten auf, die Gott nicht

auf meine Bahn gezeichnet hatte, ich täuſchte mich ſelbſt über meinen Beruf, für frommen Drang hielt ich den Ausweg, durch welchen ich dem ſchmerzhaften Bunde entging, und wußt ich nicht im innerſten Gemüth, daß es anders ſey? Doch ich ging, ich verließ die, deren Augenlicht ich geweſen, die ich pflegen und lieben ſollte bis in den Tod! Johannes brechende Augen haben mich geſucht und nicht gefunden. Kein andres Herz verſtand ſo ſeine Wünſche, ſeine Winke, wie Manches wird er vermißt haben, wie unruhig über mich geſtorben ſeyn. Nicht gab er mir ſeinen letzten Segen, er ſchied in Schmerz und Sorge, und ſein ſchwankend Gemüth zwiſchen Liebe und Zorn warf mich hinaus in die ſtürmiſche Bahn, ohne Schutz und Halt. — Ach! und aus dem lieben Vaterhauſe iſt mir dann nichts geblieben? Bey dieſen Worten ging Emma wie durch eine Eingebung angeregt zu dem Tiſch, auf welchem das Kiſtchen ſtand, das Guy noch gerettet. Sie öffnete es, noch lagen einige Juwelen darin, einige Familienpapiere, und unter dieſen ein kleines ſilbernes Cruzifix, das Emma ſeit der Flucht noch nie bemerkt; bey dieſem Anblick fühlte Emma Troſt und Zuverſicht. Ein rührend frommer Glaube in jenen Landen ſagt, daß überall uns Frieden und Schutz beſchieden, wohin wir mit dem Bilde des Erlöſers ziehn, und dies Cruzifix war ſeit Jahrhunderten in der Familie. Emma drückte es an das Herz, und indem ihre Thränen milder floßen, vermochte ſie ihr Weh in den Born der ewigen Liebe zu tauchen, die für uns gelitten, uns zu ſühnen. Es war tiefe Nacht

geworden, alles still, die Kerzen brannten, im alt-fränkischen Zimmer glänzten die goldgerahmten Spiegel, die Leisten um die seidnen Tapeten, die Kronenleuchter, das Thronbett; unheimlich schienen Emma diese Umgebungen, ihr so fremd, doch sie fühlte sich schon gestärkt, und nicht mehr so allein, sie fühlte Gottes Nähe, ein frommes Gemüth im Unglück fühlt sie immer klar. Keine Abrede hatte sie mit Guy genommen, wegen ihres Aufenthalts, oder seiner Adresse, doch ruhig war sie unter dem Schutz der höher leitenden Hand, und wie ein Kind, das die Versöhnung des Vaters nach der Strafe fühlt, schlief sie ermattet, doch erquickt im Herzen, ein.

Morgens darauf erfuhr Emma die Ankunft eines Oheims ihres Gemahls, der eben durch Coblenz hieher gekommen. Wie bebte ihr Herz bey dieser Nachricht! Sie bat ihn in einigen Zeilen, sie zu besuchen. Der Oheim kam auf die Einladung einer Gräfin Guy, und fand die einsame prunklose Emma, deren Lieblichkeit und Bescheidenheit Eindruck auf ihn machten, ohne ihn doch für sie zu gewinnen. Er fragte nach den Ehepakten, dem Trauschein; Emma hatte nichts von diesem Allem. Mit Achselzucken erklärte er die ganze Verbindung für einen Jünglingsstreich, welchen die Verwandtschaft nicht anerkennen würde, und gab Emma den Rath, einen andern Namen zu führen, um Verfolgungen zu entgehen. Erröthend vor Schmerz und Unwillen sagte Emma: wir haben mit Gefahr des Lebens Graf Guy gerettet und verborgen, ich bin das Opfer seiner unbegränzten Leidenschaft; ich würde noch

jetzt mein Leben für seine Zufriedenheit hingeben, ich stehe in Gottes Schutz, der Name meines Gemahls ist mein heiliges unentreißbares Eigenthum. Das ist alles ganz vortrefflich gesagt, antwortete der Graf, allein die Welt! Was ist denn die Welt, fragte Emma, ist sie die Lossprecherin von allen heiligen Pflichten, die Vernichterin und Mörderin aller Wahrheit und Liebe? Ach Gott! rief der Graf, mit den überspannten teutschen Gemüthern ist gar nichts anzufangen; sie können gar keine Ansicht mit der Vernunft fassen. Halten Sie den Erbadel für eine Eingebung der Vernunft, Herr Graf? fragte Emma, und was ist vernunftmäßiger, die Forderungen eines reinen Herzens an die Menschheit, oder der Vertrag der Uebereinkunft von Vorurtheilen zu des Einzelnen Vortheil und Nachgiebigkeit der Menge? Vielleicht, antwortete der Graf einlenkend, denke ich wie Sie über diesen Punkt, aber was ist zu machen? Aus solcher erhitzten Gemüther Beginnen sind die Gräuel der Revolution entsprungen, Rechte der Menschheit, Gleichheit der Seelen und durch diese der Stände, das ist die Ursache all dieses Wehes. Hierüber wäre mehr zu sagen, Herr Graf, erwiederte Emma, nur aus dem Widerstand des Unedlen gegen die heiligsten Ansprüche des bedrückten Volks ist die blutige Staatsumwälzung entstanden, nicht aus der Forderung selbst. Alles ist so, wie es ist, Sie und ich werden es nicht ändern, fiel der Graf ein, und als Freund rathe ich Ihnen, unter einem fremden Namen zu leben, oder den Ihrer Familie wieder anzunehmen, zu schweigen, und sich zu

entfernen. Wenn mein Vetter aus dem Kriege wieder kommt, wird sich Alles ausweisen; glauben Sie mir, auf Ihr bloßes Wort würden wir keine Prinzessin als Gräfin Guy anerkennen; alles fehlt dieser Verbindung, was sie sanktioniren könnte, und sollte mein Vetter so heimlich und feindselig gegen seine Familie gehandelt haben, so war es eine Uebereilung, die er auf irgend eine Weise wissen wird, wieder gut zu machen. Ohne Emma's Erbleichen bemerken zu wollen, nahm der Graf Abschied, und verließ sie, gedemüthigt, wenn gleich innerlich erhoben über die Welt, welche sie beugen wollte.

Das Benehmen der Leute im Hause belehrte Emma, daß sie hier keine angenehme Freystatt finden werde; sie empfand die geheime Einwirkung einer schon beginnenden Verfolgung. Sie eilte, den ungastlichen, traurigen Ort zu verlassen, und die Tilgung der Zehrungskosten erschöpfte fast den Ueberrest ihrer Baarschaft. Ein leichter Wagen führte Emma nach Lüttich, und von da die reizenden blühenden Ufer der Maas entlang nach Huy und Namur. Es ist ein sonderbares Gefühl, das trauliche Umfangen einer süßen Gegend, im Gegensatz mit dem Abstoßen der Menschen, die sie bewohnen. Der schwarze Kohlen- und Schwefelboden von Lüttich, die berauchte dampfende Stadt, das wilde Drängen der Menge, alle in einander eingreifend, und jeder für sich nur strebend, das unbekümmerte, rasche und träge Wesen zugleich der Brabanter Bauern, machten einen unangenehmen Eindruck auf die Durchreisende; sie fühlte sich so unbe-

haglich umgeben, alles war so anders, wie in ihrer schönen Kindheit an des Rheins friedlichen Ufern, wo alles Leben und Treiben sich zum heitern Einklang gestaltet, und nur da zu seyn scheint, um ein ergötzliches Schauspiel zu bilden. Versöhnend glänzten jedoch Emma's Blicken allseitig in der kunsttreibenden Stadt, von Fenstern und Laden die Erzeugnisse des Brabantischen Fleißes entgegen, zierlich, farbenreich, mit Sinn und Geschmack geordnet; und über dem schwarzen Boden der Straßen schritt ungefährdet in seiner buntseidnen Hülle der leichte Fuß der schlanken Bewohnerinnen, die mit Blumen und Spitzen, geschmackvoll, reich und heiter, wie zum Fest geschmückt, doch nur zum Morgenbesuch gingen. Die üppige Fülle der Früchte schien das Erzeugniß eines andern Welttheils zu seyn; auch bey ihrer Anordnung zwischen duftenden Blumengaben des Spätherbsts waltete Sinn und Zierde vor; Lüttich heißt: Der Garten von Brabant, sein wundervoller Boden rastet nicht im Hervorbringen der köstlich gewürzten Früchte, und der farbenreichsten Blumen, wie denn Brabant in Blumen und Kunsterzeugnissen der Thronsitz der Farbe ist. Nichts von Allem, was Emma sah, war fähig, sie zu erheitern, der Menschen bedurfte sie, ach! eines einzigen Herzens! und alles um sie her war öde, sie war verwaist, und schmerzlicher allein im rauschenden Weltgewühle. Es wurde ihr unaussprechlich wohl, als weit hinter ihr die Stadt lag, die sich verfolgend noch lange dem Reisenden nachzuranken scheint, und nun die herrlichen Waldgebirge, um-

ſchlungen von der Maas, in ihrem duftenden Schoos ſie aufnahmen. Hie und da die einſamen Landſchlöſſer, die kleinen Hütten, angelehnt am Gebirg, umwoben von ſmaragdnen Matten, die weißlockigten vollwangigten Kindlein am Waſſer, unter den andern Blumen des Ufers wie hingeſtreut, und über die Hütten her uralte Wipfel der Erlen. Ach, nur eine ſolche Hütte, in Frieden und Verborgenheit, ſeufzte Emma, und blickte wie fragend in jede hinein, ob hier nicht eine Zuflucht ſey gegen ihren Schmerz? Immer ländlicher und milder wurden die Ufer der Maas bis Namur; auch erſchien dieſe Stadt der Pilgerin einladender und heitrer als Lüttich, da ſie ſchon ſtiller und in ſchönern Verhältniſſen gebaut, ihren Blicken entgegen ſah. Gern würde Emma hier verweilt haben, allein die Nachrichten von den Fortſchritten des Revolutionsheers ſchienen Bedrohendes für dieſe Stadt zu enthalten, und ein ſchneller Entſchluß reifte in der Ermüdeten, ihre übrigen Koſtbarkeiten zu verkaufen, und ſich in einem Dörfchen, im tiefſten traurigſten Steppen- und Haidenland des Ardennenwaldes anzuſiedeln.

Hier war ſie nun, in jedem Sinn erſchöpft, unter Bauern, deren Sprache rauh und unverſtändlich, deren Weſen wild und ſtarr ſie feindlich zu bedrohen ſchien. Im Schoos der Steppen hausten ſcharfe Nordwinde, dürftige Halme blickten hie und da aus dem Sand, alles Leben ſchien entwichen von dieſem freudenloſen Boden, heißer und wehklagend nur tropfien die Quellen aus den Felsſtücken, als ſeyen es

die Thränen der verwaisten Natur; doch ſtand am Ende des Dörfleins unter zwey Linden ein Kreuz mit des Erlöſers Bilde, dem wohl ein freundlich Kind noch eine mühſam aufgezogne Blume brachte, und in der kleinen dunkeln Kirche flimmerte das bunt und ſeltſam behangne ſchwarze Muttergottesbild aus den Kerzen heraus, umwunden von Gehängen ſeidner Blumen, aus Blättern von grünem Papier hervorſchauend. Emma, freudenloſer als die öde Haide um ſie her, wurde doch zu Thränen gerührt, die nicht ohne Süßigkeit waren, wenn eine arme, kranke, abgezehrte Geſtalt vor das Bild hinſchlich, und ihre Schmerzen in die göttliche Hand legte, oder eine Mutter mit dem ſterbenden Kind auf den Armen in die immer offne Kirche trat, und eine geweihte Kerze vor dem Bilde anzündete, um, ſo lange ſie brannte, die Schmerzen des Kindes gelindert zu ſehen. Was fehlt dem Menſchen in ſeinem Leid, der Gott und den Glauben noch hat? fragte ſich Emma dann, und blickte, ſich ſelbſt ſtrafend, in ihr Innerſtes hinein. Sie erkannte die väterliche Hand, die jetzt ſchwer züchtigend auf ihr ruhte, und ſang aus einem alten Liede:

Herr! ſtraf' hier fort,
Nur ſchone dort!

Keine Nachricht kam, die Einſame zu erquicken; in einer Bauernhütte bewohnte ſie ein kleines Zimmer, das bey jedem Nordwind rauchte; vor ihr lag das ſchneebedeckte unabſehbare Feld, fernhin dämmerten Berge. Ein ärmlich Lager, ein Stuhl, ein Tiſch,

ein Schrank war Emma's Hausgeräth. Doch wenn ſie nun im erwärmten Zimmer bey einer Arbeit für das Erwartete emſig ſaß, und bey Windſtille die Sonne auf die weißen Wände ſchaute, und dem kleinen Kruzifix Strahlen gab, indeß umher das tiefſte Schweigen waltete, ſo wurde der Verlaſſenen wohl im heißen Weh, auf ihre Arbeit ſanken ſtille Thränen, in die ſich der Sonnenſtrahl farbig tauchte, der blaue Himmel ſah verheißend nieder, wie ein Blick der ewigen Liebe, und wie verſunken in flüchtigen Wellen lag Angſt und Schmerz des Lebens. Wenn ſchon in ſparſamer Anordnung, doch ſauber und anmuthig, weiß, blau und roth, lächelten Emma die Kleidungsſtücke ihres Kindes entgegen, in ihrer Kleinheit ſo freundlich, wie ſchon die Vorſtellung die zierlichen Glieder dazu ſchuf, denen ſie zur Hülle dienen ſollten. So verging ein Theil des Winters, und die Feyer der Weihnachtstage. Am Neujahrsmorgen lag als roſige Gabe des jungen Jahres, nach Todeskämpfen, Guy's holdſeliges Abbild, ein Mägdlein, in Emma's Schoos, die ſogleich in heiliger Taufe den Namen Maria empfing.

Eine trunkene Freude über das ſüßblickende Kind durchſtrömte Emma's Gemüth: in dieſen Wellen ſpiegelten ſich verklärt alle Schmerzen ihres Lebens, wie ſeliger Thau hingen ihre Thränen an dieſer Blume. Die geringelten Goldlöckchen um die helle Stirn, das roſige Knösplein des Mundes, die Augen, das Licht ſchon mit frohen Blicken grüßend, ſchon ſpiegelnd in Emma's Augen, die Fülle reiner Anmuth ausgegoſſen über

den ganzen Bau der Glieder, jede Bewegung Reiz und Lieblichkeit, Alles umfing das Mutterherz mit unendlicher Luft; die dürren Steppen und der Schnee darauf waren Heimath, Frühling und Paradies. Wie ſollte auch nicht ein Paradies blühen, wo Engel lächeln? Der ſüße Engel Unſchuld waltete über die Lieblichkeit des Kindes. Gern und fromm trug Emma nun jede Mühe, jede Beſchwerde, ihr Schmerz war zu Dank geworden, ſie glaubte nur vor Luſt zu weinen, wenn ſie ſich ſelbſt in Thränen fand.

Ein milderes Licht des Himmels beglänzte die Ardennen, Veilchen und Primeln ſproßten aus dem Boden, das friſche Grün keimte empor, die Stürme ruhten, und von den letzten Gipfeln ſchwand der Schnee. In ſeiner ſeligſten Schönheit glänzte Frühlingszauber auf Mariens Wänglein, und Stern und Blume lächelten nicht ſo hold, als ihr Auge und Mund. Dem Sonnenblick eines ſchönen Tages des Aprils vertrauend, nahm Emma ihr liebliches Kind auf den Arm, und ging auf eine dichte Waldung zu, deren Spitzen ſie aus der Ferne dämmern ſahe, über welche hinaus noch ein einſames goldnes Kreuz blitzte. Emma gelangte auf Wegen dahin, die angenehmer wurden, je näher ſie der Waldung kam. Das friſch entknospte Grün der alten Wipfel umfing ein hohes Münſter, aus welchem Orgelklang zwiſchen jungfräulich hellen Geſangestönen wogte. Ein Springbrunn rieſelte im Hof des Münſters, von einem vollen Kranz ſchön geordneter Urnen mit Blumen und duftender Stauden umzogen, auf Terraſſen umher ſtanden

Zitronen, Orangen, Granaten und Myrthenbäume, ſchon in Blüthe; die feuchten Strahlen des munter gaukelnden Waſſers grüßten die Blumen mit Kühlung und Glanz. Erſchöpft legte Emma ihre lächelnde Maria in den roſigen Klee, und das frohe Kind fühlte die Anmuth des duftenden Farbenreiches, der grünen Wipfel und tiefblauen Lüfte. Es jauchzte und lallte Wonnelaute in die feyerlichen Klänge aus der gothiſchen Kirche und in die Lerchentöne, die jede Pauſe füllten, ſchwebend über die lichtgrünen Saatfelder um das Kloſter. Fernher dämmerten blaue Gebirge zwiſchem dem Grün. Unausſprechlich ſüß umfing Emma dieſer Frieden, dieſe Frühlingsfeyer. Sie blieb wie träumend und verzaubert an dieſer Stelle. Längſt ſchon hatte die Orgel aufgehört zu ſpielen, nur der Nachhall der Hymnen klang noch in Emma's Seele wieder. Vor ſich hinblickend und inniger die entſchlummerte Maria einwiegend, ſah Emma eine liebliche Geſtalt heran ſchweben, deren Blicke wie ſüße Strahlen aus der Nacht der ſchwarzen Augen hervordrangen, deren Wunderlocken wie ein Gewölk um das Mondlicht der Stirn ſich woben. Bleich, aber unendlich lieblich, mit ſchmerzlich lächelnden Purpurlippen, jungfräulich ſchlank, und kindlich hold in Stimme und Geſtalt, war das ſüße Bild, das nun vor Emma hintrat, und ſie mit den Frühlingstönen des Wohlwollens in franzöſiſcher Sprache fragte, wie ſie mit dem Kinde in dieſe entlegne Einſamkeit gekommen? Emma empfand kein andres Bedürfniß, als dem anmuthigen Weſen recht viel von ſich ſelbſt

zu sagen, und mußte sich selbst zwingen, nur das Nothwendigste im Allgemeinen zu beantworten, doch Eugenia (so hieß die Liebliche) nahm Emma mit freundlicher Gewalt bey der Hand, führte sie in ein Zimmer, das auf den Garten des Klosters hinausging, und die Pracht frommer Verzierungen, heiliger Bilder und Bücher mit der Lieblichkeit hoher Blumenstauden verband. Eine Harfe stand hier, umwunden von einem Kranz von wilden Rosen und Sinnblüthe. Diese Blumen weckten eine Fülle von Erinnerungen in Emma's Seele, deren Andrang zu mächtig war, um ihm zu widerstehn. Ein Strom von schmerzlichen Thränen quoll hervor, und bald erfuhr Eugenia Emma's ganze Geschichte.

Der mondhelle Abend schwebte über die Waldung, als Emma, erquickt, und durch die Süßigkeit der Mittheilung auch im Herzen gestärkt, ihre Geschichte vollendet hatte. Sie konnte Eugenia's dringenden Bitten nicht widerstehn, ihr Zimmer mit ihr zu theilen, und einige Zeit mit ihr zu leben. Ein Diener wurde gesandt, Emma's Hausleute zu beruhigen, und ihre Sachen zu holen. Nach der Zurückkunft des Dieners, als Emma's Gepäck geordnet zu ihrem Gebrauch lag, und das Kruzifix auf einer Bettbank stand, Maria aber heiter lächelnd, auf der Mutter Schoos die lieblichen Freundinnen ergötzte, begann Eugenia ihre Lebensgeschichte zu erzählen:

Die schöne Loire, der klare Spiegel schlanker Mandelbäume und fruchtreicher Hügel, war das erste Entzücken meiner Blicke, an ihren Ufern bin ich ge-

boren. Meine Kindheit glich einem Maientage, in ungetrübtem Frieden, Liebe umgab mich von allen Seiten, und keine Sorge trübte die reine Luft meines Daſeyns.

Meine Geburt koſtete meiner Mutter das Leben; mich erzog meine Muhme, eine fromme Jungfrau. Ein reicher Oheim, mit mühſam erworbenen Schätzen aus Amerika zurückkehrend, gewann mich lieb, und beſtimmte mich ſeinem einzigen Sohne. Der Pabſt ertheilte die Erlaubniß, nothwendig wegen der nahen Verwandtſchaft, und die Verlobung wurde gefeyert, während mein Bräutigam noch in Amerika war. Mein ganzes Gemüth war kindlich und unbefangen, der Glanz, der über mich mit vollen Händen ausgegoſſen wurde, ſtrahlte wie eine Sonne in mein ſonſt einfaches Daſeyn, und der mir beſtimmte Gemahl ſchien mir nur eine Perlenſchnur mehr zu ſeyn, die ich noch bekommen ſollte; im Oheim war der Sohn mir ſchon werth, ja, ich ſah ihn im Geiſt unter keiner andern Geſtalt, und dachte nur an ihn, wie an einen Führer zu friſchen Ergötzlichkeiten.

Nach einem Jahre kam mein Vetter, ein lieber, ſanfter, ſtiller Jüngling; ſein Anblick erhöhte mein Vertrauen, und die vorgefaßte ruhige ſchweſterliche Neigung. Wenige Zeit nach ſeiner Ankunft wurde unſer Vermählungsfeſt gefeyert; mein Oheim, überfüllt von Luſt und Glück, wurde beim Feſte ſehr bedenklich krank, eh' noch der letzte muntre Tanz begann; das Feſt war geſtört, und mein Vermählter blieb bey ſeinem kränklichen Vater, indeß ich, unbekümmert

um alles, was halblaut über dies ganze Benehmen um mich her geäußert wurde, meine Angſt um den lieben Oheim mit kindlicher Zuverſicht ſtillend, das Schlafgemach betrat, und unter köſtlicher mondgleicher Beleuchtung und zarten Düften bey dem fernen Klang einer Harmonika auf das ſüßeſte entſchlummerte.

In der Nacht war es mir, als ob ich erwachte, und alles um mich her ſähe, wie am Abend; doch vor mir ſtand mein Oheim, der mir: Lebewohl! ſagte, mich küßte und verſchwand. Im nämlichen Augenblick hört ich deutlich die Uhr drey ſchlagen, und ein ſanftes Lied flöten. Ich war munter, und voll Erſtaunen blieb ich wach. Die Nachfolge Chriſti lag auf dem Tiſch neben meinem Lager, wie es immer meine Gewohnheit war. Doch hatte ich ſeit der Wiederkunft des Oheims, von tauſend Vergnügungen zerſtreut und angeregt, wenig und ohne Andacht darin geleſen. Ich ergriff nun das Buch, und traf Stellen, die wohl im tiefſten Schmerz zu erquicken vermögen, mich aber jetzt im Glück und Wohlleben ſchmerzlich anregten. Der Morgen kam, die Kryſtall-Lampen erloſchen, ich ſtand auf und kleidete mich an; meine Fenſter gingen auf den Garten hinaus. eine Wendeltreppe mit Blumen beſetzt führte da hinunter, der Mayenmorgen glänzte warm und ſüß auf den beblümten Raſen und Millionen Vöglein ſangen hell; ich ging in den Garten hinab.

Wie ſehr erſtaunte ich, als ich in einem der Gänge meinen Gemahl auf einer Raſenbank in Thränen, faſt bewußtlos fand. Ich rief ihm zu, voll Angſt und

Beſorgniß. Meine Eugenia! ſagte Amadäus, meine Hand erfaſſend. Lieblicher Engel, helfen Sie mir, retten Sie mich! Was iſt Ihnen? fragte ich entſetzt, er aber ſagte: Freundliches Kind, wirſt du es tragen können? Der uns ſo innig geliebt, unſer Vater und und Freund iſt hinübergegangen dieſen Morgen in ein beſſeres Daſeyn! Jetzt gedacht ich der Erſcheinung dieſer Nacht, und eine Ohnmacht umfing mich wohlthätig, meinem Schmerz mit meiner Lebenskraft zugleich die Gewalt über meine Sinnen raubend.

Als ich wieder zu mir ſelbſt kam, befand ich mich in meinem Schlafgemach; es war tiefe Nacht, ein kleines Lämpchen brannte; die Stille umher wurde nur durch den Gang der Uhr unterbrochen, neben mir ſaß Amadäus in Trauer gekleidet. Liebliche Eugenia, ſagte er, muß ich Sie noch tröſten, da ich ſo ſehr des Troſtes bedarf! Ich weinte ſtill an ſeinem Herzen. Als ich mich erholt hatte, und beruhigt fühlte, ſagte Amadäus zu mir folgende Worte:

Mein Vater war der liebſte und ehrwürdigſte Gegenſtand meiner Neigungen; nie hab' ich einen andern Willen gekannt und gewußt als den ſeinigen; doch ſchon in der zarteſten Kindheit hatte ſich mein Gemüth mit ſtiller Liebe zu der ſchönſten und ſittſamſten Creolin, zu meiner Nachbarin Virginie hingewendet, und ihre Blicke ſagten mir, daß ſie mich wieder liebe. Doch Virginie war dem Sohn eines der mächtigſten Statthalter beſtimmt, und hier galt keine Neigung, ſie durfte ſich nicht einmal äußern. Virginie wurde

vermählt, reiſ'te mit ihrem Gemahl nach dem Ort ihrer Beſtimmung, und nie ſah ich ſie wieder.

Mein Vater hatte mich Ihnen beſtimmt, liebe Eugenia, ſeit er Sie gekannt und geſehn; ich liebte ihn zu ehrfurchtvoll, um einen Widerſpruch zu wagen, aber ich kam im Vertrauen auf Ihre Unſchuld und Gemüthesreinheit. Nicht meine unendliche Liebe zu Virginien allein ſteht zwiſchen uns beyden, wenn ſchon Herz und Seele ihr eigen ſind, ſo ſehr, daß kein andrer Reiz mich jemals rühren kann, mehr als dies iſt die Nähe unſrer Verwandtſchaft. Kann der Pabſt löſen, was Gott gebunden? Kann er vereinen, was Gott getrennt? Nein! dieſe Ehe würde mir eine Ehe zwiſchen Bruder und Schweſter ſeyn, vor deren Vorſtellung ich bebe. Darum, meine Eugenia, laſſen Sie uns Geſchwiſter ſeyn, und unſre Herzen ewiger Keuſchheit weihen; Sie ſind mein, und ich nehme Sie an, um Sie unter dem Namen meiner Gemahlin zur Braut meines Erlöſers einzuſegnen. Wir wollen uns in ſeliger Eintracht einander angehören!

Was Amadäus mir ſagte, klang mir räthſelhaft; ich ſelbſt hatte nie eine andre Vorſtellung von unſerm Bunde gehabt. Nie hatte ich von meiner Muhme, die nur in Gott gelebt, und nach vollbrachtem Tagwerk meiner Erziehung in ein Kloſter gegangen war, deutliche Begriffe von der Welt empfangen. Warum nun empfahl Amadäus mir ſo feyerlich, was ich für unſre Beſtimmung hielt? Eine dunkle Scheu hielt mich ab, mein Erſtaunen zu äußern; ich ſah meinem Gemahl freundlich hell in die Augen, und ſagte ihm,

das sey ja auch ganz meines Herzens Meynung. Amadäus umarmte mich, und bat mich, in dieser Stimmung mit ihm den Schwur ewiger Reinheit und Schwestertreue vor Gott abzulegen. Von Herz und Lippe flog der Eid zur selben Stunde, so feyerlich, daß meine Seele bebte, und meine Augen in Thränen glänzten. Amadäus führte mich dann zu der zur Leichenfeyer vereinigten Gesellschaft, die unsrer wartete. Wer weiß, ob nicht unser ganzes Daseyn froh und kindlich sich gestaltet hätte, wenn nicht Scherze und Einwirkungen fremder Menschen Störung in dies holde Verhältniß gebracht? — Amadäus, mir immer nahe, und immer vernehmend, wie sein Glück und diese vergängliche Reize gepriesen wurden, blieb im Herzen nicht mehr mein Bruder, wie ich erst spät erkannt, damals aber nicht ahnen konnte. Eine glühende tiefe Sehnsucht zog ihn zu mir; Gewissen und Eidschwur rissen ihn von meiner Seite, ich konnte ihn nicht errathen, in meiner Seele blieb es Frieden, meine Ruhe vermehrte noch seinen Schmerz, und dennoch war sie ihm heilig. Dieses Hinschmachten, die Zweifel, ob denn sein Eid ihn auch binde? und ob unser Bündniß nicht Gott angenehm seyn könne? mußte die Leidenschaft in ihm erwecken, eben so wie bey unsrer Verbindung die Liebe zur verlornen Virginie ihn verblendet hatte, unsern Bund für sündlich zu halten. In leidenschaftlichen Gemüthern gestaltet sich jede Ansicht nach der Seele innerster Sehnsucht; das ist die Selbsttäuschung, die gefährlichste Klippe gutgesinnter Menschen, an welcher zuletzt die Tugend,

oder das Leben scheitert. Amadäus erkrankte schwer und hoffnungslos. Nur zu meiner Beruhigung und Erheiterung willigte er in den dringenden Wunsch des Arztes, der ihm die Bäder und Quellen von Spaa anbefahl. Wir verließen unsre milde süß blühende Heimath, um sie nie wieder zu sehen!

Spaa war der erste Badort, den ich besuchte. Ich hatte nie einen Begriff von einem solchen Andrang von Menschen zu einem Punkt hin gehabt, wie ich hier fand. Jeder war nur für sich selbst da, und schien für Alle da zu seyn. Die Engländer beym Biribi traurig, den Tag und die Nacht aus ihrem Leben wegscheuchend; Andre beym Farao, alles an der Zeit schüttelnd, wie an einer drückenden Bürde, und jeder nur bedacht, diese Bürde noch recht mit Glanz zu behängen, und mit Anstand und mannichfaltiger Unförmigkeit daran zu schütteln; das Gemisch von feilen Schönheiten, Gauklern, Bankhaltern, Groupiers und Schauspielern, jede neue Erscheinung als Beute beängelnd, und mit Schlingen umwebend, flößte mir Abscheu ein; ich konnte es nicht fassen, wie der Mensch die Quellen des Heiles zu Quellen der Sünde umgeschaffen, durch alle Anlockungen, welche umher ihren Thronsitz und ihr Centrum gefunden.

Fast possierlich würde mir in einer andern Stimmung die hohe Wichtigkeit gewesen seyn, mit welcher sich mehrere der glänzendsten Badegäste, und besonders ältliche Frauen über die Umständlichkeiten der Kur vernehmen ließen. Ihr Gemüth war eingekerbt von den Anordnungen der Aerzte, und der Beobach-

tung der Wirkung, man hätte vermeynt, ſie lebten nur um zu baden, und dächten nur, um zu berechnen. Wie öde und widrig mir der ganze Ort war, wie ſtörend Alles, was mir erſchien, läßt ſich nicht ausdrücken. Mein Leben und Weben war auf den Hügeln, im Freyen, an den Quellen, in den Thalen. Sah ich den blauen Himmel und das friſche Grün, ſo wurde alles Ruhe und Einklang in mir, und was mich ſtörte kam mir wie Marionetten vor.

Eine geiſtreiche Frau, welche wohl nur zum Scherz Spaawaſſer trank, und deren Blick und Rede wie ein elektriſcher Schlag durch die Maſſe der Gäſte zuckten, war ſeit einigen Tagen angekommen. Sie ſprach ein Franzöſiſch, das wie Muſik klang, und alles, was ſie ſagte, ging von einem höhern Standpunkt aus, zu dem ihr liebreiches Weſen uns hinaufhob. Das Element ihres Weſens war Freiheit; alles Bedingende ihr unbegreiflich und verhaßt. Ueberall war ſie, unvermuthet und willkommen. Man vermeynte ſie im Saale, wenn ſie ſchon über den Hügel Annettens und Labins ritt, und wenn ihr die Gérostes verordnet war, ging ſie die Sauvenière trinken, und ſagte dem Arzte, der Spaziergang dahin ſey ihr angenehmer, und ihr Verdruß über die Umgebungen der Gérostes machte das Waſſer unwirkſam. Doch wie möchte ich all die tauſendfachen Eigenheiten hier nennen, die nur durch den Augenblick, und durch ihr eigenthümliches Weſen dabey Reiz erhielten. Dieſe ſeltſame Frau ſah mich im Schauſpiel und zog mich an ſich. Meine Sorge für Amadäus und dabey meine

unverwüſtliche Heiterkeit ſchienen ſie zu erfreuen. Ihre Tochter, ein liebliches Weſen, der Mutter vollendetſter Gegenſatz, ſchloß ſich auch ſehr innig an mich. Dieſe Kleine lebte in ſchüchterner Unſchuld, in himmliſcher Demuth fort, wie eine bewegliche Blume, die ſich doch am liebſten dem Lichte zuwendet. Sie liebte ganz unendlich ihre Mutter; ſo ungleich ſich beyde waren, ſtörten ſie einander nie, denn die glühende Aloyſia erquickte ſich an den thauhellen Blicken, und der Zartheit ihrer Tochter, und Amanda fühlte ſich ganz glücklich in der Mutter Liebe. Aloyſia ſchien der Welt zu gehören, Liebreiz und Genius erweckten ihr Liebe und Anbetung, doch ſie lebte nur für Amanden. Wir blieben ſeit dem erſten Augenblick unſres Findens unzertrennlich beyſammen, ſelbſt mein Vetter fand einige Erholung im glänzenden Kreis, den Aloyſia um ſich her gezaubert hatte. Mich hatte noch nie ein holderes Glück umfangen, als die Gegenwart dieſer Freundin; ihre Liebe, ihre Wehmuth, die ſich bey dem Lichte ihres Geiſtes in tauſendfachen Farben abſpiegelte. Sie hatte bald mein ganzes Weſen ſich gewonnen, und mein ganzes Vertrauen wurde ihr zu Theil. So wenig ich mich glücklich fühlte, ſo wenig konnt' ich ahnen, warum meine Geſchichte ſie ſo ſchwermüthig mache? Kaum anders noch als mit feuchtem Auge ſahe ſie auf mich, und Amadäus wurde von ihr minder liebreich behandelt als zuvor. Auch wurde er täglich verſchloßner, bleicher, ſchmerzlich bewegter. Seine Gegenwart war mir drückend geworden, denn keine

Sorgfalt, war fähig, ihn zu erheitern, oder nur zu befriedigen.

Eines Tages war ein kleiner Kreis am Fuße des Hügels von Annette und Labin mit Aloysia versammelt. Amadäus hatte durchaus nicht dabey seyn wollen, und eigensinnig darauf bestanden, ich müsse dahin. Der Fußsteig zum Hügel hinan war beschädigt worden, und wir schauten alle mit dem Wunsche hinauf, oben die Aussicht zu genießen, da der Himmel im Abendgold schwamm. Im heitersten Muth wagt ich mich allein auf des Hügels Spitze; beym Erklimmen desselben verlor ich unerwartet einen köstlichen Ring, den zu meiner Verlobung mein Oheim mir geschenkt. Als ich oben triumphirend umher sah, sanken die abgebrochenen Stufen, auf denen ich mich heraufgeschwungen, ganz ein, und ich fing an, vor dem Herunterkommen bang zu werden. Ich rief nun der Gesellschaft zu: Jetzt muß ich oben bleiben, und in dem Augenblick sah ich, daß mein Ring mir fehlte. Dies machte mich unaussprechlich traurig, und ich weinte, indeß Aloysia meine Trauer für Scherz haltend herauf rief: Der Berg könne von nun an recht gut Eugeniens Hügel heißen, es sey Zeit, daß er eine frische Gottheit bekomme, und eine zartere, als die des ländlichen Paares, und ich würde mich dort allerliebst ausnehmen, wenn ich zur Bildsäule würde; Aloysiens Lebhaftigkeit riß aus ihr noch den Scherz hervor, bis ein Pygmalion käme, und mir neues Leben gäbe. Der Wind trug diese wunderlichen Worte etreulich zu mir hinauf, die mich sonderbar bewegten;

um nicht zu antworten, fing ich an meinen Ring zu ſuchen, und irrte eine ganze Zeit auf dem Hügel umher, meine Schritte ſo viel möglich wieder ſuchend. Da lag, unweit vom Abhang, im Graſe eine Schlange geringelt und ſpielend. Ich nahm das glänzende Thier ohne Entſetzen wahr, und ſchaute ihren Bewegungen zu, doch ſie bemerkte mich, und entfloh, und jetzt ſah ich an der Stelle, wo ſie geweſen, meinen Ring ſchimmern. Indem ich ihn aufhob, hörte ich eine liebliche Stimme mir ſagen: Ich komme, Sie herunter zu geleiten! Ich ſah mich um, und vor mir ſtand ein hoher Jüngling, von deſſen wunderbarer Schönheit dies Bild Sie, liebe Emma, überzeugen wird.

Julietta zog einen Vorhang von einem Bilde, und zeigte es Emma, die ſogleich erblaſſend ausrief: Prinz Imogen! Nein, Prinz Otto! ſagte Juliette, ſein Bruder, die Aehnlichkeit iſt täuſchend. Otto führte mich, vor Ueberraſchung ſprachlos, hinab; der Ring, die Schlange, die neue Erſcheinung, der unvermuthete Führer, den ich zuvor nie geſehen, alles bewegte mich wunderbar; auch Otto ſagte kein Wort, aber die Innigkeit ſeiner Sorgfalt, die tiefe Gluth ſeiner Blicke redeten zu meinem Herzen, und erweckten darin Gefühle, die ſtets nur geſchlummert hatten. Wir kamen ſehr langſam hinab, und mußten tauſendfältige Scherze erleiden, die wie angenehme Stacheln mich verletzten und erquickten; der Mond kam über die Höhen, der Abend war duftend, Muſik hatte Aloyſia beſtellt, Spiele und Scherze wechſelten mit Erquickungen ab

es war Mitternacht eh' wir an Trennung dachten. Vor allen beſchäftigte die Anweſenden die Geſchichte mit der Schlange; Einige hielten ſie für eine ſcherzhafte Erfindung, doch Amanda nahm ſich meiner an. Meine Eugenia kann auch im Scherz nicht lügen, ſagte ſie, und warum ſollte die feindſelige Schlange nicht, vom Glanz angezogen, an ihm ſich nicht ergötzt haben? Die Schlange iſt vom Böſen, und alles Sündliche iſt dem Gold und den Juwelen zugethan. Die erſten Chriſtinnen durften keinen Schmuck tragen. Jetzt hat ſich alles geändert, wir Alle tragen Juwelen, ſetzte Amande hinzu, denn ſie ſah, daß ihre Bemerkung mich verletzte, da ich immer und gern mich mit meinem vielfachen Schmuck umgab, und nicht leicht eine Gelegenheit vorüber gehen ließ, Neuen zu kaufen. Otto ſagte hingegen, die Schlange ſey ja ein Sinnbild des Ewigen, und dies beym Ringe zu finden ſey ein ſchönes Zeichen. Des Ewigen! wiederholte ich, und zum Erſtenmal fiel mir die Ewigkeit des Eides auf das Herz, der mich und Amadäus ewig trennte, uns ewig vereinend. Ich erblaßte und bebte, denn in meinem ganzen Weſen war es mir klar geworden, daß eine neue ſüße unwiderſtehliche Gewalt nun über mich gebiete, und daß mein Gemüth mit meinem Geſchick nun auf ewig in Zwieſpalt ſey. Thränen quollen aus meinen Augen. Aloyſien entging meine Rührung ſo wenig, als meine Verwirrung ihr entgangen war. Sie näherte ſich mir, und ſuchte mich aufzuheitern. Es gelang nicht; Otto's Blick belauſchen, und mich ihm entziehen, war mein wechſelnd

Streben. Aloyſia begleitete mich nach Haus, ich ging in mein Zimmer, und ſah noch durch die Glasthüre im Nebenzimmer meinen brüderlichen Gemahl im Gebet. Dieſer Anblick entriß mich heilſam den gefährlichen Eindrücken jenes Abends, und rief mich zurück zur Heiligkeit unſrer erſten ſüßen Gefühle. Ich trat in das Zimmer, und ſagte zu Amadäus: Laß uns mit einander beten! Amadäus ſtand auf, in ſeinen Blicken glänzte Frieden: meine Eugenia, ſagt' er, ich habe für dich gebetet, daß Gott deiner Seele Frieden dir erhalte! Bete du, daß ich ihn wiederfinde. Zum erſtenmale verſtand ich Amadäus Schmerz. Weinend lehnt ich mich an ſein Herz, ſeine Lippen berührten meine Stirn wie ſegnend, ich ſchaute liebend in ſeinen ſanften Blick. Wie undankbar iſt der Menſch gegen Gott, ſagte Amadäus, dies holde Weſen iſt mein, ich durchſchaue ſie ganz, ſie wird nie eines Andern ſeyn, wir werden ein lichtes Engelspaar einſt am Throne ſtehen, und uns der kurzen Prüfungszeit erfreuen, und ich härme mich ſo ſchwer! Eugenia! deine Rührung, deine Weichheit beſeligt mich heut, mein Leid wird ſüß, ſo wie ich dich mein eigen fühle! Wie ein Pfeil traf mich dieſes Wort verletzend, denn Otto's Blick und Lächeln ſchwebten mir vor, und erfüllten mich, und Amadäus, ahnend, daß ich ein andres Weſen geworden, vermeinte, ich habe mich ihm zugewandt. Ich konnte nicht falſch ſeyn, allein wie hätt' ich ſprechen können? Amadäus führte mich zu einem Sitz, und ſagte mir Alles, was er empfunden; er bat mich mit ihm zu Gott um Kraft zu flehen, bald

vergoß er ſchmerzliche Thränen, bald pries er ſein Leid ſelig und ſüß. Je mehr Amadäus mir ſein Herz erſchloß, je tiefer ich ſeine unendliche Liebe fühlte, je ferner wich das Bild des Fremdlings, der ſo überraſchenden Eindruck auf mich gemacht, zurück, und ich ſah es ein, wie ſehr ich ſelbſt einſt beſeligt ſeyn würde, wenn ich nur für Amadäus gelebt. Der Morgenſtern ging über die grünen Waldhügel auf, als wir Hand in Hand Thränen vergoßen, in denen viel Süßigkeit war. Wir trennten uns, und gingen zur Ruh; am andern Morgen war Amadäus ſichtlich kränker, und es erfreute ihn innig, daß ich nicht von ſeiner Seite wich.

Laſſen Sie mich ſchweigen, wie ich Otto wieder ſah, wie des innern Herzens fromme Entſchlüſſe ſchwankten, dann wieder neue Feſtigkeit gewannen, wenn ich zum Himmel meine Zuflucht nahm; wie Aloyſia mich beſtürmte, das nie nach menſchlicher Weiſe geſchloßne Ehband zu löſen, und den Fürſtenſitz anzunehmen, den Otto's Liebe mir in Ehrfurcht und Anbetung mit ſeiner Hand bot, wie dann, wenn ich Otto's Qual und die Marter meiner eignen Seele erwog, und ſchon geneigt war, nachzugeben, ein einziger Blick des leidenden Amadäus hinreichend war, mich vom Abgrund zurückzuhalten. Otto wollte ſterben vor meinen Augen, um ſich an mir zu rächen, ſagte er, ich rief ihn mächtig zurück zu ſeinen Pflichten, als Sohn, als Sproſſe eines hohen Stammes. Emma! wär' er meines Gleichen geweſen, ich hätte den Kampf nur durch meinen Tod ausgeglichen, denn ich liebte ihn!

Amadäus durchschaute zuletzt mein Herz, doch nie sprach er mit mir über meine Liebe. Nur einmal, da er im Fieber schwer litt, sagte er mir: Ich freue mich, daß ich bald eingehe in Gottes Reich, als Schutzgeist werd' ich dich umschweben, und deine Seele stärken mit dem Frieden, den die Welt nicht giebt. Ich sah ihm nur ins Auge, und preßte seine Hand an mein Herz, mehr bedurft' es nicht, er lächelte, süß erquickt; wenige Tage darauf endete sein Leben.

Nachdem der erste Schmerz über Amadäus Verlust gestillt war, ergoß sich eine selige Ruh' durch mein ganzes Wesen. Ich wußte nicht mehr von Leid. Aloysia ehrte meine Standhaftigkeit, und übernahm es, Otto von seinem Wahn zu heilen, als könne ich je die Seinige werden. Die Revolution war ausgebrochen, welche mir die Rückkehr nach Frankreich unmöglich machte; treue Freunde wußten mir den Besitz meines Vermögens zu sichern. Auf einer Spazierfahrt fand ich dies Gebäude, dessen Lage mir gefiel; ich kauft' es, und gab es seiner ersten frommen Bestimmung zurück. Es ist ein Zufluchtort für Frauen geworden, welche dem Druck der Welt entfliehen, und Gott zu finden streben. Verwaiste Mädchen werden hier unterrichtet, gekleidet und ausgestattet, doch meine liebste Gehülfin, den Engel, der meine Einsamkeit am süßesten erheitert, sehen Sie, liebste Emma, erst Morgen; denn sie kommt alsdann von einer Reise zurück.

Emma dachte nicht daran, nach dem Namen dieser Freundin zu fragen; auch Eugenia bedurfte der

Ruhe. Eine Dienerin in klösterlicher Tracht führte Emma in ein kleines schneeweißes Zimmer, nur vom Monde erhellt, wo schon ihr Cruzifix ihrem Bett gegenüber leuchtete, und eine niedliche Wiege für Maria bereit stand. Wie im Traum, aber sanft von Dank und Lust durchglüht, bestieg Emma das weiße Bett, und wurde noch oftmals in der Nacht vom Mondschein wunderbar angeregt zu Empfindungen, die wohl der Seele eigenstes Glück in sich fassen müssen, da sie so gar nichts von der Außenwelt, nur der einsamen hellen Nacht bedürfen, um wie Blumen Labung durch das Herz zu duften, und es zu Gott zu erheben.

Viertes Buch.

Nacht, und Träume.

Das Morgenroth färbte die weiße Wand von Emma's Zelle, als ſie erwachte. Des Fenſterleins bunte Scheiben ſpielten an der Wölbung, außen ſangen die Lerchen das Morgenlied der Natur. Emma, erwachend, wußte nicht was geſtern geſchehn war; Maria ſchlief ſanft. Endlich beſann ſich Emma, daß ſie in einer milden Freyſtatt lebe, eine Freundin gefunden, und von hier aus erfahren könne, ob ihr Gemahl am Leben ſey. Jetzt entſann ſie ſich auch, daß eben geſtern ihre letzte Hülfsquelle verſiegt war, und daß ſie nur um die ſchwere Sorge zu übertäuben hinaus in das Feld gegangen. Sie erkannte es, weinend vor Freude, wie Gottes Hand ſie geleitet, und glaubte in dieſem erſten Sonnenblick des Schickſals das Verſöhnen der unſichtbaren Macht mit ihrem Fehltritt zu erkennen. Ueberraſcht von Gottes Vaterhuld, vergeſſend alles Leids, oder vielmehr mit dieſem die Süßigkeit des neuen Friedens noch würzend, fühlte ſie ſich unwürdig der Liebe und Fürſorge des Himmels, deſſen Milde

noch immer mehr zu beseligen weiß, als seine Strenge schmerzt.

Indem noch Emma in gerührtem Dank ihr geläutertes Herz zu Gott erhob, öffnete sich ihrer Zelle Thür, und mit Eugenien blickte ihr Annettens liebreiche Gestalt entgegen. Wie süß war dies Wiederfinden! Annette war die Gehülfin, von welcher Eugenia gestern sagte; aller Schmerz und Trost jener Zeit bestürmte auf einmal Emma's Herz, indem sie sie wieder erblickte. Auf wunderbaren Wegen war Annette von ihrer reichen übermüthigen Verwandtin fort, in diese Freystatt der Tugend geleitet worden; mit herzlicher Liebe umfing sie Emma, welche, von Trost und Freude taumelnd kaum noch gedachte, daß Guy ihr fern, und ihres Lebens süßeste Hoffnungen geknickt seyn. Mariens Erwachen gab diesen Empfindungen eine andere Richtung; sie gedachte nun schmerzlich, daß vielleicht dies lächelnde Kind schon eine Waise sey. Mit heißen Thränen legte sie es an die Brust. Die Freundinnen errieth Emma's Schmerz, und suchten sie zu zerstreuen; doch es gelang nicht, und die sorgsame Annette verhieß nun, selbst nach England zu schreiben, um Nachrichten aus der Vendee von diesem Punkt aus zu bekommen, da alle andre Möglichkeit des Briefwechsels abgeschnitten war.

Durch liebreiche Tröstungen in etwas beruhigt, und nach und nach eingeweiht in der Freundinnen wohlthätigen Beschäftigungen verlebte Emma den ganzen Sommer erquickt in dieser Freystatt, ihr Herz vom Irdischen immer mehr zu Gott hinwendend.

Im Herbst kam ein Brief aus England; er gab Annetten Nachricht von der entſcheidenden Schlacht bey Quiberon, wo Hoche Sieger blieb, wo die Blüthe der adelichen Jugend Frankreichs fiel. Weder vom Tode noch vom Leben Guy's war etwas zu erfahren, wohl aber ſprach aus dem Brief eine völlige Hoffnungsloſigkeit für die Sache der Königlich-Geſinnten. Emma hatte in Verviers und Lüttich, doch ganz vergebens, Erkundigungen nach Guy ausgehen laſſen, auch nach Oppenheim hatte ſie an den Geiſtlichen und an Urbanus geſchrieben; alles war ſtumm, und Emma, im Schoos der Freundſchaft und Einigkeit, durch Maria ſüß beglückt, und ihr Herz im Wirken für Unglückliche ſelbſt erquickend, waffnete ſich mit Faſſung und kindlicher Ergebung in Gott. Doch hatte ſich eine Farbloſigkeit und Wehmuth über ihr ganzes Weſen ausgebreitet, die ſie nicht zu überwinden vermochte. Es war ein ſchöner Herbſt, fruchtbar und heiter. Mit dem Grün der Wipfel erfriſcht ſich auch menſchliches Hoffen. Es war ein wunderlicher Morgen, als Emma zur Guitarre im Hof des Münſters ein Lied ſang, indeß Maria im Graſe ſpielte:

Im Grün erwacht der friſche Muth,
Wenn blau der Himmel blickt,
Im Grünen, da wird Alles gut,
Was je das Herz bedrückt!

Die Vöglein ſingen minnig hold,
Die Brünnlein perlen hell,
Auf Blumen ſpielt der Sonne Gold,
O wunderſüße Stell'!

Ein frischer Odem weht mir zu,
Wie fern aus Kindheitluft,
Bin mir nur Freud' und sanfter Ruh,
Und sonst nichts mehr bewußt.

Was suchst nur in der Mauern Raum,
Du thöricht Menschenkind,
Komm, fühl' hier unterm grünen Baum,
Wie süß die Lüfte sind!

Wie holde Kindlein spielt um dich
Ihr Odem wunderlieb,
Und nimmt all deinen Gram mit sich,
Du weißt nicht, wo er blieb!

Kaum hatte Emma das Lied vollendet, als sie das Rasseln eines leichten Wagens hörte, der am Thor hielt, und in dem daraus steigenden Mann eine befreundete Gestalt, den Herrn Gottfried erkannte, der auch sogleich auf sie zugehend sie in den Arm schloß, und einen herzlichen Kuß auf ihre Stirn drückte. Hab' ich Sie endlich gefunden, böses Kind! sagte Herr Gottfried, und warum sind Sie nicht gleich beym Eindrang der Franzosen in mein Haus gekommen? Welch falscher Schreck hat Sie zur Flucht bewogen? Und noch jetzt haben Sie Allen geschrieben, nur nicht Ihrem Bruder, Ihrem besten Freund! Doch keine Vorwürfe mehr, nun ich endlich so glücklich bin, Sie wiederzufinden, und Ihnen Nachrichten von Allem, was Sie betrifft, geben zu können. Von meinem Manne? sagte Emma. Hier ist ein Brief, sprach Gottfried, und zog den Brief aus dem Busen. Kaum vermochte Emma die Züge der geliebten Hand vor tiefer Bewegung zu lesen.

Verdun, den **

Meine Emma! wenn ich hier auf dem Krankenlager, in der fremden Umgebung, noch an den Rosentraum der Tage unsrer Liebe gedenke, so schneidet der Schmerz meiner Wunden tiefer, und ich möchte die Vorsehung anklagen, die mich vom Wipfel der Seligkeiten in einen Abgrund gestürzt. Ich bin schwer verwundet und gefangen, liebes Weib, mein innerstes Gefühl wird täglich verletzt, meine schönsten Hoffnungen sind in den Staub getreten; ich bin nur noch der Schatten des Guy, den du geliebt. Diese Zeilen, die mir vergönnt sind, dir zu senden, richte ich nach Oppenheim, an unsern redlichen Freund, und beschwöre ihn, dich selbst aufzusuchen, wo du seyn mögest, arme Verlassene, Waise und — Wittwe — liebe Emma, mein Leichnam, dessen Seele schon in der Befreyung ist, kann dir noch von mir sagen, Guy ist dahin, was von ihm noch lebt, das hat kein Leben mehr, es ist ein schmachtendes Pflanzendaseyn, das sich bald auflösen wird, und sehnlich harre ich dieses Augenblickes. Gern möcht' ich dich noch vor meinem Tode sehn, liebe Emma, es ist so einsam und düster um mich her, und deine Blicke, ich fühl' es noch, welch einen Frieden sie in das Herz strahlen. Hienieden wird das nicht mehr seyn! Das Leben ist nun still in meinem Vaterlande, du selbst bist französische Unterthanin; willst du es darauf wagen, nur meinen Leichnam noch zu finden, so komm, vielleicht löst dein Anblick die Bitterkeit meiner Seele, vielleicht giebst du mir von dem Kindesfrieden, der ja

doch nie von dir gewichen. Nun lebe wohl, mein Engel, mein Weib! Gott sey mit dir auf allen Wegen; vergiß den nie, dem du vergeben hast, und liebst; wir werden uns wieder sehen!

Ewig

dein Guy.

So sinkt aus heitrer Luft ein zerschmetternder Strahl wie diese Worte auf Emma's ruhig hoffendes Herz. Zu ihm wollte sie, ach! zum zweitenmal sollte sie an Gottfrieds Hand zu einem Sterbebett gehen! Sie flehte ihn um Schutz und Beystand. Alles ist bereit, sagte Herr Gottfried, es ist recht, daß Sie entschlossen sind. Von Neuem empfand Emma in dieses Freundes Treue Gottes Vaterhuld, und ihre gerührte Seele öffnete sich wieder sanfteren Gefühlen. Sie eilte zu den Freundinnen, um diesen ihre Leiden zu sagen, und schnellen Abschied zu nehmen, denn ihr Herz verstattete keinen Augenblick Rast. Nie hatte sie es so klar empfunden, daß ihr ganzes Leben an ihrem Mann hing. Der Freundinnen Theilnahme erleichterte ihr jede kleine Sorge, und jedes Geschäfte, das bis zur Abreise noch nothwendig war, und am mondhellen Herbstabend dieses Leidenstages stieg Emma in den Wagen, und verließ die Freystatt, wo sie noch des Frühlings Süßigkeiten rein genossen, wo sie noch hoffte, und von Liebe umgeben war. Jetzt war es ihr, als ginge sie zu Grabe, und wenig Eindruck machte auf sie die Nachricht, daß Herr Gottfried vermocht hatte, ihr väterliches Erbe zu retten,

und daß ſie von nun an die Früchte dieſer Sorgfalt genießen könne. Auch für die Hoffnung, welche Gottfried ihr machen wollte, daß Guy's junges Leben wohl noch zu retten ſey, und daß ſie dann in Oppenheim recht ſchöne Tage zubringen würden, war Emma's erſchüttertes Herz unempfänglich. Kein Segen hat auf dieſer Ehe geruht, ſagte Emma, in der ganzen Lage der Dinge iſt nichts als Unglück vorauszuſehen, ſelbſt wenn er geneſen ſollte, denn wir werden nie ungeſtört von fremden Eindrücken, noch von ſeinem eignen Gemüth leben. Tiefer, als ihm bewußt, liegt in ihm, was mit ihm geboren, unüberſteiglich iſt die unſichtbare Schranke zwiſchen uns, denn keine Anſicht der Lebensverhältniſſe auf Erden iſt rein menſchlich geblieben, vom Vorurtheil iſt Alles verblendet. Daß der ſchlichte Landmann in Gottes Herrlichkeit eingehn wird leichter und ſtrahlender als der König auf dem Thron, das will Niemand ſich denken, der dem Throne nah, und daß der edle Freyherr, der aus der Schlacht mit geſunden Gliedern, die Bruſt voll Orden hervorgeht, nicht mehr, wenn nicht minder werth ſey, als der Gemeine, der als Krüppel die öffentliche Milde in Anſpruch nimmt, vermeinen die nicht, die den geſunden Helden zum Gott erheben, und den Krüppel mit Gottes Hülfe vertröſten. Alles, was wir vom Leben erfahren, ruft uns zu Gott; die Täuſchungen der Jugend halten nicht Farbe, und nur in den Stunden leben wir, wo wir uns ganz in Gottes Hand geben. Arme Emma, ſagte Herr Gottfried, ich bin ſo viel älter als Sie, und meine Anſicht des Lebens

iſt noch viel heitrer und freudiger. Ich trete gern recht gerüſtet in den Kampf, und freue mich, wenn das Gute ſiegt. Gott kann für uns nicht handeln, wir ſollen für ihn arbeiten; ich kenne keine ſo gefährliche Täuſchung als das Einlullen in den frommen Takt, das tändelnde Anſchmiegen an Gott Vater, der uns nicht ärndten laſſen kann, wo wir nicht geſäet haben. So meyn' ich es auch nicht, ſagte Emma. Sie ſind aber auf dem Wege ſo zu meynen, erwiederte Herr Gottfried; hüten Sie ſich!

Der helle Mond leuchtete die ganze Nacht zu der ſteilen Fahrt durch die Ardennen. Am Morgen, da einige Stunden Raſt gemacht wurde, bemerkte Emma, daß Maria ungewöhnlich bleich ſey; indeß ging die Reiſe noch einige Tage ungeſtört weiter. Das Kind war erſt kürzlich entwöhnt, und hatte von ſchnell eingetretner Kälte unterwegens gelitten; es erkrankte zuſehends, und wie ſehr auch Emma ihre Reiſe beſchleunigte, um ihren Gemahl noch am Leben zu finden, wurde doch dieſer raſche Drang durch Mariens ernſte Krankheit gehemmt. In einem Landſtädtchen mußte Emma mit dem leidenden Kinde bleiben, doch nahm Gottfried Poſt nach Verdun, um Guy die Nachricht ihrer nahen Ankunft zu bringen, und Emma von ſeinem Zuſtand zu berichten. Alſo ſollte Guy von Mariens Leben nur erfahren, um ihren Tod zu beweinen! Emma blieb allein mit dem langſam ſterbenden Kinde, das ohne Hoffnung lag, und doch wie durch eine unbekannte Macht an das Leben feſtgehalten ſchien. Nicht minder als des Kindes Leiden, zerriſſen Emma's

Herz die Reden der theilnehmenden Landleute: das Kind kann nicht sterben, sagten sie, wenn sein Vater hier wäre, und könnte es segnen, so würde es sanft sterben! Das Mutterherz wurde auf einer schwebenden Folter gehalten. Jedes Röcheln stieß einen Dolch in Emma's Brust, indem zugleich ihre Angst um Guy mit jedem Augenblick stieg. Das blühende Frühlingsbild war nun so bleich und dahingeschwunden, die Krämpfe verzerrten das holde Angesicht, sie genoß nichts mehr. Um die Mitternacht des siebenten Tages schloßen sich die sanften blauen Augen, so ganz das Abbild Guy's, und Emma war, als würde sie nun auch ihren Gemahl nie wieder sehen. Doch am Morgen nach dem Tode war das Kind wunderbar wie von Verklärung überduftet; jede Leidensspur entwichen, und eine Schönheit auf den bleichen Zügen, wie sie die Erde nicht hat. Da sang Emma der frühvollendeten Blüthe ein Lied, das wir in ihren Papieren gefunden:

Wie hold du blühst mit Lilienwangen!
So milde lächelt nicht der Tod,
Dich hat ein Engel sanft umfangen,
Und frey gemacht von aller Noth!

Du reine Perle, auserkoren
Zu niegetrübter Seligkeit,
Ich habe dich mit Schmerz verloren,
Nicht ahnend deine Herrlichkeit.

Von dir ist Unschuld nie gewichen,
Und Liebe hat dich treu gehegt,
Bist unbewußt des Weh's erblichen,
Das hier selbst der Gerechte trägt.

Noch rinnen heiß dir meine Thränen,
Spricht gleich Vernunft und Frommigkeit,
Doch ruft des Mutterherzens Sehnen
Dich noch zurück zu Luft und Leid!

O rinnet heißer, bange Zähren,
Bis meines Lebens Gluth erlischt,
Und möchte mich der Schmerz verzehren,
Den allzubald die Zeit verwischt.

Rinnt Thränen, wascht von allen Schulden
Das leichtbethörte schwache Herz,
Und zwischen Sehnen und Gedulden
Sey jeder Tag ein neuer Schmerz!

Auf fremden Boden war Mariens Gruft; Emma pflanzte eine Thränenweide darauf, und sagte: sie bringt dir meine Thränen, denn mein Herz bleibt bey diesem Grabe.

Am Morgen nach Ausübung dieser frommen Pflicht war Emma im Begriff, in den Wagen zu steigen, um zu ihrem Gemahl zu reisen, als der Postbote noch einen Brief an sie abgab, den sie am Stempel sogleich für einen aus Verdun erkannte; die Schriftzüge waren ihr fremd. Emma war mit einiger Beruhigung reisefertig gewesen, jetzt schlug dieser Brief, noch ehe sie ihn öffnete, ihren ganzen Muth nieder. Todtenbleich und zitternd ging sie in das Gastzimmer, den Brief in der Hand, Niemand war dort anwesend, als eine Durchreisende, welche in dem Augenblick, wo Emma's bleiche Leidensgestalt hinein schwankte, aufsprang, und sie zu einem Lehnstuhl führte. Halb bewußtlos legte Emma den Brief auf den Tisch, auf welchen unwillkührlich die Reisende hinschaute, und

mit Befremden laut die Aufschrift las: An die Büs gerin Emma Guy. Sie heißen Emma? fragte die Fremde. Emma bejahte es. O Gott, und Guy? fragte jene wieder, und setzte hinzu: Der Name ist mir sehr werth; ist es vielleicht ein Guy von der Normandie? Der ist es selbst, der Sohn des gemor deten Grafen, antwortete Emma. Wenn das ist, sagte die Fremde mit strömenden Thränen, so legen Sie getrost Ihre Leiden an mein Herz, denn eine Emma, und die Gattin dieses theuern Jünglings seh ich als meine eigne Tochter an. Eine dunkle Erinne rung erwachte in Emma, und sie fragte schnell: Sollten Sie der seligen Emma Mutter seyn? Und Sie wissen von mir? fragte die Fremde. Alles, sprach Emma, und nun vermischten sich die Thränen beyder Frauen, und die schmerzensselige Stunde der Mit theilungen sank wieder vom Himmel herab. Lina, so hieß der verklärten Emma Mutter, bat nun Emma, den Brief zu lesen, vor dem sie so bebte, und Emma erbrach ihn, und las:

Unfähig selbst zu schreiben, aber erquickt durch die Nachricht Ihrer Nähe, grüßt Sie Ihr Gemahl, liebe Emma, und bittet Sie, Ihre Reise wo irgend mög lich zu beschleunigen. Gott stärke Sie, Liebe, ver lieren Sie keinen Augenblick!

Ihr Freund Gottfried.

Lina mußte durch Verdun, um nach der Normandie zurück zu gelangen, weil sie während der Schreckens zeit abwesend gewesen, und nun, als Frankreich be

ruhigt war, zurück an das Grab ihres Kindes eilte. Sie blieb daher auf dem Wege nach Verdun Emma's Gefährtin, und wußte die Hoffnungslose mit sanftem Troſt zu erquicken. Vor allem pries sie die verklärte Maria selig. Nach den jetzigen Einrichtungen der Lebensverhältnisse, sagte Lina, ist die weibliche Bestimmung selten eine glückliche. Die Frauen kommen zu viel in die Gesellschaft der Männer, und so umgekehrt. Das gesellige Leben hat zu lose Standpunkte, und zugleich zu viel Künstlichkeiten und Kleinlichkeiten; über die Beobachtung des Aeußern geht das Innere zu Grunde; heilsamer war's, als die Jünglinge die Jungfrauen nur aus der Ferne beobachten konnten, als sich nicht in Worten und gesellschaftlichem Prunk von Talenten, sondern in zarten äußern Zeichen, nur dem feinsten Beobachtungssinn erkennbar, das Wesen eines Mädchens nur, wie die Blume in Duft und Farbe offenbarte. Der Sinn der Männer ist hierin auch so richtig, daß sie ganz unwillkührlich dem stillen einfachen anspruchlosen einer weiblichen Natur den Vorzug geben, und daß Scheu und Zartheit sie in eben dem Maaß anziehen, als das Gegentheil sie entfernt. Der Mann sucht Anregung seiner Geisteskräfte bey den Männern, Erquickung nur bey den Frauen; das Zeitalter aber will jetzt alles in den Frauen vereint wissen, und macht aus ihnen ein Unding von Wissen und Einfalt, von Zudringlichkeit und Scheu, von Coquetterie und Unschuld, das sich nicht beysammen finden kann. Wir Franzosen hatten vor der Revolution in dem Einen noch das Rechte gethan,

daß wir die Jungfrauen in Klosterzucht hielten, und sie still und fleißig ihrer ehelichen Bestimmung entgegen brachten; was aber das Eine gut machen sollte, das verdarb das Andre, daß nämlich der Frauen Freiheit so unbegränzt, ihr Eingreifen in das öffentliche Leben so thätig ist, als zuvor als Mädchen ihr Kreis streng gezogen war, so daß die frühe strenge Erziehung bey dieser Aenderung nur ein Unglück mehr ist.

Emma kannte die Welt zu wenig, um diese Ansicht zu theilen; in ihr einfaches Daseyn war die Liebe wie ein süßer Blitz aus des Himmels Höhen gesunken, und ihr ganzes Leid war von innerem Licht verklärt, weil ihre Liebe so ganz ausschließlich und wahr in ihr lebte. Mit der schmerzlichsten Ungeduld zählte sie die Meilen, und rastete nur so lange als es die ermatteten Pferde bedurften. Es waren noch dieselben, es war derselbe Wagen noch, der Emma von Ingelheim zu ihren sterbenden Großältern geholt!

Das Gerassel der Ketten und Brücken an den Thoren der Festung beklemmte unaussprechlich Emma's Herz, als sie um Mitternacht in Verdun angelangte, und ihr war als führe sie in eine Gruft, und als würde hinter ihr die Hoffnung ausgeschlossen. Ein Lohnlakey geleitete Emma sogleich vom Wirthshause aus nach dem Gebäude, wo Guy gefangen lag. Lina hatte nur noch von ihm erfahren wollen, und mußte dann weiter reisen; Emma versprach ihr sogleich Nachricht zu senden. Das Haus hatte ein düstres unheimliches Ansehn beym Schein der Laterne; Emma wußte nicht, welche der vielen schwachen Ampeln, die

durch die Gitter blickten, die Leiden ihres Guy beſcheine. Herr Gottfried eilte ihr entgegen. Bereiten Sie Ihr Herz vor, ſagte der Getreue, Ihr Gemahl liegt bewußtlos. Bebend trat Emma ein. Ihr erſter Blick auf den bleichen Jüngling ſagte ihr, daß keine Hoffnung ſey. Emma bat Gottfried, zu Lina zu eilen, und ihr ein Lebewohl von ihr zu bringen; ſie aber ſetzte ſich zu Häupten des Lagers, und ſchaute unbeweglich in das geliebte Angeſicht. Die blonden Haare lagen ſchlicht auf der lilienbleichen Stirn, die leuchtenden Blicke waren umgeben von des Todes Schatten, der Mund lechzend und Veilchenfarb, noch ein zarter Schimmer der Liebe ſchwebte über der verſunkenen Geſtalt, um die entblöste Bruſt waren die Verbande geſchlungen. Emma ſchloß die ſtarren Hände an ihre Lippen, und ein Strom von Thränen quoll herab. Der Arzt kam, und brachte mit vieler Mühe den Bewußtloſen in das Leben zurück. Guy's erſter Blick fiel auf Emma, und es blühte wieder auf in ihm, wie Leben. Mein gutes treues Weib, ſagte er matt, aber beſeligt. Es iſt noch Hoffnung da, ſprach der Arzt. Dies Wort wirkte faſt tödtlich auf Emma, denn ſie war ſchon durch ſo ſchwere Kämpfe gegangen. Der Arzt wollte ſie entfernen, doch Guy flehte ſie zu bleiben, und ſie faßte ihr Herz, um ihn pflegen zu können. Die oftgeübten Kräfte in ſolchem Geſchäfte bewährten ſich diesmal ſegensreich. Guy, umgeben von der Liebe ſeines Weibes und der Sorgfalt des redlichſten Freundes fing an langſam zu geneſen, und der Winter verging während ſeiner Beſſerung; die

schöne Frühlingsluft brachte Kraft und Stärkung; und die endlich erfolgte Befreyung von der Gefangenschaft erquickte ihn noch mehr, wenn schon das Gefühl, so ganz vergebens für die Sache seines Königs sein Leben dargebracht zu haben, ihn verletzte, und der Freiheitsschwindel der Thoren ihn empörte.

Erst im Junius verstattete der Arzt Guy nach Oppenheim zu reisen. In einem heitern Gasthofe vor Verduns Thoren erwarteten die Freunde noch den Johannistag mit bewegtem, aber nach so schwerem Leid dankbarem Herzen. Guy's durchschossene Brust war nun vernarbt, und ein leiser Schimmer des Wiederaufblühens röthete die eingesunkenen Wangen. Emma lebte in stillem Entzücken über die unverhoffte Rettung, zu der ihre Sorgfalt beygetragen; doch Guy wollte nie an die Dauer seiner Gesundheit Glauben fassen; das tiefe Leid in ihm hatte seinem Leben die Blüthe abgeknickt, und er liebte seine Frau mehr anerkennend als mit dem Herzen, so daß sie nicht fähig war, bleibend glücklich auf ihn zu wirken. Sehr überrascht war Guy, als Emma ihm vom Begegnen Lina's sagte. Wenn man solch eine Begegnung in Büchern liest, sagte Guy, so hält man es für erfunden, und Bücher sind doch nie so wunderbar wie das Leben. Diese Nachricht weckte in ihm das Andenken seiner verklärten Schwester mit neuer Gewalt, und Emma belauschte einst den Ausdruck: Ich hätte der Weihe jenes Schmerzes verbleiben sollen, mich

hat der Tod mit der Ersten Liebe begrüßt, und Lieb' und Glück in das Grab genommen!

Am Morgen des St. Johannistages hatte Emma in der Jelängerjelieber-Laube des Gärtchens das Frühstück bereiten lassen, und den Tisch mit Blumen belegt. Ach! es war kein Oppenheim, nur eine eintönige Landschaft, kein Rheinstrom, kein Blumengewürzter Lufthauch, keine lachende Aussicht in die Ferne, und aus den Herzen der jugendliche Muth, und der Unschuld Freude! Gottfried war noch nicht gekommen, Emma allein mit Guy; er war sehr bleich, und lächelte schmerzlich. Da Emma ihn zärtlich befragte, sagte er ihr: ich hatte diese Nacht einen Traum, der noch meine ganze Seele füllt. Ich stand mit dir in einem Garten, wo ich nichts sah als den blauen Himmel, den grünen Plan, und hohe Lilien drauf. Wir reichten uns die Hand, wie zur Trennung, und ich ging unaufhaltsam durch die Lilien weiter nach einer fernen Laube von Sinnblüthe. Da stand Emma, meine Schwester, und mir war's als seyst du es zugleich. Wir grüßten uns, und mir wurde unaussprechlich wohl. Da sagt' ich ihr: welche Emma bist du denn, meine Emma dort oben, oder meine Emma hienieden? Beydes bin ich, sprach Emma, denn was liebt, ist Eins. Emma fand diesen Traum sehr lieblich, und bedeutsam. Sie reichte ihm eine Lilie, eine Rose und eine Sinnblüthe, und erweckte in Guy das Angedenken des Johannistages in Oppenheim, wie es in ihrer Seele lebte. Die süße Vergangenheit ging

ahnungsvoll an Beyden vorüber, und erſchloß ſich ihren Herzen wie duftende Roſenknospen.

Eine hohe Geſtalt trat in die Laube, und Emma entfärbte ſich, als ſie Guy's ſtolzen Oheim erkannte. Ich komme dir zu ſagen, ſprach der alte Graf, daß wir alle wünſchten, die Kugel bey Quiberon hätte dich beſſer getroffen! Ein freundlicher Wunſch, ſagte Guy erbleichend, und wiederum hoch erröthend; fahren Sie nur ſo fort, Herr Oheim, Sie können der Kugel leicht nachhelfen, denn mir ahnet ſchon, was Sie meynen. Du ſiehſt, ſprach der alte Graf, daß dein Gewiſſen mir die Mühe erſpart, dir Vorwürfe zu machen. Vortrefflich! erwiederte Guy, ein Nichtswürdiger könnt ich ſeyn, wenn ich nur eurem Stolz Genüge geleiſtet! Sehr, ich habe meine Verbindlichkeit gelöſ't, die ich bey der Geburt empfing. Nur noch leiſe vernarbt iſt dieſe Todeswunde, noch warm das Blut meiner Landsleute, das ich für eure Sache vergoſſen; ich bin als Feind in das Herz meines Landes gedrungen, und habe es zerfleiſchen helfen, was wollt ihr mehr? Euer Wahn hat mich treulos an einer meiner heiligſten Pflichten gemacht, ſoll ich es noch an der zweyten werden? Du biſt exaltirt, mein Neffe, ſagte der Graf, du haſt ſo wenig Vernunft, wie die junge Dame da neben dir; wäre unſer Recht, unſer Stolz ein Schein ohne Weſen, ſo hätt' es können vernichtet werden, aber es wird beſtehen, allen Schwindlern zum Trotz. Der Adel hat ſeinen Urſprung in dem Ruhm und in der Herrlichkeit unſrer Väter, in der Dankbarkeit des Monarchen und der Nation. Aus

dem nämlichen Grunde ist er gesunken, sprach Guy, Volk und König hatten ihm nichts mehr zu danken. Wären die Abstammenden der Ahnen würdig geblieben, sie würden bestanden seyn, nur in sich selbst versinkt alles, was seiner wahren Grundvesten beraubt ist. Um des Himmelswillen erzürne mich nicht, sprach der Graf, ich komme, dir die Verzeihung der Familie anzubieten, wenn du das Vergangene gut machen willst, und das steht in deiner Gewalt. O ja, sagte Guy, es betrifft eine Kleinigkeit, einen Ehebruch, einen Meineid, sonst nichts! Der Adel geht Allem vor, nicht so? Emma sah Guy immer krampfhafter erbleichen, und winkte verstohlen mit aufgehobenen Händen dem Grafen. Mich bestechen Sie nicht, Sirene, mit den Magdalenenblicken, sagte der Oheim, Ihre Zauberkünste sind hier vergebens! Gehn Sie in sich, geben Sie einer trostlosen Familie ihre theuerste Hoffnung zurück. Kein solches Wort mehr, Herr Graf! rief Guy, und fuhr mit der Hand nach der rechten Seite, als wenn er bewaffnet wäre. Bitter lächelte der Graf, und setzte sich nieder, den Kopf in die Hand gestützt. Da war es Guy als sähe er seinen Vater, der wohl oft diese Stellung angenommen, und dessen Wuchs und Wesen viel Aehnliches mit dem Oheim hatte. Diese Erinnerung entwaffnete seinen Zorn. Alle schwiegen. Endlich stand der Graf auf, und sagte: dein Paroxismus wird sich legen, durch dein geknicktes Daseyn hindurch wird deiner Schmach Gefühl dich begleiten. Deine Söhne werden unächt seyn, nicht ruhen werden wir, bis sich die Welt für

unſre Sache noch einmal waffnet, bis wir zurück errungen, was verloren. Eine groſse ernſte Hoffnung war auf dich gebaut. Du zertrümmerſt ſie, gut, ich überlaſſe dich deinem Gewiſſen! Der alte Graf entfernte ſich mit äuſserlicher Faſſung, und tiefen Grimm im Herzen. Wie wird mir! rief Guy, und ein Strahl von Blut quoll über die Roſe an ſeiner Bruſt; er ſank ohnmächtig nieder, und hatte ſich verblutet, eh' Hülfe geleiſtet werden konnte; an Emma's Herzen erloſch ſein Leben.

An Allem, was ich liebe, muſs ich zur Mörderin werden, ſagte Emma zu Gottfried, der ſie knieend vor des Jünglings Leiche fand. Alles, was ich liebte, liegt nun im Grabe, ſagte ſie ferner. Doch nicht Alles, was Sie liebt, ſprach Gottfried; wenden Sie Ihre Herzensliebe auf die Menſchheit, ſo werden Sie Troſt finden! Emma ſchüttelte das Haupt, nahm die blutige Roſe von Guy's erſtarrtem Herzen, und drückte ſie mit ihren Dornen an ihre Bruſt. Dies iſt fortan mein Kleinod, ſagte ſie, und weinte darauf hin. Auch eine Locke nahm ſie vom theuern Haupt, und barg ſie in ihren Buſen. Mit einer Art von Wonne ſog ſie ſich tiefer in ihr Weh hinein, neben der Leiche, nichts genieſsend während dreyer Tage, als Waſſer, ihren Fieberdurſt zu löſchen.

Vor den Feſtungswerken hatte Gottfried einen Platz zum Begräbniſs Guy's erkauft. Keine Glocke klang, kein Prieſter ſollte den Leichnam weihen. Emma und Gottfried beteten am Sarge. Weinen Sie nicht, Bürgerin, ſagte der taumelnde Todtengräber, nach

Freiheit und Gleichheit ſtreben alle gute Franzoſen, und die rechte Gleichheit iſt hier unter der Erde. Emma fühlte ſich von Unwillen ergriffen, da ſah ſie den alten Grafen langſam und weinend an das Grab treten. Vergönnen Sie mir, Madame, ſagte er, auf meines Neffen Sarg die Erſte Schaufel Erde zu werfen. Er war mir theuer, und ich habe meine Pflicht gethan. Beſſer ſo als anders. Ein ſchneller Tod beſſer als ein langſames Gift; das Gefühl ſeines Unrechts hatte ihn in Coblenz von Ihrer Seite getrieben, dorthin, wo die Ehre ihn rief, wo der Tod ſeiner harrte. Nach ſeiner Geneſung, ein in jedem Sinn gelähmtes Daſeyn mit ſich fortſchleppend, würde dies wiedererwachende Gefühl ihn gemartert haben, denn was iſt, das kann nicht untergehn. Von einem Wahn konnten die Grundveſten ſeines Lebens nicht tödtlich erſchüttert werden. Wir ſind mit ihm verſöhnt, er hat gebüßt; der Himmel erleuchte Sie, Madame! Der Graf entfernte ſich, und Emma rief ihm noch nach: Ich gebe Ihnen dieſen Wunſch zurück. Doch mit dieſen Worten verließ ſie alle Faſſung, und ſie ſank bewußtlos in Gottfrieds Arm.

Auf Guy's Hügel wurden Blumenſtauden gepflanzt, kein Kreuz durfte ihn ſchmücken. Die große Nation wollte damals noch von keinem Erlöſer mehr wiſſen, und trieb Abgötterey mit den Bildſäulen der Freyheit und den Feſten der Vernunft. Mühſam riß ſich Emma von ihres Mannes Gruft, und ſchrieb ſeinen Tod der unglücklichen Lina, deren Leben nicht minder als das ihrige durch denſelben Schlag des Schickſals verletzt

worden, einem Wahn zu Liebe; denn es ist jede Form ein Wahn, für welche sich Menschen aufopfern, der Adel nicht minder als die Freyheit, der rechte Adel ist im edlen Herzen, da ist auch die rechte Freyheit, denn nur der Redliche und Große ist frey, und bleibt es in den drückendsten Banden. Der Mensch aber, der mit dem Höchsten und Heiligsten Mißbrauch treibt, und es zum Werkzeug seiner Absichten herabwürdigt, will mit der Form prunken, ohne den Gehalt, und die Verblendung der Menge nährt noch der Einzelnen Wahn, und sucht Alles, was thörichten Anmaßungen an ächter Grundstütze abgeht, in die äußere Erscheinung nur glänzender hineinzulegen.

Fünftes Buch.

Der junge Morgen.

Willkommen, du liebes Kind! rief Urbanus der wiederkehrenden Emma zu, die an Herrn Gottfrieds Hand in das Erkerſtübchen trat, wo der Alte auf Johannes Lehnſtuhl vor dem Büchlein mit Sagen und bunten Schildereyen ſaß. So war doch noch Etwas aus der Vorigen Zeit vorhanden! Wie Vaters Segen glänzt' es Emma aus Urbanus leuchtenden Augen ins Herz. Im ſelben Augenblick klangen die Sonntagsglocken fernher vom jenſeitigen Ufer, das noch teutſches Beſitzthum geblieben, denn auf franzöſiſchem Boden tönte keine Glocke mehr. Emma ſchaute nach der Schiffbrücke, als müßte ſich wieder ein Kriegsheer darauf heran bewegen; alles blieb einſam, fernher klang der Marſeiller Hymnus, den eine Schildwacht ſang. Emma weinte ſehr innig, minder um eignes Leid, als um den Gang der Begebenheiten, um das Blut, das vergebens gefloſſen. Sie ſagte das Urbanus, der ihr antwortete: Tröſte dich, Emma, auch des Heilands Blut ſcheint für ſo viele vergebens

geflossen zu seyn; hier auf Erden ringe nicht nach dem Gelingen, sondern blos zu thun was recht sey; hast du mit voller Kraft gerungen, so ist das Gute schon gelungen! Urbanus und H. Gottfried führten nun Emma durch das ganze Haus; alles war noch beym Alten, alles hatte sorgsame Treue vor der Zerstörung zu bewahren gewußt. Urbanus verhieß Emma bey ihr zu bleiben bis in den Tod, denn das Häuschen im Jägerthal war zerstört, und von den Bildern nichts mehr zu sehen.

Wohl manchen schönen Abend las Urbanus, Emma zu erheitern, aus dem alten Minnesänger-Büchlein in das Neuteutsche vor. Einsmals fanden die Freunde folgende Geschichte, mit den zartesten Darstellungen auf den Pergament-Blättern sinnreich verwebt:

Der junge Sachsenheld Heinrich von Loeben, verwais't, und dürstend nach dem Ruhme hoher Thaten, war mit dem Kreuzesbanner gezogen in das heilige Land, um Christi Grab von der Schmach der Heiden zu befreyen. In einem Gefecht bey Palästina mit einem Trupp persischer Krieger war er schwer verwundet unter den Todten liegen geblieben, und die Ueberwinder zogen den Gebliebenen die goldbedeckten Rüstungen aus, und nahmen ihre Kostbarkeiten.

Es begab sich aber, daß die Königstochter aus Persien, welche dem türkischen Sultan zum Gemahl bestimmt war, mit reichem Gefolge auf ihrem weißen Elephanten desselben Weges daherzog, und daß ihr edles Thier beym Anblick der Todten still stand, und nicht weiter zu bringen war. Der eine Kriegsmann,

der eben dem Ritter Heinrich ein Kleinod vom Halſe abgelöſ't, und von ſeinem köſtlichen Fund ganz erfreut war, hob ſeinen Raub jauchzend in die Höhe, ſo daß die bunten Steine im Abendſtrahl einen gar herrlichen Schein von ſich gaben, worauf die Königstochter aufmerkſam wurde. Dieſe wollte das zierliche fremde Kleinod näher betrachten, und gab Befehl, daß es ihr gereicht würde, welches der Perſer, in Hoffnung eines reichen Geſchenks freudig that. Da ſahe denn die Prinzeſſin ein wunderſüßes Frauenbild in einer goldnen Glorie, um ſie her blühten Lilien und Purpuräugelein in Fülle, ein Springbrunn ſpielte luſtig daneben im Grün, doch auf der Frauen Schoos ruhte ein ſüßer Knabe im Strahlenſcheine, der, ein Kreuz in Händen, es ganz ernſt und gedankenvoll beſchaute, indeß aus den Wolken viel holde Köpfchen aus Regenbogenflügeln ſchauten, und einen vollen Kranz um Mutter und Kind ſchloſſen. Die Prinzeſſin konnte ſich nicht ſatt an der köſtlichen kleinen Tafel ſehen; es war eine Anmuth und ein Leben darin, davon ſie noch nie gewußt, denn Frau und Kind, und die Flügelköpfchen hatten all einen ſüßen Blumenglanz, und doch hätte die Prinzeſſin weinen mögen, wenn ſie in die wehmüthigen Blicke ſchaute; alles war ganz wunderlieblich klein auf dem Pergament, doch ſtand es lebendig da. Wie nun die Prinzeſſin den Kriegsmann fragen ließ, ob er das ſeltſame Kleinod ihr laſſen wollte? da ſagte der Kriegsmann, das Kleinod, ſo wie ſein Leben, läge zu den Füßen ihrer Hoheit. Die erfreute Prinzeſſin ließ ihm nun einen köſtlichen Leibrock,

zwey Armſpangen vom feinſten Gold und eine Summe Goldes zum Dank überſenden, da war der Kriegsmann ſo froh über ſein Glück, daß er ſich eines zarten Erbarmens gegen die bleiche goldgelockte Leiche nicht erwehren konnte, der er den Schmuck geraubt. Es war ihm nämlich, als hätte er eine leiſe Regung des Herzens empfunden, indem er dem Erblichenen die Tafel von der Bruſt gelöſ't. So fort zog er einen wollenen Mantel aus ſeinem Gepäck, ſchlang den Leichnam hinein, und legt' ihn in einen Palankin des Gefolges der Prinzeſſin, ſomit zog der ganze Zug fürbaß nach Jeruſalem, wo das Beylager gefeyert werden ſollte.

Da begab es ſich, daß eine Botſchaft von Jeruſalem der Prinzeſſin entgegen kam, ihr anzuſagen, der Sultan ſey ſchwer erkrankt, und die Stadt ein unſichrer Aufenthalt, da die Heere der Kreuzesritter ſie ſchon bedrohten. Somit kehrte die Prinzeſſin um, und beſchloß eilig, nach Perſien zurückzuziehen.

Der Kriegsmann aber benutzte die kurze Raſt unter Palmenbäumen, welche die Prinzeſſin zu Nacht hielt, um nach ſeinem Chriſten zu ſehen, denn er meynte, das gäbe einmal einen feinen Diener an des Schachs Hofe, der die goldlockigen ſchlanken Jünglinge gern ſah, auch wollt' er dem Sachſen dankbar ſeyn. Er hob ihn ſanft aus dem Palankin, legt' ihn auf den grünen Raſen, an eines blumenduftenden Quelles Rande, zündete ein Feuer an, und wuſch des Chriſten Wunden mit warmem Wein, verband ſie dann mit dem Saft von heilenden Kräutern, den er bey ſich

trug, dann hieb er mit ſeinem Säbel viel von dem jungen Graſe ab, ſo daß er eine weiche Garde daraus binden konnte, legte ſanft das bleiche Haupt des Jünglings darauf, und flößte ihm heißen Wein in den Mund: er ſpürte wohl Athem und Leben und wiederkehrende Wärme, und freute ſich deſſen, denn der Mond ſchien voll, und eines ſanften chriſtlichen Herzens Frieden ſprach aus den bleichen Zügen, und verklärte die reine Stirn, doch hatte der Jüngling ſein Bewußtſeyn noch nicht wieder.

Der Perſer genoß erſchöpft einiger Ruh, da traf es ſich, daß die Königstochter mit Sulkyma, ihrer liebſten Jungfrau, vom Palankin ſtieg, um ſich in der Mondnacht an des Quelles Rand zu ergehen. Sie hatte das Bildchen am Halſe hängen, und beſahe es luſtwandelnd, und ſich der Schönheit deſſelben erfreuend. Da ſah ſie den Sachſenritter unbeweglich und lilienbleich in den Blumen liegen, ſo mild und ſüß in dem Goldſchein der zarten Locken, daß die Königstochter vermeynte, es ſey eines der Engelein aus der Tafel, das ſo bleich und ſtill da ſchlummere. Sie konnte nicht aufhören, den Jüngling zu betrachten; der Morgenſtern ging auf, und der Mond ſank hinter die Felſen, ohne daß die Königstochter von ihrer Stelle gewichen wäre. Die Dämmerung ergraute, und des Morgens Purpurlichter ſpielten und glühten auf des Jünglings Wange und Lippen. Da ſchlug er die blauen Augen auf, und ſahe ſogleich an der ſchönen Prinzeſſin Hals ſeine Tafel hängen. Er konnte nur hinzeigen, da ſank er wieder in Ohnmacht. Der

Perſer ſprang auf, und kam dem Jüngling zu Hülfe, und als von ihm die Prinzeſſin erfuhr, daß dies liebliche Bild ein Chriſtenritter ſey, den er unter den Todten gefunden, lobte ſie des Perſers Milde, und reichte ihm einen köſtlichen Ring, indem ſie ihm anempfahl, des Gefangenen zu pflegen, und ihn, wenn er geneſen ſeyn würde, dem Gärtner zur Arbeit auf des Schloſſes Terraſſen zu bringen.

Wie nun die Prinzeſſin zurück in Perſien war, kam die Nachricht, daß der Sultan geneſen ſey, doch erbittert über ihren Rückzug, den Heirathsvertrag zerbrochen habe. Sie erfreute ſich, daß ſie nicht vermählt werden ſolle, und ſpielte in tauſend ſanften Träumen mit ihrem Bilde, ſo daß ihr oft des Nachts ſchien, als ſenke ſich aus Wolken die milde Frau mit dem Kinde, und küſſe ihre Stirn; dann ſah ſie wieder das Kreuz im Morgenglanz, und dann wieder den bleichen Ritter, und alle dieſe Gedanken wichen nicht von ihr.

Indeß genaß bald in der warmen Luft und bey guter Pflege der junge Sachſenheld, der immer in ſeinen Fieberträumen ausrief, er bekäme ſein Gnadenbild wieder, denn er habe es am Buſen ſeiner Braut erblickt! Weil er nun teutſch ſprach, verſtand ihn Niemand, doch lernte der junge Ritter bald perſiſch ſprechen, weil das freundliche Weib des Kriegsmanns ſich große Mühe gab, ihrem Pflegling verſtändlich zu werden.

Da er geneſen war, beſtimmte ihn ſein Beſchützer, der Prinzeſſin Weiſung gemäß, zur Arbeit auf den

ſchimmernden Blumenterraſſen des Pallaſtes. Mit Standhaftigkeit trug Heinrich von Loeben ſein Mißgeſchick, und erquickte ſich tauſendfach an dem Anblick des unermeßlichen Meeresſpiegels, der ſmaragdgrünen Berge, der Palmenwälder, und ihn ergötzte das blühende Leben der hohen Wunderblumen des Orients, ihm zur Pflege befohlen. Wenn er ſie ſo ſahe, die Blumen, wie ſie immer den Kelch dem Lichte zuwenden, bis ſie, wie von Sehnſucht durchglüht, ſich entblättern, da meynte er, die Blumen wären gefangene ſchöne Vögelein, die ſich gern zum Licht ſchwingen möchten, und nur vor Sehnſucht nach der Freiheit welkten. Wenn nun Ritter Heinrich ſeine liebliche Arbeit vollbracht, nahm er eine Cither, welche ſeine Wirthin ihm geſchenkt, und ſang ein ſüßes teutſches Lied.

Von ihren vergitterten Fenſtern vernahm die Königstochter das Lied der neuen Nachtigall, die ihre Roſen liebkoste, und lauſchte Tag und Nacht, bis ihr Herz, vom Netz der Töne umfangen, nicht mehr ihr eigen war. Denn golden wehten im Nachtweſt beym tiefen Glanz des Monden des Ritters volle Locken, und ein zartes Purpurlicht färbte die Wangen, indeß der blaue Himmel aus den ſüßen feuchten Augen ſchöner wiederſtrahlte, und die Töne von den Rubinenlippen mit den Düften der Sommernacht wogten.

Eines Morgens ließ die Königstochter ihr Frühſtück unter den Blumenſtauden bereiten, und ſetzte ſich mit Sulcyma, der Jungfrau, die ſie mehr denn die andern liebte, auf den perlengeſtickten Teppich

nieder. Auf Kiſſen ſaßen in einiger Entfernung die künſtleriſchen Jungfrauen, deren anmuthiges Geſchäft es war, die Prinzeſſin durch Geſang und Tanz zu erheitern. Doch die Prinzeſſin liebte ſonſt keine Töne, als die des Gefangenen, und befahl, er ſolle ihr vorgeführt werden, und ſie mit Geſang und Saitenſpiel ergötzen, wobey ſie nebſt ihrer Suleyma nach morgenländiſcher Sitte ihren Schleyer ſenkte; das liebe Bild, das nicht von ihrem Herzen kann, glänzte unenthüllt, und wie nun Heinrich von Loeben, nachdem er mit geſenkten Blicken ein traurig Lied geſungen, die Augen hob, da ſah er auf den Lilien des ſchönſten Buſens ſeines lieben Bildes Strahlen, und ſank inbrünſtig auf die Knie, als wäre er ſchon gerettet und daheim.

Wie nun die Prinzeſſin erfuhr, daß dies Gemählde dem Gefangenen gehöre, löſ'te ſie's mit zarten Fingern, und ließ es ihm überreichen, weil es ihr nicht zieme, fremdes Eigenthum zu beſitzen. Der Ritter aber, der ſie bey Mondenglanz ohne den Schleyer geſehn, und ſie nicht vergeſſen hatte, ließ der Prinzeſſin das Bild wieder überreichen, und ſie anflehen, es fernerhin als ihr Eigenthum zu betrachten; doch hatte er dem Bilde zuvor noch einen herzlich ſüßen Abſchiedskuß gegeben. Die Königstochter ſah dies Alles ſehr wohl, und wie ſie merkte, daß der Jüngling nicht minder verſtändig und zart, als ſchön und lieblich ſey, bat ſie ihn, noch fernerhin zu ſpielen, damit ſie ihn nur noch länger ſehen könne, und indem ſie den ſchönen Hals wieder mit dem Kleinod ſchmückte,

ließ ſie ein Schachſpiel bringen, um ihre Verwirrung zu verbergen.

Sie wählte die Puppen von weißen Diamanten, welche ein Wunder von Reichthum und zierlicher Kunſt waren, ihre Jungfrau aber bekam die von ſchwarzen Korallen, nicht minder zierlich und künſtlich als jene. Unbekannt war Heinrich von Loeben das herrliche Spiel, und es nahm ſeine ganze Aufmerkſamkeit hin. Er ſchaute, wie die blitzenden Roſſe der Prinzeſſin die ſchwarze Königin einengten und ſchlugen, wie die ſchweren Thürme drohend anrückten gegen die feindliche Macht, und dann die Gewalt der Gewandtheit wieder weichen mußte. Er vertiefte ſich dergeſtalt in des Spieles Sinn, daß er des Singens vergaß, und die Prinzeſſin, nun nicht minder hingenommen, ihren Sieg verfolgte, bis Suleyma, deren König keine Rettung mehr ſah, ſich für überwunden erklärte, und ausrief: immer ſiegen die weißen Puppen!

Deute mir einmal den Sinn dieſes Spieles, Chriſt! ſagte die Prinzeſſin, und mit feiner Sitte ließ ſich der Jüngling auf ein Knie nieder. Schöne Königstochter, ſagt' er, ich glaube dieſen Sinn wohl zu faſſen. Der König, der nur einen Schritt zu thun vermag, und verloren iſt, wenn ihn die Andern nicht ſchützen, iſt der blos ſinnliche Menſch, entblößt von den edlern Kräften ſeines Geiſtes und Herzens. Die Königin, ſeine Gefährtin, thronend zu ſeiner Rechten, iſt Sophia die Weisheit, ihr jede Bahn offen, und keine Gränze hemmt ihren Lauf, die ſchweren

Thürme ſind Kraft und G[illegible]alt, die Roſſe Scharfſinn und Gewandheit, die Laufer ſchnelle Thatkraft, alles Gehülfen, und Kräfte der Weisheit, und wenig vermögend, wo ihr höheres Walten fehlt. Die Bauern ſind die untergeordneten Mittel zu jedem Zweck, die man nach Gutdünken aufopfert, oder zu erhalten ſtrebt. Ein einiger Zug verdirbt das ganze Spiel, ſo vermag im Leben eine That das ganze Leben zu trüben. Daß aber den weißen Geſtalten Schwarze gegenüber ſtehen, das, ſchöne Fürſtin, bedeutet die zwey Menſchen im Menſchen, den Sinn des Lichtes, und den Sinn der Finſterniß; es bedeutet die zwey ewigen Gewalten: Nacht und Tag, die um den Sieg ringen, es bedeutet die himmliſche Sophia, und die teufliſche Liſt, und ſo freut es mich ſehr, was jene ſchöne Jungfrau ſagt, daß doch immer die Weißen ſiegen.

Da lächelte die Prinzeſſin, und ſagte: Wie ſinnreich doch ihr Chriſten ſeyd, und treffet dennoch fehl! Das Spiel ſoll erfunden ſeyn, um die Kriege der Schwarzen gegen die Weißen zu bedeuten. Die Bauern ſind das Volk, zur Schutzwehr und Selbſtopferung ſtets bereit, die Thürme Feſtungen, die Laufer Fußvolk, die Springer Reiterey, der König iſt der Schach, und die Königin — ja, das weiß ich ſelbſt nicht gleich, darin magſt du doch wohl Recht haben, daß es die allenkende Klugheit ſey, der die andern Kräfte unterliegen und dienen müſſen; doch, da du ſonſt das Spiel gut gefaßt, ſage mir, ob du dich wohl erkühneſt, es zu ſpielen? Mit Freuden! ſagte der Ritter. Komm, und ſpiele, ſprach die Fürſtin, ich ſelbſt will gegen dich

ziehen, und wenn du gewinnst, soll der Preis deine Freiheit seyn.

Das ist wohl ein holder Preis, sagte der Ritter, doch was vermag ich dagegen zu setzen? Ich will mir, sagte die Königstochter, wenn ich gewinnen sollte, schon selbst einen Preis ausbedingen. Somit wurden die Puppen von Suleyma wieder aufgestellt, und das Spiel begann. Während des Spielens aber mußte Ritter Heinrich der schönen Prinzessin erklären, was das für blumige Kindlein auf dem Bilde wären, und was die hohe Frau mit dem Kinde bedeute? Wie nun Heinrich mit seliger Freude von der heiligen Jungfrau und dem Christkindlein, von des Heilands Liebe, und dem Wunder der Erlösung sprach, da wurde die Prinzessin so gerührt, und so nachdenklich, daß sie nicht mehr wußte, was sie sprach, noch zog, und daß Ritter Heinrich ihre Königin schlug, und das Spiel gewann.

Du bist frey, Ritter! sagte die schöne Prinzessin leise, aber du nimmst zwey Gefangene mit dir fort, mein Herz und meine Seele! Heinrich wurde purpurroth, senkte die Augen, bebte und weinte. Erst war ich frey, sagt' er stammelnd, nun bin ich erst gefangen! Die Prinzessin winkte allen Sklavinnen sich zu entfernen, und behielt nur ihre liebe Suleyma, dann reichte sie Heinreich die weiße Hand, duftend und zart wie die Lilie, und mit der andern Hand zog sie den Schleyer vom blühenden Angesicht, das nun den Glanz der Liebe im Thau der Blicke, in der Wangen Rosen offenbarte, umflossen von den Hiazinthenlocken voll

Duft. Da ſank Heinrich auf die Knie, zog der Geliebten Hände an ſein Herz, und ſprach: Du holdſeligſtes Bild, willſt du denn glauben und lieben? Ich glaube und liebe! und werde ewig dein ſeyn, ſprach die Prinzeſſin, und der ſelige Bund war geſchloſſen. Die treue Suleyma, und der hülfreiche perſiſche Kriegsmann bereiteten Alles zur Flucht, und mit unermeßlichen Schätzen flog ein leichtes Schiff bey günſtigem Wind auf die Wellen hin, und gelangte nach Damiette, wo viel der Chriſtenritter nach des heiligen Grabes Eroberung weilten. Dort wurde die Prinzeſſin noch im Glauben unterrichtet, empfing dann in heiliger Taufe den Namen Maria, und nach der Taufe des Geliebten Hand. Dann gingen beyde in das Sachſenland, wo Maria als gottſelige Hausfrau Ritter Heinrichs lebte, viel Schlöſſer und Münſter baute, und blühende Söhne gebar.

Der Kaiſer erhub die Ritter von Loeben zu Grafen, und es erzählt ihr Wappen von der Liebe Heinrichs und Mariens, wie hier auch zeiget auf der Schilderey des Schachbretts, die ſchlanke hohe Jungfrau mit wehenden Schleyern, und drüber hin die Krone. Nicht minder ruht auf den Sprößlingen der Jungfrau vom Orient, und des teutſchen Ritters der Segen ſüßer Lieder und frommer Minne!

Mit dieſen und ähnlichen Geſchichten und Liedern ergötzte Urbanus, welcher die alte Sprache ſehr wohl verſtand, die trauernde Emma, und den biedern Freund, der ſo anſpruchlos treu und herzlich in ihrer

Nähe blieb. Gern und wehmuthvoll senkte sich der Blick der Freunde auf die alte bessere Zeit, wo Alles noch so fleißig, ächt und kräftig betrieben wurde, daß die Trümmer und Ueberbleibsel jener Bestrebungen und Werke wie redende Zeugen jenes edleren Daseyns zurückgeblieben, an welchen das Neuere vorübergehend zerstiebt wie Kinderspiel. Schon des alten Buches reine zierliche Schriftzüge erheiterten das Auge, wie vielmehr noch umher die zarten Blumengewinde, die sinnreichen Ranken, die hellen ruhigen Farbentöne. Dazumal gab es weder in der Malerey noch in der Musik halbe Töne. Es war ein Frühlingsblühen in der Kunst, wie im Geiste des Volkes. Sollte des Lebens May auch im teutschen Herzen: einmal blühn und nicht wieder? Kann es nicht ein Erwachen, ein Erwarmen, ein Wiederaufblühen geben? Goethe hatte zur Zeit, von der wir schreiben, schon vieles geredet, durch seine Schriften; eine Sehnsucht war in den Besseren schon rege geworden. Goethe ist die erste Nachtigall von Teutschlands neuem Frühling, wenn auch nicht Alles schon im Einklang steht, was wir ersehnen, und wenn die Form schon Manchem genug thut, ein Riesenschritt ist geschehn, in That, Lied und Kunst, und die Zeit bleibt nicht stehen. — Kehren wir zu unsrer betrübten Emma zurück, und möchte sie denen lieb geworden seyn, die ihre Geschichte lesen!

So erquickend im wohlerhaltnen Häuschen die Erinnerung Emma's Herz umfing, so störend war alles

von Außen her; sie mußte sich in der von französischer Manier und revolutionärer Gottlosigkeit schon verpesteten Umgebung auf die tiefste Einsamkeit beschränken, und hatte nicht den Trost an Johannes und Elisabeths Gruft weinen zu können. Emma war des Wirkens für Unglückliche schon so gewohnt worden, daß sie es nun schmerzlich entbehrte, wo ihr Alles entfremdet war, und sie machte sich Verwürfe darüber, daß sie jetzt nur für sich lebe und wirke, als wenn es ihre Schuld gewesen. Tröste dich, Emma, sagte Urbanus dann, es wird anders kommen, der Stillstand, den du siehst, liegt nur auf der Oberfläche, die mich wie eine Eisrinde gemahnt, welche ein kräftiger Tritt sprengen kann. Unter ihr gährt es, kreiset und zischt. Wir sind dem Ende nicht nah, und unsre Nachkommen werden es auch noch nicht seyn. Mit der Empörung in Frankreich ist das Loos geworfen; es wird fortan nicht mehr Ruhe auf Erden. Die sogenannte Aufklärung hat dies namenlose Weh gebracht, eh' sich die Menschen nicht wieder zum Glauben und zu Gott wenden, kann es nicht besser werden, doch sucht nicht Gott die Welt heim, die Menschen selbst bereiten sich ihr Weh, und dann klagen sie recht herzbrechend, als käme es von oben herab, von oben kommt nur Trost und Freude. Lieber Vater, sagte Emma, wir kennen uns nun schon so lange, und noch haben Sie mir nie ein Näheres gesagt von Ihren Schicksalen, und von sich. Dein Herz ist jetzt so reif, liebe Emma, sagte Urbanus, daß ich dir jetzt Alles sagen kann. Vernimm es denn, und erfahre, auf

welchen wunderbaren Wegen Gott die Seinigen zu sich ruft, wie fern sie auch sind.

In dem Augenblick kam Herr Gottfried zum Besuch, den er keinen Abend versäumte; es war tief im Herbst, im Kamine loderte die Flamme, neben Spätrosen stand der duftende Weinkrug auf dem runden Tisch. Urbanus setzte sich zwischen Herrn Gottfried und Emma, welche jeder seine Hände in die ihrigen nahmen, und begann:

Man sagt von einem Abgrund, in dessen Schlund ein Pilger stürzte, der Tod lauerte im Schlunde, aber ein weißer Rosenstrauch war am Gestein entsproßt, der Pilger umfing ihn, nicht achtend der Dornen, und war gerettet. Der Abgrund, lieben Kinder, ist die Welt, der weiße Rosenstrauch ist das Gewissen.

Ich bin der letzte Sproß eines edeln hochbegüterten Hauses, und habe schon ein hohes Alter erreicht. Ich wurde auf dem väterlichen Landsitze einen geboren, lang ersehnt, zur unaussprechlichen Freude der Aeltern. Noch in der Wiege wurden mir Hofmeister und französische Mamsell gegeben, das Wickelmädchen war eine Engländerin, und als ich lallen konnte, lallt ich in vier verschiedenen Sprachen.

So, wie ich, war mein Vater des Hauses einziger Sohn, und da er in Irrthümern und Hochmuth geboren und erzogen war, erklärte er auch meiner sanften jungen Mutter, sie solle hinfort kein Kind mehr haben, denn es wäre Schade, wenn der Glanz des Hauses durch Theilung und Spaltung geschwächt würde; diesem Entschluß gemäß brach er jede Gemein-

meinschaft mit der liebenswürdigen Frau ab, und schweifte umher nach wilden Genüssen; der Gram nagte an meiner Mutter Herzen, doch Niemand achtete darauf. Eine auszehrende Krankheit führte sie allmählig in das Grab, ehe sie nur auf meine Erziehung wirken konnte.

Als ich der Kindheit entwachsen, sendete mich mein Vater auf Reisen, wiewohl er selbst nicht das Geringste zu thun hatte, mußte mich ein Hofmeister begleiten. Diesem wurde nichts anders empfohlen, als mich mit Glanz und Anstand in fremden Landen zu zeigen; ein Aufwand und eine Pracht wurden bey dieser Reise auf mich und meine Umgebung gehäuft, daß es viel minder schien, ich reis'te, die Lande zu sehen, als mich den Landen sehn zu lassen.

Mein erstes Ziel war Paris; es war die Zeit der Regentschaft unter Ludwig XV. Minderjährigkeit, die sich ihrem Ende zuneigte. Ich mag dein Herz, liebe Emma, nicht mit den bunten Gräuln jenes Aufenthalts bekannt machen. Aus dem Druck der Bigotterie unter Ludwig XIV. letzten Lebensjahren, und der Maintenon, hatten sich Hof und Stadt in den Strudel zügelloser Frechheit und Laster gestürzt, und die Gotteslängner streuten ihr tödtliches Gift in die Seelen.

Mein Vater hatte mich mit Briefen an die ersten Häuser gewiesen; es waren unter diesen Männer und Frauen fromm und edel, deren Ernst und Milde auf mich zwar augenblicklichen Eindruck machte, aber mich nicht anzuziehen vermochte. Mit vollen Zügen be-

rauſcht ich mich in dem Becher der Welt- und Sinnenluſt; doch bald ging es mir wie dem Fauſt:

Und im Genuß verſchmacht' ich nach Begierde,

denn bald ſo war mir die ganze bunte Fülle eintönig und abgeblaßt. Von Allem, was ſich dem Willen leicht darbot, oder mit unermeßlichen Summen zu erringen war, gefiel mir nichts mehr; das Unerreichbare allein zog mich an, um mich deſto tiefer zu verletzen. Sobald der Gegenſtand meiner Wünſche mein war, hatte er jeden Reiz für mich verloren, und die Zerſtreuungen der Welt, die Feſte, die Künſte, nichts gefiel mir mehr, da mir doch auch Einſamkeit und Natur noch minder behagten. In dieſer Stimmung wurd' ich gefährlich krank; ich genoß der ausgezeichnetſten Behandlung, das wüthende Fieber wich, und ich war gerettet, langſam genas die Kraft der Jugend zur gewohnten Fülle, doch die Krankheit hatte mir wohl gethan, Zwang und Leiden mein Empfindungsvermögen erhöhet, und der Welt wieder Reiz gegeben; in dieſer Stimmung mußt ich Paris verlaſſen, um meine angegriffne Bruſt in Italien auszuheilen.

Wir kamen nach Florenz, die Schöne genannt; hier war ich von einer andern Sphäre umgeben. Der Franzoſe nimmt alles ſinnlich, der Italiener kettet die geiſtige Welt mit Blumen an die Welt der Sinne; der Franzoſe berechnet Alles, der Italiener bringt nur die Freude in Anſchlag. Luft und fruchtreicher Boden, der ſüße Wein und die Blumenfülle heben das Volk über das Bedürfniß, und von einem freundlichen

Standpunkt aus geht es in das Leben, beym Sonnenblick einer heitern reichen Natur. Die Neuheit dieſes Lebens berauſchte mich; ich kam aus tiefem Norden her, und wenn mich ſchon in Frankreich Himmel und Erde leuchtender angeblickt, ſo mußte der ſüße tiefblaue Himmelsbogen, der üppige Blumenſchmelz der Gefilde, das heitre Rauſchen der Flüſſe und Quellen, das ſingende Leben in Wipfeln und Lüften in Italien noch viel entzückender auf meine Sinne eindringen. Auch in der Kunſt that ſich mir eine neue Welt auf; in mein verirrtes doch unverdorbenes Herz ſank ein leuchtender Himmelsſtrahl aus Raphaels Gebilden, der eine ſüße Sehnſucht mir im Buſen entflammte, und bey dieſem neuen Licht, das ich einem Monde in meiner innern Welt vergleichen möchte, gewann mein Weſen eine veränderte Geſtalt; ich lenkte die Fülle der ſchweifenden Wünſche dürſtend nach einem Ziele hin, nach der Beſchauung im reichen Gebiete der Kunſt. Noch waren mir Venus und Madonne Eins, denn ich verſtand ſie beyde nicht, doch ich ſchwelgte mit niegeahntem Entzücken in dieſer unermeßlichen Fülle, mich reizte es die vielfachen großen Meiſter in ihrer Eigenthümlichkeit zu belauſchen, jedem gleichſam nachzufolgen auf den Standpunkt hin, von welchem ſie die Welt, ein Jeglicher anders erblickt. Der Künſtler ſchien mir den Gedanken einer ſchönern, höher vollendeten Natur den Göttern entwendet, und auf ſeine Sphäre übertragen zu haben, denn was man Ideal nennt, das iſt doch wohl der Menſch, wie Gott ihn gedacht?

Auch in der Musik, im Gesang ging eine neue Welt mir auf, und mein Entzücken sagte mir, daß ich noch nie gekannt, was sich mir hier erschloß Noch im ersten Taumel der Lust mußte ich schon, dem vorgesteckten Plane gemäß, Florenz verlassen, und nach Neapel gehn, wo die Fülle der Gewässer zwischen süßgrünen Auen in ihrer unermeßlichen Fläche den Himmel auf die Erde herabziehn will, wo Himmelslichter und Gebirg wie ein frischer Blumenkranz in einander verschmelzen. Noch leuchtender strahlte hier das Reich der Töne, doch hier auch waltete minder die bildende Kunst, und mehr das sinnliche Leben, was in Florenz in mir erblühte, das sank in Neapel wieder, und wenn mich auch eine reichere Pracht der Natur hier überraschte, so war es doch mein liebes blumenvolles Florenz nicht mehr, und auch nicht mehr das heitre rege Leben in der Volksmasse. Auch das Klima behagte mir minder, und meine dringenden Bitten bewogen meinen Vater, mich nach Florenz zurückgehn zu lassen.

Es war ein schöner Abend im März, als ich nach Florenz zurückkam. Ich stieg an Santa Maria Maggiore aus, um dort Essenzen zu kaufen. Ich wurde in einen Saal geführt, durch dessen Säulenfenster das Abendroth über grüne Hügel hinein schaute. Die dunkeln Wölbungen der Wände waren seltsam beleuchtet, gleichsam als sey ein süßerer Glanz darinnen, als der von Außen hineindrang. Es war dem auch so, denn an einem reichverzierten Tisch, vollgestreut mit duftenden Phiolen, saß eine hohe Frau sinnig

und wählend. Hätte sie mich früher gewahrt, und die gesenkten Augen aufgeschlagen, so wäre mir nicht die Besinnung geblieben, sie anzuschaun, wie ich that. Ein Federhut voll Juwelen wiegte sich auf dem Haupt, die reine lichte Stirn war umflossen von den goldnen Wellen des Haars, und den schneeweißen jungfräulichen Busen hielt ein Gewebe von bunten Edelsteinen wie ein leichtes Netz in Fesseln. Ein knappes dunkelrothes Sammetkleid mit blauer Einfassung mit Rosen bestreut, die Aermel mit Brillanten aufgefaßt, umschloß sie, als wollte es sie verhüllen: aus der Purpurnacht des Gewandes blickten die zarten Hände wie Lilien aus einem Beete von Amaranthen. Ich hielt den Athem an, sie zu betrachten; Raphael und Petrarka wehten mir aus diesem Inbegriff aller Schönheit entgegen, aber vor dieser Fülle holdseligen Lebens und Blühens erbleichte die Kunst, und ich fühlt es klar, daß der Künstler, selbst der herrlichste, ein Neuling auf den Pfaden der Natur umhertappt, und statt sich über sie zu erheben, sie nicht einmal zu erreichen vermag. Indem ich noch so stand, in Beschauung versunken, regte sich das himmlische Weib, und schlug die Augen auf, deren Glanz verzehrend in meinen Busen drang.

Was ich ihr gesagt? Was sie mir? Ich weiß es nicht; sie war die Gemahlin eines erhabenen teutschen Mannes, schon bejahrt, doch sehr liebenswürdig, der sie auf seiner Reise nach Italien hier geheirathet; ich fand Zutritt in ihrem Pallast, ich glühte mein Wesen hin in der sehnenden hoffnungslosen Liebe, welche

Angelina nicht einmal zu ahnen schien. Und hätte Angelina meine Leidenschaft gekannt und erwiedert, so lag zwischen meiner Sehnsucht und der Erfüllung eine unüberwindliche Schranke, so wähnt ich dazumal, meine Ehrfurcht und Liebe für den hohen Greis, der sein göttliches Weib mit unendlicher Zartheit und Anmuth zu behandeln wußte, und der mich selbst väterlich liebte. Er war ein Jugendfreund meines Oheims, von mütterlicher Seite. Angelina stammte aus einem hohen Hause; ihren Brüdern fiel das unermeßliche Vermögen zu; Angelinens kleines Erbtheil hätte zur Ausstattung für ein Stift genügt; ihr war die Wahl gelassen worden zwischen der Hand des * und dem Kloster: die Lust an der Welt siegte, und die Liebe ihres Mannes bewahrte das noch unschuldige Herz einige Zeit vor Irrthümern.

Angelina spielte die Laute, sie sang wie die süßeste Nachtigall, ihrer Hand entblühten Blumen und liebliche Bilder, ihre Schriftzüge selbst hatten zarte Anmuth, ihr Herz war weich und leicht empfänglich. Und noch vor sechs Monden war dieser Engel frey gewesen, und ich hatte sie nicht gekannt! Sehnsucht und Schmerz nagten an meinem Leben, von neuem verfiel ich in eine tödtliche Krankheit, in welcher mir alle Besinnung schwand. Als ich genas, erfuhr ich, daß ich in der Villa des * sey, und nach dem ersten Taumel der Wonne, daß ich ihr so nahe war, sah ich sie selbst, die in mein Zimmer trat.

Auf ihren Wink schwand Alles, was mich umgab, Angelina setzte sich zu mir. Die Wonne ihres An-

ſchauens raubte mir die Sprache, und auf ihrem Antlitz wechſelten Roſen mit Schnee. Antonio, ſagte ſie mir, und reichte mir eine glühende Hand. Mir war, als ſey ich noch im Fieber, wo mich wohl oft in Träumen gleiches Entzücken durchbebt. Ich nahm dieſe Hand und bedeckte ſie mit glühenden Küſſen, Angelina ließ es geſchehen, ihr Antlitz neigte ſich dem Meinigen entgegen, unſre Küſſe verſchmolzen in einander, wie unſre Seelen, was mir die Phantaſie im ſchmerzlichſten und ſüßeſten Weh des Sehnens nur ahnend verheißen, das drang nun als Erfüllung auf mich ein; Angelina war mein, eh' ich es ſelbſt wußte, und mich umfing eine Fülle der Luſt, die mir die Sinnen raubte. Angelina war verſchwunden, als ich zu mir ſelbſt kam; eine Wärterin ſaß zu meinen Häupten, an derſelben Stelle, wo ſie geweſen; ich war empört darüber, und wies ſie weg von dort. Ich kann es Ihnen zu Gefallen thun, ſagte die häßliche Alte mit ſchwacher zitternder Stimme, denn Sie ſind noch ſehr krank; doch haben Sie lange recht feſt geſchlafen, fügte ſie lächelnd hinzu.

Nun vermeynt ich im Traum, oder wahnſinnig zu ſeyn. Bin ich nicht in der Villa des *, fragt' ich bleich. Ja wohl, ſagte die Alte, und er wird gleich ſelbſt bey Ihnen ſeyn, denn er hat befohlen, es ihm zu melden, wenn Sie Ihre Beſinnung wieder erlangt. Und mein Hofmeiſter? fragt' ich. Der iſt als Staffette zu Ihrem tiefbekümmerten Herrn Vater, um ihm zu melden, daß Sie außer Gefahr ſind. Und die * Angelina? Sie iſt auf einer andern Villa, ſagte

die Alte, aber, mein gnädiger junger Herr, hüten Sie ſich, daß Sie nicht wieder die Beſinnung verlieren, wenn der * dabey iſt, der Name Angelina auf Ihren Lippen möchte einen ſeltſamen Verdacht in dem zärtlichen Gemahl erwecken! O Gott! rief ich aus, ſo iſt es nur ein Traum geweſen? Was denn? fragte die Alte. Mein Glück! ſagt' ich. Glück iſt immer ein Traum, verſetzte ſie, wohl dem, der beym Erwachen mit ſich ſelbſt zufrieden iſt.

Jetzt trat der * ein, und bezeigte mir eine ſo herzliche Freude über meine Geneſung, ſprach ſo beſeelt von der Art, wie wir nun alles Schöne miteinander genießen wollten, was Florenz in ſich faßt, daß ich reuig und zitternd wünſchte und bangte, ich möchte nur geträumt haben. Jedes ſeiner Worte, ſein ſanfter Blick, drang wie Stacheln in mein Herz, denn Traum oder nicht, der geträumte Frevel galt mir für einen begangenen, da ihn ja mein Herz begangen. Spät in der Nacht verließ mich der edle Freund, der mich in ſein Haus aufgenommen, während ich ohne Hoffnung lag, und wie ein Vater für mich geſorgt. Ich verbrachte die übrigen Stunden der Nacht in heißen Thränen; gegen Morgen kam die Alte wieder an mein Bett, ſie ſahe mich weinen, und blieb ſtumm und zitternd vor mir ſtehen. Befremdet ſah ich auf ſie hin. Endlich verſchloß ſie alle Thüren, und wie mit ſich ſelbſt kämpfend auf und nieder gehend, ſtreifte ſie raſch Gewand und Kopfhülle ab; eine Larve fiel, und ich ſah Angelinens ſeliges Licht vor mir ſcheinen. Antonio, ſagte ſie ſchnell, ich ahne was in dir vorgeht,

nicht minder heiß als du hab' ich mit mir selöst gerungen, seit du in Fieberträumen deiner Seele Zustand so enthüllt, daß er mir klar geworden, und ich es mir selbst geworden bin. Unter der Verkleidung, die du siehst, bin ich deine Wärterin gewesen, oder vielmehr habe ich die Rolle mit ihr, die allein um das Geheimniß weiß, gewechselt. Wir sind beyde sehr unglücklich, doch unzertrennlich, nun wir einander angehören; laß uns den Wahn des Greises ehren, der mich liebt, und glücklich seyn, dem Schicksal zum Trotz, das uns trennen wollte.

Diese frevelhaften Worte betäubten mich damals; die Sünde hielt mich in unauflöslichen Banden verstrickt, mein ganzes Wesen genas, da meine Sehnsucht gestillt war, und meine Reue durch alle Süßigkeiten des Besitzes der göttlichen Schönheit geschwichtigt wurde. Das rührende Vertrauen des Freundes machte uns kühner und zügelloser, da es uns hätte zur Tugend zurückführen sollen. Ein Leben aller Lust ging uns auf; was die Erde an Freuden hat, mußte uns blühen, Jagd, Musik, Kunst, Tänze, Feste, Stunde an Stunde löste sich bekränzt und lächelnd ab.

Doch nicht ungetrübt blieb unsre Lust. Marzelina die Italienerin, welche mich in der Krankheit gewartet, und um alle unsre Geheimnisse gewußt, wurde von Tag zu Tag zudringlicher und habsüchtiger in dem Maaße, das Angelinens und meine Freygebigkeit wuchsen, schien ihre Gewinnsucht sich zu vermehren, und ihr Betragen wurde unleidlicher; sie war es selbst gewesen, die Angelinen die Worte meines Wahnsinns

hinterbracht, und sie verleitet hatte, mich zu berauschen. An einem Morgen, nachdem Angelina der Frechheit der Alten müde, sie bedroht hatte, ging diese zürnend fort, und unsre Unruhe über ihr Ausbleiben verlor sich wieder, im Taumel unsrer Liebe und unsrer Feste.

Angelina's Kabinett ging nur nach einem Gärtchen hinaus, welches auch keinen andern Zugang hatte, als durch dies Kabinett. Hier durft' ich Nachts sie sehen. Auch diese Nacht hatt' ich dahin zu gelangen gewußt; es war Vollmondschein, und wir wollten kein andres Licht. Die Schattladen waren offen, im Kamine flackerte eine leichte Flamme; es war Winterzeit. Wir waren ganz versunken in unsre Liebe, und achteten kaum darauf, daß um Mitternacht sich ein Sturm hob, der Wolken über den Mond jagte. Wir sahen uns von unserm Sitz am Feuer nach dem Fenster um, und erkannten auf des Fußbodens hell vom Mond beleuchteter Stelle ganz deutlich den Schatten einer Mannsgestalt, die wir uns mit stummen Entsetzen einander kaum zeigten, als sie schon verschwunden war. Jetzt ergriff uns ein heftiges Bangen, wir gedachten der Spannung mit Marzelline, und hielten uns für verrathen. Ich beschwor Angelina noch diese Nacht mit mir zu fliehen; ich hätte sie überreden können, allein die bekannte Ordnung des Hauses hätte uns dies unmöglich gemacht, wenn wir es auch versucht, und überdem waren wir ja schon verrathen! Mit unaussprechlichem Schmerz gab ich Angelinens heißen Bitten nach, in mein Zimmer zu gehen, und

wir trennten uns, nachdem wir uns Verschwiegenheit und Treue angelobt.

Das ganze Haus am andern Morgen war still und ruhig; als mein Bedienter kam, mich anzukleiden, erfuhr ich von ihm, der * sey gegen Morgen sehr krank geworden. Wäre ich schuldlos gewesen, wie hätt' ich nun vergelten können, was der Freund an mir gethan, wie wäre ich hingeeilt zu seinem Lager! Nun stand ich angefesselt, im Herzen nagt' es, wie Schlangen. In unermeßlichen Qualen schlichen die Stunden, kein Wink, keine Kunde von Angelinen, keine Einladung vom Freunde, den ich so schwer betrogen! Der Abend kam, und in mein Zimmer trat der Hausarzt, der mir mit trübem Gesicht sagte, eben verläßt der Geistliche den kranken *, er hat den Leib des Erlösers genossen, und den Frieden gefunden; gehn Sie zu ihm, junger Mann, der Tod ist lehrreicher als das Leben.

Zitternd folgt' ich dem Arzt zum Bette des Sterbenden, mit einem verklärten Blick reicht' er mir die Hand. Ich habe Sie noch sehen wollen, Antonio, sagt' er zu mir, damit Sie es wissen, daß ich in Liebe scheide. Vergessen Sie mich nicht, ich lese Ihre Seele in Ihren Blicken, mein letzter Seufzer ist ein Gebet für Angelina und Sie!

Wie tief war ich erschüttert, wie heiß strömten meine Thränen auf die bleiche kalte Hand! Gott gebe, rief der Sterbende aus, daß dies nicht unfruchtbare Reue sey! O Gott! laß diese Seele nicht verloren gehen!

Still betend lag jetzt der Freund mit gesenktem Augenlied, der Arzt nahm mich bey der Hand, und führte mich halb bewußtlos in mein Zimmer zurück. Dort blieb ich verschlossen, weinend; ich nahm während einiger Tage nicht Speise noch Trank zu mir, am dritten Tag kam der Arzt in mein Zimmer; er brachte mir meines Freundes Segen. Ich ging zur theuern Leiche, und war nur mühsam fortzureissen, dann verließ ich dies Haus des Jammers, und eilte nach Rom.

Lange nachher erfuhr ich, daß die gekränkte Marzelline spät in jener Nacht Zutritt zum Greise gefunden, und ihn auf ihr bekannten Gängen in den Garten geführt; von Angelina vernahm ich lange Zeit nichts; ich erfuhr durch Zufall, daß sie in Begleitung der Verrätherin nach P. gereis't. Dies empörte mich, ich sah, daß sie verloren war, und durch mich mußte sie es seyn, denn sie war rein gewesen, eh' sie mich gekannt! Ich fühlte dies Weh in seiner ganzen Kraft, denn mein Herz war unverdorben, und durch meines Freundes Tod heilsam gerührt.

Meine Reisezeit war um, mein Vater verlangte mich zurück; ich ging auf unsre Güter, heimkehrend mit erschöpften Kräften, tiefverwundetem Herzen, schon müde des Lebens, eh' ich es beginnen sollte, schon erschlafft in allen Triebfedern meines Seyns, eh' ich noch eine gute That vollbracht.

Mein Vater gebot mir eine glänzende Verbindung zu schließen, und ich gab meine Hand hin, unbekümmert darum, wer sie erhielte. Meine Braut schien

die Leerheit meines Daseyns, oder vielmehr die Abwesenheit meines bessern Selbst zu empfinden, und betrug sich gegen mich kalt und ruhig; dies reizte meine Eitelkeit, den alten Trieb nach dem Unerreichbaren. Sie war unaussprechlich schön, wie hätt' ich für sie glühen müssen, wenn ihr Besitz mir nicht zugesagt worden, noch eh' ich sie gesehen! Jetzt aber entflammte mich die kühle Stille ihres Blickes; ich glaubte sie nun zu lieben, ich rang um ihr Herz, und gewann es nun; der Trauung Stunde schlug, Cäcilie war mein, geraume Zeit war sie mein Glück, mein einziger Gedanke, doch welch ein Herzensglück kann im Dunst der Weltluft sein Leben gesund erhalten? Cäcilia war mir bald nichts mehr als ein Weib, und mein unruhiges Herz schweifte nach einem neuen Gegenstand umher.

Selbst mein Vater empfand es, wie erdrückend und ertödtend das müssige Leben eines überreichen Jünglings sey; er wünschte mich angestellt zu wissen, und ich ward es; als Gesandter ging ich mit meiner Gemahlin nach Paris; was mir an Kenntnissen fehlte, besaß mein alter dürftiger Legationsrath in reichem Maaße, und wiederum hatte mich das Geschick zu einer Laufbahn erkoren, in welcher nichts zu wirken war.

In Paris fand ich Angelina, glänzend umgeben, als die Schönste gerühmt; ich sahe sie wieder! Mein Auge, das stets noch mit Lust auf die milden, klaren, durchsichtigen Züge meiner reinen Frau ruhte, und so gern den Wechsel des Erröthens und der Freude mit

Schmerzen auf ihrem holden Angesicht belauschte, sahe nun, was es heiße, wenn Schönheit himmlisch oder sinnlich ist, und mit Schrecken erkannt' ich aus Angelinens Verwandlung, wie entstellend die Zügellosigkeit auf die Schönheit wirkt. Wenn ich in der königlichen Bildergallerie vor Raphaels Madonna Giardiniera stand, die der Himmlische in der Jugend für Franz den Ersten gemahlt, so schwebte auf dem gesenkten Augenlied, auf der Lilienstirn, auf dem kaum entknospten Munde Cäciliens süßes Licht, indeß ich in Boucher's fratzenhafter Anmuth und buhlerischer Nacktheit Angelinen wieder fand. Ich vermied die gräßliche Begegnung an öffentlichen Orten so viel als möglich, und traf ich sie irgendwo, so sagte mir die Kühnheit ihrer Blicke, die Lebhaftigkeit und Munterkeit ihres Wesens, daß sie ganz verloren sey. Auch erfuhr ich dies nach und nach von meinen Bekannten, und nicht ohne Schmerz, denn wenn ich gleich selbst noch weder rein dachte noch lebte, mußte mich das gänzliche Versinken dieser Rose im Schlamm entsetzen und kränken. Ich rief mir die süßen Täuschungen unsrer Liebe zurück, wo ich sie dem Herzen nach für unschuldig hielt, nur gerührt und gefesselt von meinem unermeßlichen Leid; ich dachte, wie sie oft an meiner Brust geweint, und dort zu sterben gewünscht; ihr Bild beschäftigte mich unaufhörlich, und wenn ich ihre frischen, stets wachsenden Verirrungen und Frevel erfuhr, so zuckt es wie ein Stich durch mein Herz, und heiße Wehmuth ergriff mich ganz.

Fünf Jahre hatte Angelina in den Stricken der Sünde wie eine schwer umwobene Beute in des Jägers Netz umher geflattert, da war sie mit einmal aus Paris verschwunden. Ihre Vergehungen waren so gränzenlos, daß selbst in dieser verderbten Stadt Mütter und Frauen, die von ihr gewußt, sich ihrer Abwesenheit freuten. Ein Jahr lang erfuhr ich nichts von ihr, ohne sie jedoch vergessen zu können. Da kam ein Brief an mich, er war aus Rom, und von Angelina; sie schrieb mir ohngefähr folgende Worte:

Die Zierde der goldnen Locken, die einst deine Wonne waren, Antonio! ist gefallen; die Blume meines Weltlebens ist abgeblüht, ich bin frey von Satans Netzen; mein besseres Seyn ist erstanden aus den Trümmern. Ist es dir nicht, Antonio, wenn du etwan eine bunte Raupe erblickst, die des Wanderers Fuß zertreten, als sey dies das Bild des Daseyns eines sündigen Wesens, welches unterging in seiner Schmach? Auch ich schlich als giftige Raupe beflekkend auf den Blüthenauen der schönen Welt umher, aber ich bin nicht zertreten worden; aus dem Kerker wird der Schmetterling, die befreyte Seele sich zu Gott schwingen. Ich habe schwer gebüßt, und bin versöhnt mit mir, Zuflucht für mein irdisches Daseyn gewährt mir ein Kloster, öffentliche Buße that ich in Rom, und wurde dann vom heiligen Vater eingesegnet. Viel tausend Thränen sind bey meinem Anblick geflossen, viel tausend Herzen haben sich mit mir als Opferdüfte zu Gott erhoben. Ich traure nicht mehr über das Vergangene, denn mir ist der Schoos der erbarmenden

Allliebe offen, und ich genese an meines Heilands Wunden. Wie das Alles gekommen, weiß ich dir kaum zu sagen, Antonio; der sündigen Marzeline Tod und dein Anblick mögen wohl viel heilsame Gefühle in mir erweckt haben, deren ich mir Anfangs selbst nicht klar bewußt war, denn ich rang noch zügelloser als je nach den Freuden der Sinne, und fühlte mich doch nie gestillt. In diesem Dürsten und Lechzen, das kaum augenblicklich in mir gelindert werden konnte, wurde mir eines Morgens von einem Maler die Copie der Samariterin am Brunnen von Caravaggio gesendet; mich entzückte das Bild, und als ich mich dabey Christi Worte erinnerte: ich will dir Wasser des Lebens geben, erkannt' ich, warum keine Quelle der Lust dies innere Lechzen zu stillen vermochte. Denn sie alle enthalten nur Wasser des Todes. Ich fühlte, daß ich durstig war nach dem Wasser des Lebens, und mein Herz, das Alles glühend und schnell erfaßt, wandte sich mit unaufhaltsamen Drang nach dem Trost des Himmels hin. Ich floh Paris, den Sitz aller Laster, und eilte nach Rom, wo ich im Kloster *** Erbarmen und Liebe fand. Nach den schweren Prüfungen eines Jahres wurd' ich als Schwester aufgenommen in den frömmen Kreis; heilige Pflichten werden mir auferlegt, und jede Mühseligkeit ist Erquickung für mich. Das habe ich dir sagen müssen, Antonio, in der Hoffnung, dein gutes aber verirrtes Herz zu rühren. O Gott, sey gut, sey wahr, sey treu! für dein eigenes Glück sey es, denn alles, was du sonst seyn kannst, ist dein Verderben. Verzeihe mir auch,

lieber Antonio, ich habe deine Jugend getrübt, doch wir fehlten ja Beyde! Nun segne dich Gott der Herr mit seinem besten Segen, und unser Erlöser lasse dich seiner Liebe Süßigkeit schmecken. Dort oben sehen wir uns wieder!

Schwester Magdalena, einst Angelina.

Unaussprechlich war die Wirkung dieses Briefes auf meine Seele; es war als bräche ein zürnendes, und doch wieder erquickendes Licht durch meines Herzens Nacht, und als riefe mich Angelinens Stimme zu Gott und zur Reue. Der Eindruck der Welt konnte diesen frischen Drang in mir nicht entgegenstehn, doch müde ihres Treibens verlangt' ich meinen Abschied, und ging mit Cäcilien auf unsre Güter zurück. Hier begann ich mit festen Entschlüssen ein gottgefälliges Leben. Cäciliens Herz erschloß sich mir immer herrlicher und beglückender, und in der Lust des Wohlthuns, des Wirkens, des Lenkens der Schicksale meiner Untergebenen, in der Wonne des Besitzes des schönsten liebevollsten Weibes, wähnt ich Thor den Fluch gelöst, den meine Missethat auf mein Haupt geladen, ja ich fing an, mich recht verdienstlich und edel zu halten. Mein Taumel stieg bey der Nachricht, daß ein Pfand der Liebe unsern Bund beglücken solle; ich begann schon wieder abzuweichen vom Pfade des Reinguten und Strengen, denn es ist allzuwahr, was Christus gesagt, daß ein Reicher so schwer in das Reich Gottes komme.

Aber mein höchstes Glück, meine Rettung erschien vom Himmel, in des entsetzlichsten Unglücks Gestalt, am Tage, der meine Wünsche krönen sollte, starb meine Cäcilie, und mit ihr das neugeborne Kind! Wohl könnt' ich sagen, daß ich blutige Thränen weinte; der Wahnsinn umgab mich mit furchtbaren Ketten, und als ich wieder genas, da war ich in meiner Herrlichkeit nicht mehr, Alles war mir genommen worden; die letzten Augenblicke meines blödsinnig gewordenen Vaters wurden von gierigen Vettern zu meinem Nachtheil benutzt; ich lebte in einer Irrenanstalt, ziemlich anständig versorgt, aber entsetzt aller meiner Rechte, und ohne Hoffnung, sie jemals zurück zu erringen.

Von allem, was ich je besessen, war mir nur das Bild meiner verklärten Cäcilia, und Angelinens Brief geblieben. Ich lebte tief betrübt, aber doch schon die Vaterhuld Gottes in diesen Schickungen erkennend im Irrenhause fort, und pflegte still der Gräser und Blümlein im Garten. Da meine Vettern, die sich in den Raub getheilt, dieselben, welche ich einst vom Elend gerettet, nichts angelegentlicher gewünscht, als daß ich nie zur Besinnung kommen möchte, so war jeder gewaltsame Versuch die Vernunft wiederherzustellen unterblieben, und die sanfte Mutterhand Natur hatte mich bey verständiger und freundlicher Wartung und Pflege wieder geheilt. Besuche wurden nicht zu mir gelassen; doch eines Morgens wurde ein großer Pack über das Gartengeländer geworfen, und gleich darauf schwang sich ein schöner blonder Knabe herüber in den Garten, und stürzte heißweinend in meine Arme.

Es war mein kleiner Liebling, Leopold, der Sohn eines meiner verrätherischen Vettern, der immer bey mir seyn mußte, als ich gesund war. Der himmlische Junge brachte mir sein Taschengeld, seine Kostbarkeiten; er verhüllte mich in Mantel und Hut, die im Pack enthalten waren, und leitete mich, also unkenntlich den Wächtern, meiner selbst nicht bewußt, durch die Gewölbe des großen traurigen Gebäudes nach der Straße, indem er mich inig bat, in eine schon bereit stehende Kutsche zu steigen, und zu entfliehen. Ich that es, wie im Traume. Kaum entsann ich mich noch, als ich nun allein war, daß wir eine Uebereinkunft getroffen, wie Briefe unter dem Namen Urbanus an mich gelangen sollten, und ich Leopold zu schreiben verheißen. Ich that es nicht. Ich wollte mein Herz von jeder Erinnerung des Vergangnen losreissen, und duldend Gottes Schickung ehren, indem ich keinen Schritt thäte, mein Vermögen wieder zu erlangen. In fremden Landen nahm ich Kriegsdienste; der siebenjährige Krieg brach aus — ich stieg bedeutend empor. Nach geschlossenem Frieden verlangt' ich meinen Abschied, und erhielt ihn; meines Vetters Tod erfuhr ich durch die öffentlichen Blättern, Leopold rief mich auf, doch so, daß nur ich es verstehen konnte. Ich schrieb ihm, gab ihm mein ganzes Besitzthum, mit meinem Segen, aber wie sehr er mich flehte, konnt' ich mich nicht entschließen, jenen Schauplatz meines Schmerzens und meiner Wonne wieder zu sehen. Leopold sandte mir meine alten Gemählde, die du, liebe Emma, als Kind gesehen, und die Geld-

ſumme, die ich annahm, von ſeinen Bitten beſtürmt. Nun kauft' ich mein Häuschen im Jägerthal, und ſchmückte es mir zur Einſiedeley, zu einer ſtillen Kapelle des Herrn; der Krieg hat mir auch dieſe Zuflucht entriſſen, damit ich es ganz inne würde, daß wir keine Heimath auf Erden haben. Auch mein Leopold iſt gefallen! Ihn ſucht' ich auf, ihm reicht' ich noch ſterbend die letzte Labung, als ich unter den Gefangenen und Verwundeten bey Mainz umherirrte. Das waren ſchmerzensſelige Stunden! —

Jetzt, liebes Kind, biſt du mein einziger Troſt auf Erden, was ich jemals geliebt, iſt dahin, doch ich danke dem Herrn, daß meine Seele, ſchmerzlich doch ſchnell gelöſet von irdiſchen Banden, den Weg zu ihm gefunden, außer welchem nicht Glück noch Ruhe hienieden.

Mit Andacht hatten Gottfried und Emma dem Freunde zugehört, und eine fromme begeiſterte ſtille Herzensfeyer waltete im kleinen Gemach. Nach einiger Zeit begann Urbanus: Du haſt mir von Johannes letzten Lebensſtunden noch gar nicht geſagt, liebe Emma, dachte er wohl an mich? Emma und ich, fiel Gottfried ein, haben kein Wort mehr von ihm vernommen; der ſeine letzten Worte empfangen, iſt nun bey ihm, unſer ſeliger Freund Guy. Emma's Thränen brachen bey dem geliebten Namen aus. Es ſchlug Mitternacht. Meine Tochter, ſagte Urbanus, werden deine Thränen ſtets ſo einſam fließen? Ruft keine Stimme dich zum thätigen ſegensreichen Leben der Mutter, der Hausfrau? Hat dein engelgleicher Freund

umsonst so viel für dich gelitten? O Gott, rief der bestürzte Gottfried, warum stürmen Sie auf das bange traurige Herz? Ist es denn nicht ein seliges Schicksal, daß ich der verlassenen Waise Vater, Bruder und Freund seyn kann? So oft schon hab' ich mein thörichtes Herz für andere Wünsche gestraft, und Sie wollen das Schlummernde wieder wecken? Ach! hätt' ich nie ein anderes gewollt, welchen Leiden wären wir alle entgangen! Ich kann und darf ja ihrem Herzen nichts anders seyn. Emma entfernte sich, und sprach, innig bewegt: ich komme gleich wieder. Sie eilte hinauf in Elisabeths Schlafzimmer, wo der frommen Großmutter Bildniß hing. Sie warf sich dort auf die Knie, und flehte um Erleuchtung der Seele. Ihr war als leuchte des Bildes Blick in ihr Herz, und verkläre dort die geheimste Regung. Gottfrieds Zartheit und Treue, nicht das Werk der äußeren Bildung, sondern so ganz aus seiner Gesinnung hervorgehend, seine Herzensreinheit, sein Wandel, alles erschien ihr nun im hellsten Licht, und sie fühlte wohl, daß ihr Herz dieser Liebe inniges Bedürfniß empfinde. Johannes Worte am 24. Junius: „Ich habe den Segen „gesprochen, Gott hat ihn vernommen, Gott wird „ihn erhören; ich nehme meinen Segen nicht zurück, „denn es waren keine leere Worte: wo aus des Herzens Fülle, so nah an Grabesrand ein Segen erklingt, da ist auch Gott!" — traten vor ihre Seele, strafbar erschien ihr das Zwecklose ihres Daseyns, und traurig die Vereinsamung ihres Hauses. Sie wußte wohl, daß Gottfried nie eine Andere lieben würde,

und dachte ſich ihn auch, ſo freudenlos und einſam im großen Eigenthume, in ſeinen blühenden Gärten und Waldſtücken. Seine Treue war erprüft, ſein ſeelenvoller Blick war oft in Emma's Herz gedrungen. Nun erwachte noch die Erinnerung an den ungeſtillten frommen Wunſch der zwey Alten, und es war Emma, als müßten dieſe ſüßer beſeligt ſeyn, wenn noch ihr Segen in Erfüllung ginge. Sie ſchaute wieder auf Eliſabeths Bild; es ſchien ſie nickend anzulächeln, als verſtänd' es ſie wohl. Lange hing ihr Blick an dieſem Bilde, das durch ihre Thränen hindurch ſich zu bewegen, zu athmen ſchien. Plötzlich gefaßt gieng ſie wieder zu den Beyden, Urbanus ſaß am Kamin, ſo daß er Emma hereintreten ſahe; er durchſchaute ſie ſchon. Gott ſegne dich, mein Kind! ſagt' er zu Emma, du haſt den rechten Weg gefunden! Gottfried ſtand beſtürzt und zweifelnd auf; in Emma's Blick wurde ihm alles klar. Heißweinend ſtürzte er auf ihre Hand hin, und rief aus: Es mußte ja auch ſeyn! Der Treue Werk kann ja nicht untergehen!

Vor Emma's Cruzifix, dem Zeugen ihrer Seelenleiden, wurden die Ringe gewechſelt; Urbanus gab ſeines Herzens Segen. Es ſchlug Eins. Der Morgenſtern ſchien in das gewölbte Fenſter, der Nacht geweihte Stille ließ des Rheines Fluthen vernehmen, wie ſie des ewigen Liedes herzenrührende Weiſe ſingen. Eine Erinnerung an jene Nacht in Coblenz zuckte durch Emma's Herz; Urbanus errieth ſie, er ſprach, indem er das geliebte Paar in ſeine Arme ſchloß: Frieden geb' ich euch! meinen Frieden gebe ich euch,

ich gebe ihn, nicht wie die Welt ihn gibt, ſo ſey denn euer Herz nicht verzagt, und fürchtet nichts! — Emma und Gottfried, Hand in Hand blickten in den hellen leuchtenden Morgenſtern, ſanft lehnte Urbanus ſein Haupt an Emma's Schulter; er ſchloß die Augen, und ließ keinen Odemzug mehr vernehmen. Er ſchläft, liſpelte Emma, da flog ein zarter Schein an ihr vorüber; ſie ſchaute ahnend auf Urbanus Angeſicht, es lächelte mild im Glanz der weißen Locken, und des Morgendämmers. Wie ſie ſo ſanft ruhn! klang ein Glockenſpiel vom Rhein herüber — da verſtand Herr Gottfried Urbanus Schlummer; er legte ihn ſanft nieder, und das Morgenroth fand Emma und Gottfried im Gebet bey der geliebten Leiche.

Aurikeln.

Eine

Blumengabe von deutſchen Händen,

herausgegeben

von

Helmina von Chezy

geb. Freyin von Klencke.

Erſter Band.

Berlin, 1818.

Bei Duncker und Humblot.

An Freundlich-Gesinnte.

Des Frühlings zarte Lieblichkeiten
Gepflegt von fleißig reger Hand,
Erblühen auch zu Winters-Zeiten,
Wann Fluren deckt ein Schneegewand.
Aurikeln Frühlings-Kunde geben,
Und bringen ja den Frühling schon,
In milden Düften zieht ihr Leben,
Dahin, bei Nachtigallen-Ton.

Wenn Tulpen ſtolz in Urnen prangen,
Viel andre Blumen herrlich glühn,
So wollen auch mit zarten Wangen
Aurikeln ſtille Wonne blüh'n.
Vielfarbig, dunkelhell geſchmücket
Hat ſie die Mutterhand Natur,
Und wer ihr kindlich Aug' erblicket,
Erkannte bald der Mutter Spur!

Des Herzens ſanfte Blumengaben
Erfreuen wohl ein ſanft Gemüth,
In Thränen kann die Bruſt ſich laben,
Wenn fromme Rührung ſie durchglüht,
Natur iſt wohl ein reicher Garten,
Und Poeſie die Gärtnerinn —
Wir wollen friſche Blumen warten,
Nehmt ihr nur dieſe freundlich hin!

Helmina.

Inhalt.

Seite

An freundlich Geſinnte III

Erinnerungen aus meinem Leben, bis 1811; von Helmina v. Chezy 1

Gedichte.

Liebesſchmerz, Lied, von Deinhardſtein . . . 193

Liebesklage, von demſelben 194

Die Antonsbrücke im Helenenthal bei Baden, von demſelben 195

Alte Zeit vor der Veſte Merkenſtein, von demſelben 196

Blumen im Winter, Lied, von Affur 197

Im Spätherbſt 1813, von demſelben. 197

Der Gang zum Liebchen, von demſelben . . . 198

Die Begegnung, von demſelben 198

Lied des armen Mädchens, von demſelben . . . 200

Die Einſame, von demſelben 203

Gloſſe, von Helmina von Chezy 208

Die drei Jünglinge, Ballade vom Grafen von Blankenſee 204

Seite

Die drei Schwäne, Romanze von demſelben . . 205

Prüfungszeit, von Wilh v. Schütz 215

Der Liebe Jahreszeiten, von C. R. 215

Das Wahre, von Wilhelm von Schütz . . 218

Mißtrauen, von Koreff 219

Mark-Aurels Büſte, von demſelben 221

Frühlings- und Geſangs-Erwachen, von Justinus Kerner 222

Lied, von demſelben 225

Lied, von demſelben 225

Geheimer Wunſch, von Wilhelm, Freiherr von Eichendorff 227

Einſamkeit und Liebe, von Gottwalt . . . 229

Novellen.

Graf Markoſ. Von Helmina von Chezy . 233

Abhandlungen.

Vom Seyn und Schein im chriſtlichen Wandel, eine Skizze, von Helmina von Chezy . 279

Die altdeutſche und niederländiſche Malerkunſt, von derſelben 300

Lebensanſichten, von L. 365

Weihnachts-Empfindungen eines Geneſenen im Freien, von demſelben 374

Druckfehler.

S. 12 Z. 13 v. o. lies Dürbach statt Sürbach
— 12 — 19 v. o. l. erniedern st. wiedern
— 145 — 11 v. o. l. Eurianthe st Jurianthe
— 185 — 7 v. o. l. Therbeke st. Therbeder
— 300 — 4 v. u. l. anderen st. andere
— 302 — 1 v. o. Kanonikus st. Kannonikus
— 313 — 5 v. o. l. waren st. wären
— 337 — 12 v. o. l. Hanna st. Henoch
— 338 — 3 v. o. l. Evangelisten st. Apostels

Nachricht.

Die Meisten der in diesem Bande enthaltenen Gedichte sind der Herausgeberin von ihrem Freunde dem Grafen von Loeben mitgetheilt worden, der sie ursprünglich für den zweiten Band der Hesperiden bestimmt hatte.

Erinnerungen aus meinem Leben.

Von der Herausgeberin.

Berlin, 1817 niedergeschrieben.

Wer von weiter Fremde aus, nach stürmischer Fahrt, mit abwechselnden Sonnenblicken wiedergekehrt, das heimathliche Ufer wieder begrüßt, der blickt wohl mit einem schmerzlich süßen Gefühl auf die Gegend zurück, wo Freude und Leid ihn in tausendfacher Gestaltung trafen, und schaut über das Gewässer hin, das sein Fahrzeug durcheilt.

Ich habe eine große Zeit erlebt, ihre gehaltvollsten Geister sind mir nah gewesen, ihre verhängnißvollsten Begebenheiten zogen dicht an mir vorüber, und regten mein inneres Leben mächtig an. Aus den Stürmen und Blüthen dieser Wunderzeit hab' ich nur eine Frucht gerettet, die Frucht, die des Herzens Erquickung im Leben und Tod ist: Wahrheit und Glauben; sie reich' ich meinen Leserinnen (Frauen sollten nur für Frauen schreiben) mit freundlicher Liebe hin. Was ich von mir sagen kann und darf, sag' ich

gern, um die Gegengesinnung zu wecken. — Der Mensch, sagt mein Freund August Wilhelm v. Schlegel, kann dem Menschen nichts köstlicheres geben, als sich selbst!

Meine Kindheit war friedlich und still; meine Mutter lebte einsam, und brachte ganze Tage mit mir im Grünen zu. Mein Herz blieb unverdorben, ich kam nicht mit der Welt in Berührung, und hatte keinen Begriff vom Leben und dessen Verhältnissen. Fleißig las ich die Bibel, am liebsten die Bergpredigten Christi. Meine Mutter gab mir den Homer, von Voß übersetzt, Goethe's, Gleim's, Gellert's, Pestalozzis, Klopstocks Werke, Hippels Lebensläufe in aufsteigender Linie, ein Buch, das durch mein ganzes Leben hindurch in meinem Innern gewirkt hat. Meine Mutter regte mich früh zum Schreiben an, und in meinem dreizehnten Lebensjahre, nachdem ich schon den Unterricht meines würdigen verewigten Lehrers, H. Coulon, in Sprachen und andern nothwendigen Kenntnissen genossen hatte, begann ich, auf ihren Wunsch, mein Tagebuch mit den kunstlosen Zei-

sen, die ich hier niederschreibe, da ich sie treu aufbewahrt hatte:

Ich will mein Tagebuch nun schreiben,
Nachdem zwölf Jahr vergangen sind,
Und hoffe stets getreu zu bleiben
Den Lehren, als ein gutes Kind,
Die meine Mutter mir gegeben:
Gehorsam, fleißig, gut zu seyn,
Mit Freund und Feinden gut zu leben, —
Dann kann ich mich des Lebens freun.

Den Pflichten stets getreu zu bleiben,
Die mir mein lieber Gott empfahl,
Und sollte ich einst leben bleiben
Bis 60, 80 an der Zahl,
Und alles dieses gut erfüllen,
Und mehr, als ich hier sagen kann:
Kommt dann mein Tod nach Gottes Willen,
Fahr' ich mit Freuden himmelan.

Berlin, den 26. Januar 1795.

Noch heut fühle ich mit Freudigkeit, daß mein Herz diese guten Vorsätze nicht unerfüllt gelassen. Ich hatte zu diesen Zeilen aus eigenen Gedanken ein Bild gemalt, das ich noch besitze. Mein Ziel, wohin meine Seele in Gestalt eines Schmetterlings vorausflog, war ein

Tempel auf hohen Felsen, im Sonnenlicht, die Inschrift über der Pforte: Tugend, Wahrheit. Dahin führte mich die Weisheit, geharnischt und bewaffnet. Hinter mir flog bedrohend ein schreckliches Ungeheuer mit Schlangenhaaren, einem Drachenschweif, dreifach gespitzter Zunge und Krallen; aber mein Engel, in Wolken schwebend, hielt schützend den Schild vor mir her. Mit Rührung betrachte ich, indem ich dies niederschreibe, das ahnungsvolle, verheißende Bild. Ja, mein Engel hat mich bewahrt, und wird es noch fernerhin thun, bis ich am Ziele bin!

Meine liebste Beschäftigung blieben die Bücher, mein höchstes Glück war Einsamkeit und Natur. Der Morgen einer friedlichen Kindheit legt immer den Grundton zum Leben; was mir in jener Zeit theuer war, ist es mir geblieben, und ich fühle mich noch immer ein Fremdling in dieser Welt.

Aus dem dämmernden Traum meiner Kindheit habe ich wenige Erinnerungen in das Leben hinüber genommen. Ich will sie in ihrer Kunstlosigkeit, so wie meine Mutter sie niedergeschrieben, gern hingeben. Von den vielfach bedeuten-

den Männern und Frauen, denen meine Großmutter Karschin werth war, erinnere ich mich nur des großen Staatsministers Herzberg, des edlen Grafen Christian von Stolberg-Wernigerode, Campe's und dessen liebenswürdiger Frau und Tochter, und so manchen schriftlichen Zeichens vom Helden-Herzog Braunschweig-Lüneburg, von der königl. Familie, u. w. A. recht lebendig. Als ich mit meiner Großmutter zum Erstenmal der königl. Prinzessin Friederike von Preußen vorgestellt wurde, war ich drei Jahr alt. Meine Großmutter verlangte, ich solle der Prinzessin, nach damaliger Sitte, den Rock küssen. Ganz laut rief ich aus: „Warum den Rock? der fühlt ja den Kuß nicht, die Hand will ich küssen!" Die Liebreiche hörte dies kaum, so hob sie mich in den Armen auf, und küßte mich auf das herzlichste, wie sie denn stets ganz Anmuth und Huld war.

Nicht lange nachher kam der König zur Regierung. Als sein Pathkind sollte ich Ihm vorgestellt werden; denn meine Mutter hoffte, daß der gütige König etwas für meine Erziehung thun würde. Von einem König macht' ich mir den höchsten Begriff; viele Stunden, ehe wir

hinfuhren, sah ich ihn mit Purpurkleid und strahlender Krone vor mir stehen. Wir kamen in den Rittersaal. Meine Mutter hatte ein Gedicht in ein zierliches Körbchen gelegt, welches ich trug, und da zufällig mein Bruder, von einem Spaziergang zurückkehrend, einen Strauß Vergißmeinnicht mitgebracht hatte, legte meine Mutter auch diese Blumen zu dem Gedicht. Nicht lange stand ich da unter vielen Prinzen und Offizieren, als ein hoher, blühender Mann mit dem Lächeln liebevoller Huld vor mich hintrat, aus blauen, großen Augen mich heiter und freundlich lange anblickte, dann, sich mit zierlichem Anstand beugend, aus den Blumen hervor das Gedicht zog, einen Kuß auf meine Stirn hauchte, und verschwand. Alles umher war still und gespannt gewesen, ich selbst war froh und süß beklommen, und als der hohe Mann sich entfernt hatte, sagte mir meine Mutter, dies sey der König gewesen. Waren nun meine gespannten Erwartungen vom strahlenden Glanz der königlichen Gegenwart unerfüllt geblieben, so war mein Herz von der Huld und Freundlichkeit, so wie von der Schönheit des Monarchen desto anmuthiger überrascht, und ich harrte

nur mit gespannter Freude der Dinge, die noch kommen sollten. Es verging auch kaum eine Viertelstunde, als ein Jäger kam, und meiner Mutter sagte: Se. Majestät ließen sich die Vergißmeinnicht ausbitten. Mit welcher klopfenden Brust nahm ich sie aus dem Körbchen, und reichte sie dem Boten so liebreicher Kunde dar! Wir warteten nun noch eine ganze Weile, der Saal füllte sich immer mehr, ich konnte zuletzt die Blicke der Anwesenden gar nicht ertragen, und bat meine Mutter mit Thränen, nun zu gehen. Wir entfernten uns. In der Breitenstraße holte uns athemlos der Jäger mit dem Befehl ein, wir sollten vor dem König erscheinen; wir kehrten um, allein es war zu spät, ich sah ihn nicht wieder! Jede Vorstellung meiner Mutter an des Königs Majestät blieb unbeantwortet, und die Hoffnung, daß mein erhabener Pathe für meine Erziehung sorgen würde, blieb unerfüllt.

Meine Großmutter war zu anhaltend mit Verwendungen für das Wohl ihrer Freunde und vieler Hülfsbedürftigen, die sich an sie wandten, beschäftigt, als daß sie sich mit der Sorge für ihr eigenes Glück gehörig hätte befassen können.

Sie war höchst genügsam, und sorgte mütterlich für ihre Tochter und deren Kinder, welche ein hartes Schicksal als verlassene Waisen ihrer Pflege übergeben hatte. — Es darf im Andenken derer, die sie lieben, nicht untergehen, daß sie, sobald sie zu einigem Wohlstand gelangt war, insgeheim einem Manne 50 Thaler schickte, der ihr einst in Schlesien in den Tagen ihres Elends zwei Brode geschenkt hatte.

Eine kleine Auswahl aus den hinterlassenen Papieren meiner Großmutter, der besonders aus Briefen an sie besteht, wird hier dem Leser nicht unwillkommen seyn.

Bewillkommung an meinen Sohn Carl von Klencke.

Sey mir gesegnet tausendmal
Am Tage Deines Ehebundes,
Sohn meiner Wahl!
Dem in der Stimme meines Mundes
Mein Herz den süßen Namen giebt. —
Sey mir willkommen, und empfange
Dies Weib, das Deine Seele liebt;

Sey glücklich mit ihr, sey nicht bange
Nach irgend einem andern Glück,
In einer frischern Rosenwange,
In einem feuervollern Blick,
Und schönerm Munde, wenn Du diesen
Verwelken siehst von Jahr zu Jahr,
Wie Blümlein auf den trocknen Wiesen,
Weil Thau und Regen selten war.
Bleib' immer Freund von ihrem Herzen,
Und laß durch keinen Spötterwiz
Den Trieb aus Deiner Seele scherzen,
Bis Deine Gattin ihren Siz
Und ihren Gang an Deiner Seite
Vertauschet mit des Grabes Raum: —
Dann denke noch zurück an heute,
Als wie an einen süßen Traum!

Verzeichniß der empfangenen Gelder von Sr. Majestät Friedrich dem Großen,

vom Jahre 1763 bis 1785.

Im Oktober (1763) erhielt ich zum Angelde der königlichen Vorsorge 50 Thaler, man sagte mir zugleich den gnädigen Befehl, mich künftig wieder zu melden; ich that's 1764 und erhielt 10 Thaler.

1768 im Januar 20 Thaler.

1770 zur Aussteuer meiner Tochter 10 Thaler.

Bey der Übersendung eines Gedichts auf die Geburt des Kronprinzen 10 Thaler.

Bey der Meldung der Geburt meines ersten Enkels 10 Thaler.

1773 erkühnte ich mich, Sr. Majestät unterthänigst zu erinnern, daß Sie gnädigst versprochen hätten, für mich zu sorgen: es wären nun zehn Jahr, ich würde älter, und bäte um königliche Unterstützung. Darauf kam ein Brief von Potsdam aus der Hofstaatskasse mit der Aufschrift: An Madame A. L. Karschin geb. Sürbach, berühmte deutsche Dichterin zu Berlin, nebst Inlage eines Gnadengeschenks von zwei Thalern. Darüber nun schrieb ich auf ein Blatt:

Zwei Thaler giebt kein großer König,
Denn die vergrößern nicht mein Glück,
Nein, sie wiedern mich ein wenig,
Drum geb' ich sie zurück. —

A. L. K.

Hiermit siegelte ich dies Gnadengeschenk ein, und schrieb: An H. Stiegel, den Hofstaatssekretär Sr. Majestät von Preußen in Potsdam, nebst Inlage zweyer Friedrichsthaler.

Ich verlor nun allen Muth, aber 1780 zum Jahrbeginn war ich krank, und schrieb mit kran-

ker Hand einige Verse an den König. Sein Hofstaatssekretär H. Svasius schickte mir, im Namen Seines königlichen Herrn, vier Thaler, und wußte das Geschenk durch die Art des Gebens willkommner zu machen, so klein es war. Ich glaubte damals zu sterben; ich kam wieder auf, und bat 1783 den König um Erbauung eines Häuschens, darauf empfing ich drei Thaler. Ich schrieb verschiedene Quittungen, Prinzeß Amalia ließ in Ihrem Zimmer mich Abschrift von einer machen, und mag's gewiß Ihrem erhabenen Bruder vorgelesen haben. Ich war etwas unwillig, kann's nicht lange seyn, schrieb aus patriotischem Herzen 1785, am neuen Jahrstage, das lehtemal meinen Glückwunsch, und empfing noch am Abend des Ersten Januars die Gegenwünsche des Königs Majestät.

A. L. Karschin.

An meine mir neugeborne Tochter.

21. Junius 1785.

Lina, lobe Du den Herrn,
Der Dich ließ entstehen,
Lebe Deine Tage gern,
Die so schnell vergehen.

Sey nicht wieder bangen Muthes,
Seufze keine Schmerzen,
Denn so oft Du klagest, thut's
Weh dem Mutterherzen.

Sieh, mein Kind, von meinem Haar
Hab' ich abgeschnitten,
Daß es Dich nun immerdar
Froh zu seyn soll bitten.

In ein Ringlein ward's gelegt,
Und wenn's Deine Linke
Nun am kleinen Finger trägt,
Giebt Dir's Seelenwinke.

Einer goldnen Lyra Glanz
Soll in diesem Ringe
Dich erinnern an den Kranz,
Den ich mir erringe.

Einen schönern sollst Du Dir
Nun zum Ruhm erwerben:
Denn Du wirst nun bald von mir
Meine Lyra erben.

Sangst ja schon so manches Lied,
Aber nur ganz leise,
Gleich der Lerche, die da flieht,
Wie zur Wolkenreise.

Singe heller, wenn ich nun
Über Wolken reiſe;
Denn mein Geiſt ſoll zwiefach ruhn
Über Deinem Geiſte.

In die Höhe wirſt Du dann
Oft Dein Aug' erheben,
Ob's mich nicht erblicken kann
Über'm Lerchen-Schweben.

Horchen ſollſt Du, ob ich nicht
Über Sternen rufe:
Tochter, ſteig' voll Zuverſicht
Auf des Nachruhms Stufe!

Die Ankündigung meines Glücks, dem Fräulein von Viereck erzählt

---

Dir, edle Herzensbildnerin
Der liederwerthen Prinzeſſin,
Dir, ſanfte Viereck, will ich's ſagen,
Wie Wöllner, Friedrich Wilhelms Rath,

Mich überraſchte vor acht Tagen,
Als ich in Decker's Zimmers trat.

Er rief:

Freu' Dich, Deutſchlands Dichterin
Freu' Dich hoch in Deinen Sinn!
Der König hat befohlen mir
Ein neues Haus zu bauen Dir!

So ſprach der Mann im ſchwarzen Rocke
Mit goldnem Ordenskreuz geziert,
Ich hör', ich ſeh', ich ſtaun' und ſtocke,
Bin durch des Zurufs Ton gerührt,
Und kenne nicht den Glücksverkünder,
Und traue meinem Ohre nicht. —
Betäubter iſt kein armer Sünder,
Wenn Gnade ſeine Ketten bricht,
Und, ſtatt des Kerkers, eine Wohnung,
Im kleinſten Dörfchen ihm verſpricht,
Als ich geweſen bin, ſo lange
Bis Herr von Wöllner ward genannt,
Da glühete mir Aug' und Wange,
Da ward die Königshuld erkannt!

A. L. K.

Rede beim Grundsteinlegen zum Hause der Frau Anna Luise Karschin.

Unser gütiger Friedrich Wilhelm, dem gewiß Seiner Unterthanen Wohl am Herzen liegt, der sie Alle glücklich zu sehen, der den Namen: Landesvater, zu verdienen wünscht, ist auch Kenner, Verehrer und Beschützer wahrer Kunst und Wissenschaft.

Mit einem ganz deutschen Herzen achtet Er vorzüglich deutsche Geistesfrucht, vaterländischen Gesang hoch.

In dieser Gesinnung, welche einen ächten Brandenburger stolz machen kann, schenkt der gütige König der Frau Anna Luise Karschin, einer Dichterin, die unserm Vaterlande nicht minder, als eine Sappho dem Ihrigen zur Ehre gereicht, einen neuen, beständigen und eigenthümlichen Wohnsitz.

Die vaterländische Sängerin sollte nicht blos für Ihre Person der königlichen Huld genießen, Ihre späteste Nachkommenschaft sollte zugleich ein schätzbares Denkmal besitzen, welcher Gnade Friedrich Wilhelm der großen Dichterin in Seinen Staaten würdigte.

Anrede an die Zuschauer.

Zu diesem Hause wird jetzt feierlich der Grundstein gelegt. Wir freuen uns, daß wir hier Gelegenheit haben, der Frau Karschin, so viel wir vermögen, auch unsere Hochachtung öffentlich zu bezeugen.

Diese drei Schläge für unsern gütigen König und Landesvater, und für unsre theure Königin und Landesmutter. Sie seyen lange eine Zierde auf Preußens Thron, dann werden Sie lang eine Segensquelle für Preußens Unterthanen seyn.

Diese drei Schläge für den Geheimen Finanz-Rath und General-Bauintendanten von Wöllner. Er lebe lange glücklich, weil er es sich zum angelegentlichsten Geschäfte macht, das Glück seiner Nebenmenschen zu bauen.

Diese drei Schläge für die Herren Ober-Hofbauräthe und Hof-Bauinspektoren; wünschen Ihnen das heiterste Wohlergehen, und daß sie noch manchen Bau glücklich ausführen mögen.

Bei diesen drei Schlägen für unsre Werkmeister wünschen wir, daß Gott, der ewige

Baumeister, uns diesen Bau nach Wünschen ausführen helfe.

So erhöre denn Gott unsre Wünsche, und bewahre Alle, welche an diesem Hause arbeiten, vor Unglück und Schaden.

Schreiben Gleim's an Friedrich Wilhelm den Zweiten.

Sire!

Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf Ew. königlichen Majestät glorreiches Leben über den erlittenen Verlust sich trösten, befindet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommenen Charakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang, und glaubliche Fabeln dichtete dem königlichen Neffen.

Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf, mit dem heißesten Wunsche seines patriotischen Herzens, zuvorzukommen den Millionen der Hoffenden, er forschte den Augenblick aus, in dem er es wagen dürfte, dem

sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten, und Ihm zu sagen: „Es hätten unter Friedrich dem Einzigen nur allein die deutschen „Musen geklagt, sie hätten in ewigen Gesängen „Ihn singen wollen; Er hätte mit Seiner Liebe „zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummseyn gebracht. Die „Zeiten des Einzigen würden gewesen seyn, wie „die goldenen Sprachzeiten Alexanders, Augusts, „Leo's, Karls und Ludwigs; Ew. königl. Majestät aber hätte die Vorsehung aufbehalten, das „sechste Weltalter der Musen zu stiften!"

Erlauben Ew. königliche Majestät in höchsten Gnaden dem wahrheitsliebenden alten Mann, der nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoffnung als Ew. königl. Majestät!

Halberstadt den 23. August 1786.

allerunterthänigster
allertreudevotester Knecht
Gleim.

Kabinetsschreiben Sr. Majestät.

Würdiger lieber Getreuer! Zur Aufmunterung könnt Ihr der deutschen Muse, der Ihr in Eurem

Schreiben vom 23. dieſes mit deutſcher Treuherzigkeit das Wort redet, die Verſicherung geben, daß Ich mit Vergnügen Ihr Beſchützer ſeyn werde; beſonders wenn ſich alle deutſchen Dichter bemühen, Euch zu gleichen, und jeder in ſeiner Art den Eurigen gleiche Werke liefert. Ich bin Euer gnädiger König.

Berlin den 27. Auguſt 1786.

Friedrich Wilhelm.

Gellert an die Karſchin.

Liebſte Frau Karſchin!

Wenn ich geſunder und munterer wäre, als ich bin: ſo würde Ihre beredte und recht geiſtreiche Einladung in den Garten meines theuerſten Sulzers unſtreitig ihre Wirkung thun; und ich käme alſo mit Herrn Weißer, dem Kreiseinnehmer, meinem Freunde, der im Begriffe ſteht, nach Berlin zu reiſen, auf einige Tage dahin, und ſuchte meine Freunde und Gönner auf. Aber nein, liebe Dichterin, an dieſe Freude ſoll ich nicht denken, zwar daran denken, aber ſie nicht genießen. Indeſſen danke ich Ihnen von Herzen für

Ihren Brief und für Ihr schönes Gedicht. Ich fand dieses unerwartete Geschenk gestern auf meinem Tische, als ich eben von unserm vortrefflichen Fürsten kam, auf dessen Zimmer ich eine moralische Vorlesung in Beisein seiner Gemahlin hatte halten müssen. Ich war noch von dem gnädigen und liebreichen Bezeigen dieses guten Herrn und eben seiner guten Gemahlin kräftig gerührt; und ich wurde es bei der Beschreibung des liebenswürdigen Kindes, die Ihr Brief enthält, und bei einigen Stellen der letzten Seite Ihres Briefes noch mehr, ja so sehr, daß ich meine Hände faltete, und Gott laut für das Gute dankte, das er an mir Unwürdigen oder durch mich Elenden thut. — Nur so viel, denn das ist für einen Kranken, ich leide an Hüftschmerzen, schon ein langer Brief. Ich grüße unsern besten Sulzer, und alle, die mich mit ihm lieben, freundschaftlichst, wünsche Ihnen von Gott alle Wohlfahrt, wünsche Ihnen das Glück, noch viel Nützliches und Treffliches zu schreiben, und bin mit aller Hochachtung und Freundschaft

Leipzig, den 29. April 1769.

Ihr ergebenster Diener.
Gellert.

Rammler an meine Mutter *).

Madame!

Daß Sie zu Ihrem Zeitvertreibe, in dem Frühlinge Ihrer Jahre eine komische Oper anfangen, zeigt, daß Sie sich künftig in dieser Dichtungsart hervorthun wollen, oder daß Sie dem Herrn Koch für seine Gutheit gern wieder gute Dienste leisten wollen. Sie verlangen den Rath und den Beistand eines guten und aufrichtigen Freundes. Hier ist mein Rath: Ueben Sie sich eine Weile ganz im Stillen, und lesen dabei alles, was Ihnen zu Ihrem Vorhaben benlich ist, und legen der großen Welt Ihre ersten Uebungsstücke noch nicht vor. Wenn Sie bei Ihren künftigen Stücken aber Beistand von mir haben wollen, so machen Sie es so: Schreiben Sie Ihren ganzen erfundenen Plan, die ganze Hauptfabel Ihres Stückes in wenigen Zeilen auf. Hernach bezeichnen Sie mir, Scene für Scene, die Personen, die auftreten, und melden in ein Paar Worten, wovon sie reden sollen, und wo eine Arie zu stehen kommen soll. Alsdann kann ich Ihnen noch

*) 16 Jahre alt war meine selige Mutter damals.

zur rechten Zeit einen Rath geben. Jetzt kommt ein jeder anderer Rath und die Ausbesserung selbst wirklich schon zu spät. Mein einziger Rath ist jetzt, daß Sie dieses Stück, als erste Probe bei sich behalten, und künftig alle Jahre oder halbe Jahre etwas Vortreffliches nachahmen oder erfinden sollen. Wenn Ihr Stück aber auch völlig so gut wie die Jagd und der Erntekranz wäre, und mich also von selbst reizte, meinen patriotischen Fleiß und die letzte mühsame Feile darauf zu verwenden: so muß ich Ihnen (doch unter uns) gestehen, daß ich bis zum Ausgange des künftigen Aprils dergestalt mit Arbeit besetzt bin, daß ich Sie selbst bitten möchte, den Himmel zu bitten, daß ich unter der Last nicht erliege. Es sind dieses nicht Arbeiten, die ich von selbst mir gewählt habe, sondern die mir insgeheim anvertraut und auferlegt sind. Alle die Zeit, die Sie mich in der Komödie sehen werden, ist bloß eine Zeit, die ich zur Erholung gebrauche, damit ich wenigstens so lange gesund bleibe, als diese Arbeit dauert. Noch einmal, liebste Madame, muß ich Ihnen sagen, daß ich Ihnen jetzt einen Rath gebe, den ich mir in meinen jungen Jahren selbst gegeben habe. Indem ich so lange alles zerriß und verbrannte, als ich sahe, daß ich mich noch jährlich besserte; bis ich endlich sahe, daß ich mich leider nicht mehr

besser-

beſſerte, ſondern da ſtehen blieb, wo ich ungefähr noch ſtehen mag. Leben Sie wohl, und halten mich für den, der ich zu ſeyn glaube, für

Berlin, den 10. November 1771.

Ihren aufrichtigen Freund
F. W. Ramler.

P. S. Es verſteht ſich, daß ſolche große Stücke, wie komiſche Opern, nicht müſſen verbrannt oder zerriſſen werden, ſondern ſo lange aufbewahrt werden, bis man alles, was zu beſſern iſt, gefunden hat. Allenfalls gebraucht man etliche Auftritte davon, bringt ſie in eine andere Verbindung; läßt an einigen Stellen Arien fort, ſetzt an andern Arien hin; bringt mehr Handlung hinein, oder macht, daß alles zur Haupthandlung nicht wenig, ſondern fein viel beiträgt. Endlich ändert man die einzelnen Ausdrücke, beſſert, was uns ein wenig allzuniedrig klingt, ſchneidet die ganz unnützen Plaudereien weg, verſtärkt durch gewiſſe eigenthümliche Züge die Charaktere der Perſonen u. ſ. w.

J. B. Zimmermann an die Karschin.

Verehrungswürdigste Frau!

Sie haben meine Geschichte in Sanssouci in die reizendste und erhabenste Poesie eingekleidet, und demungeachtet bleibet ihr Gedicht eine Geschichte, — die aber niemand erzählen kann und muß, als Sie, gerade Sie, denn Ihr Herz ist der Sitz der feinsten, der edelsten und größten Empfindungskraft.

Beiliegende Kleinigkeit ist eine Pränumeration auf die nächste Auflage einiger Ihrer Oden und Lieder. Auf die Auflage Ihrer sämmtlichen Werke werde ich mit warmen Herzen pränumeriren und Pränumerationen sammeln.

Gott lasse Sie noch lange der Welt zur Erstaunung und als eine Zierde unsers Zeitalters leben.

Berlin, den 6. Novbr. 1771.

J. B. Zimmermann,
Königl. Großbrittanischer Leibarzt in Hannover.

Goethe an die Karschin.

Ich treibe mich auf dem Lande herum, liebe Frau! um das Leid und Freud', was eben Gott jungen Herzen zu ihrem Theil gegeben hat, in freier Luft zu genießen. Neulich lief ich einmal in die Stadt, und Griesb. brachte mir Ihren Brief. Es machte mir herzliche Freude, daß Sie Ihre Feder so an mich laufen ließen, und nun für Ihre Güte und Freundlichkeit meinen Dank. Ich wollte, daß mir Ihre Tochter auch schriebe, wie und wenn's ihr einkömmt; denn kein Spiegel ist das der Eitelkeit, was ein Brief der von wunderbaren Verhältnissen gedrängten Seele ist, wenn sie drinn gleiche Stimmung horcht, und müde des ewigen Solo mit Freuden pausirt, und dem freundlichen Mitspieler neue Wonne ablauscht.

Schicken Sie mir doch auch manchmal was aus dem Stegereife, mir ist alles lieb und werth, was treu und stark aus dem Herzen kommt, mag's übrigens aussehn wie ein Igel oder wie ein Amor. Geschrieben hab' ich allerlei, gewissermaßen wenig und im Grunde nichts. Wir schöpfen den Schaum von dem großen Strome der Menschheit mit unsern Kiken, und bilden uns ein, we-

nigstens schwimmende Inseln gefangen zu haben. Von meiner Reise in die Schweiz hat die ganze Cirkulation meines kleinen Wesens sehr gewonnen. Vielleicht peitscht mich die unsichtbare Geisel der Eumeniden wieder aus meinem Vaterlande, wahrscheinlich nicht nordwärts, Addio!

Offenbach am Main, den 17. August 1775.

Göthe.

Ich gedenke an meine Sünde! Liebe Frau, in dem Gewürge des Lebens vergeß' ich Alles. Zwar doch nur zu schreiben; denn eh' Ihr letzter Brief kam, dachte ich, ich hätt' Ihnen und Ihrer Tochter geantwortet. So manchmal hatte ich im Stillen mit Ihnen gesprochen, auf irgend einer Wandrung, und dachte: wenn du nach Hause kommst, schreibst du, und schrieb nicht. Meine Lage hier ist die glücklichste, die eine menschliche Einbildung sich kaum zu wünschen wagt, dafür habe ich aber nun auch freilich alle Zulagen zu genießen, die das Schicksal an seine Gaben anzuhäckeln pflegt. Bleiben Sie mir lieb! Schicken Sie mir oft was. Machen Sie mir einmal ein Pack Impromptüs zusammen, die Sie nicht' mehr achten Und geben Sie doch einmal zu Chodowiecki, und räumen Sie bei ihm auf, was so von alten

Abdrücken ſeiner Sachen herumfährt. Schicken Sie mir's, und ſtehlen ihm etwa eine Zeichnung. Es wird mir wohl, wenn ich ihn nennen höre, oder ein Schnizzel Papier finde, worauf er das Zeichen ſeines lebhaften Daſeins geſtempelt hat.

Weimar, den 21. September 1776.

Göthe.

Göthe an meine Mutter.

(Einlage des vorigen Briefes.)

Ich hab' Ihnen noch nicht geſchrieben, und ſchreibe Ihnen auch jetzt nichts, als daß ich den 21. September, Abends zwiſchen 9 und 10, ganz auf einmal ſehr lebhaft an Sie und Ihre Mutter gedacht habe. Es iſt mir das ſchon mehr vorgekommen; aber diesmal überfiel's mich juſt, da ich die Feder in der Hand hatte, und ich eilte, es Ihnen zu ſagen.

Göthe.

Wieland an die Karschin.

An die Dichterin, in welcher Sappho wiederlebt.

Mitten im Himmel der Freundschaft, an der Seite unsers Gleims, des edelsten und besten der Menschen, bringt mir der Venus schneeweißestes Täubchen Ihren ersten Brief, göttliche Sapho! Wir lesen ihn mit Entzücken, wir reden den ganzen Tag, und einen großen Theil der folgenden von Nichts, als Ihnen, hören unserm Gleim, mit halboffnem Munde, so leise athmend als in einer Verzückung zu, da er uns eine Menge der herrlichsten Lieder lieset, die ein Gott unsrer Sapho eingab, und wovon die Welt noch nichts gehört hat; hören unverwandt, erfüllen uns ganz mit Ihrem Geist, entbrennen von Ihrem Feuer, ergießen uns in Liebe und Bewunderung des schönsten Geistes, der jemals ein weibliches Weib belebt hat, und beten die Natur in einem ihrer herrlichsten Werke an — und dennoch, vortrefflichste Karschin, konnte Wieland kalt oder träge genug sein, es bis zum 3. Juni anstehen zu lassen, Ihnen, der Dichterin, die er schon so viele Jahre liebt und bewundert, zu sagen, daß Sie die freundschaftlichen Empfindungen, wovon Ihr

schöner Brief überfließt, an keinen Undankbaren verschwendet haben! Aber glauben Sie mir, meine liebste Freundin, weder Trägheit noch Kaltsinn war daran Schuld. Es ist von jeher meine Art so gewesen, daß ich nicht schreiben kann noch mag, wenn mein Herz so voll ist, als es in Halberstadt war. Geschriebene Worte dünken mir dann eine so kalte, armselige Art, wie Seele mit Seele Gemeinschaft pflegen soll, daß ich mich gar nicht dazu entschließen kann. Doch auch jetzt, da ich bei gelassenem Muthe an Sie schreibe, kann und werde ich Ihnen nicht den zehnten Theil davon sagen, was ich von Ihnen denke, was ich für Sie empfinde, und wie glücklich Sie mich dadurch machen, daß Sie meine Freundin seyn wollen. Ein Genius soll Ihnen das in seiner eigenen Sprache unmittelbar in's Herz sagen. — Sie sollen's fühlen, eben so stark fühlen, als ob Sie es mit Ihren eigenen Geistesaugen unmittelbar in meiner Seele läsen, — und wozu brauchen Sie denn noch, daß ich's Ihnen durch Worte sage?

Sie allein, vortrefflichste Frau, fehlten noch, um unsre Wonne in Halberstadt vollkommen zu machen. Zwölf ganzer Tage, ein Jahrhundert an innerem Werth, einen Augenblick im Genusse selbst — habe ich bei unserm Gleim, dem besten unter allen Günstlingen des Musengottes, dem

wärmſten der Freunde, dem edelſten der Menſchen, gelebt. Nur unſre Sapyho, unſre Muſe, mangelte uns, um aus ſeinem kleinen Sans-Souci den Hain der Muſen oder Eliſium zu machen. Ihr freundſchaftlichſter Wunſch, beſte Karſchin, iſt auch der Wunſch meines Herzens. Ja, wir müſſen uns noch von Perſon kennen lernen, Sie müſſen meine Kinder und die Mutter meiner Kinder, alles, was ein Theil meines Selbſt iſt, ſehen, und unter den kleinen, um ſie herumwimmelnden Kindern der Natur ſich ſelbſt wieder verjüngt fühlen, und ſchönere Lieder ſingen, als Sie je geſungen haben. Es muß ſein, es wird ſein, oder meine Seele müßte mir in dieſem Augenblicke falſch weiſſagen.

Unwillkommene Hinderungen unterbrechen mich, — ich muß mich von Ihnen loßreißen. Aber der Anfang iſt nun gemacht, meine Freundin, Poſten zwiſchen Berlin und Weimar gehen wöchentlich und richtig wenigſtens zweimal. Alſo kein Wort weiter, als daß ich mit aller Bewunderung, aller Wärme der gefühlten Seelenverwandſchaft bin und ewig ſein werde.

Weimar, den 5. Juni 1775.

Ihr ganz ergebenſter
Wieland.

Wieland an die Karschin.

Liebe Frau! ich bin der unfleißigste, unzuverläßigste, bedrängteste und hülfloseste Briefschreiber auf Gottes Erdboden, aber ich bin auch eine gute Seele, und liebe Sie von Herzensgrunde, wiewohl ich Ihnen nichts davon sagte.

Weinen Sie doch in meinem Namen eine Thräne an dem Halse der liebenswürdigen, unschuldigen Gekränkten *), die im Merkur beleidigt wird, und für welche Sie, beste Frau, mit so edler Wärme sprechen. Ihr soll durch einen Auszug Ihres Briefes und durch gänzliche Vertilgung des Artikels: Theatralische Neuigkeiten, die einzige Genugthuung werden, die ich ihr geben kann. Ich habe eigentlich mit jenem Artikel gar nichts zu schaffen gehabt, und bin also an der Sünde unschuldig; aber ich habe mich doch fremder Sünde durch die Herausgebung theilhaftig gemacht, und dafür will ich büßen, so streng Sie es verlangen; es ist abscheulich, daß eine liebe gute Frau, die Talente hat, über mich zu klagen haben soll, mich, der ich für jede gute Frau mit und ohne Talente mein Leben ließe! Im nächsten Monat soll auch

*) Es war Madame Henisch.

Ihr ſchönes Lied auf Madame Henſch eingerückt werden, ſagen Sie ihr an meiner Statt Alles, was ſie beruhigen kann.

Ich bin unendlich beſchäftigt und zerſtreut zugleich. Göthe, der König der Geiſter, der liebenswürdigſte, größte und beſte Menſch, den ich jemals geſehen habe, iſt ſeit zehn Wochen bei uns, und wird noch vielleicht lange bei uns bleiben. Er grüßt Sie, liebe Sappho! Ach! warum können wir Sie nicht zu uns rufen? Behalten Sie mein Andenken immer ein wenig lieb, ich ehre das Ihrige.

Weimar, den 22. Januar 1776.

Wieland.

Büſching an die Karſchin.

Madame Karſchin danke ich für den poetiſchen Brief, welchen Sie mir geſchickt haben, und welcher Ihrer berühmten dichteriſchen Gabe gemäß iſt. Ein jeder Antheil, welcher an dem Tode meiner Chriſtiane genommen wird, iſt mir angenehm. Ich habe acht ganze Tage dicht neben ihrem Blumenbette bei Tage und Nacht gewohnt, und ſchlafe

seitdem alle Nacht an diesem mein Herz an sich ziehenden Ort, habe aber erst einmal das Vergnügen gehabt, von meiner Christiane, und zwar sehr angenehm, zu träumen. Ich kann ihren Leichnam nicht allein im Garten lassen.

Daß Sie Sich so wenig gesehen haben, kommt daher, weil sie von Jahre zu Jahre ihren Umgang mehr eingeschränkt; sie hatte und gab sehr selten Besuch, grade, wie ich, der ich mich je länger, je mehr von den Lebendigen loßreiße.

Das Andenken meiner Christiane hat mich heute sehr traurig gemacht, und mich verlangt jetzt, da der Abend sich nähert, nach meinem einsamen Kämmerlein, neben dem Blumenbette meiner Christiane, in welchem ich, geliebt's Gott! auch bald seyn werde!

Berlin, am 29. Mai 1777.

Büsching.

Frau Christiane, Gräfin zu Stolberg-Wernigerode an die Karschin.

Wernigerode 17. Nov. 1778.

Mit Dank verspricht der geliebten Freundin A. L. Karschin, für derselben mitfließende Thrä-

nen und Trauerlied, dem unvergeßlichen Seligen *), keine laute Klagetöne hören, sondern stille Thränen bis an das Ende ihrer Tage fließen zu lassen

die tief verwundete, aber von der versöhnenden Hand ihres himmlischen Vaters unverlassene

Christiane,
verwittibte Gr. zu Stolberg,
geb. Fürstin zu Anhalt.

Dieselbe an die Karschin.

Vielen Dank, werthe Freundin! für das herrliche Friedenslied! Ehre sey Gott in der Höhe, auch von mir Trauernden gesungen! und Friedrich wird unter den Erdengöttern mir verehrungswerth bleiben.

Wernigerode, 22. Juni 1779.

Dieselbe an Dieselbe.

Werthe Freundin!

Dankend erkennt mein Herz die liebreiche Theilnahme an meinem Freud und Leid.

*) Ihrem Gemal.

Das blaue ſchöne Band verwahret die angenehme, liebenswürdige Mutter des Conſtantin. Sie wird es ihm bei zunehmenden Jahren erklären.

Meine mit Thränen vermiſchte Freude erreget die Sehnſucht nach jener vollkommnen Wonne, ſo nicht unterbrochen kann werden, und wo ich von Herzen wünſche, auch die geliebte A. L. Karſchin unter denen Harfenſpielern vor dem Throne des, der da iſt und der da war, anzutreffen und zu umfangen, Amen!

Aurelio de Georgi Bertola an die Karſchin.

Der Ruf Ihrer unvergleichlichen Talente hat Ihnen ſeit einiger Zeit eine große Menge Bewunderer in Italien zugezogen. Durch einen langen und anhaltenden Fleiß, den ich auf die Erlernung der deutſchen, durch Ihre Gedichte verſchönerten Sprache verwandt habe, konnte ich meiner Nation einen Theil der Produkte Ihres Genius bekannt machen, und dieſe verſetzten uns in einen allgemeinen Enthuſiasmus. Ich bin nicht gewiß, ob das vor einem Jahre von mir herausgegebene

Werk unterm Titel: Idea della Poesia Allemanna (Ideen der deutschen Dichtkunst) in Berlin angekommen sey? Einer meiner berühmten Freunde, der Ihres Beifalls würdig ist, Herr Salomon Geßner, macht mir Hoffnung, Ihnen einige Exemplare von diesem Werke zukommen zu lassen. Ich habe es gewagt, daselbst in der Geschichte der Poesie sehr viel von Ihnen zu reden und versucht, Ihre Denkkraft und Ihren Verstand zu analysiren. — H. Hadravan, der Ihnen diesen Brief überreichen wird, verspricht mir eine Gelegenheit ausfindig zu machen, Ihnen mein Buch zu überreichen. Die wenige Kommunikation, die unsere Bücher mit den Ihrigen haben, ist die Ursache, warum ich diese Gelegenheit nühe, Ihnen die Erstlinge meiner Bemühungen zu opfern. Hätten sich nicht so viele deutsche Herren, die ich in Italien gefunden, für mein Unternehmen so sehr interessirt, so würde ich meinem ganzen Vorhaben entsagt haben. Ich könnte Ihnen vielleicht einige von meinen Gedichten zu Händen kommen lassen, die Sie aber so ansehen müssen, wie ein Künstler Ihr schönes sächsisches Porzellan betrachtet, er würde alsdann nur die Arbeit eines großen Majolico del Tirolo gewahr werden. Vielleicht sind Ihnen meine Notti Clementini zu Gesicht gekommen, welche in das Deutsche übertragen, und der

Prinzeſſin Luiſe Amalie zugeeignet worden ſind. Ich bitte Sie ſodann über meine Nachläßigkeiten hinwegzuſchlüpfen. Es ſind ſchon zwei Jahr, daß ich in Geſellſchaft unſers bevollmächtigten Miniſters nach St. Petersburg gehen ſollte, und damals war meine ſchmeichelhafteſte Idee, Sie perſönlich kennen zu lernen; meine ſchwachen Geſundheitsumſtände haben es mir nicht verſtattet. Ich bitte Sie nochmals, das aufrichtige Opfer meiner Achtung und Bewunderung anzunehmen und mir zu erlauben, daß ich ꝛc. ꝛc.

Aurelio de Georgi Pertola,
Profeſſor der königlichen Akademie de marini.

Archenholz an die Karſchin.

Vortrefliche Frau! Erſt vor einigen Tagen habe ich mit dem Meßkatalog Ihr ſchätzbares Schreiben erhalten, und es ſofort nebſt der Berichtigung zum Druck befördert. Im Juliusſtück des J. werden dieſe niedlichen Verſe erſcheinen, wofür ich recht ſehr danke. Meine Verehrung Ihrer Talente iſt Ihnen vielleicht nicht unbekannt, ich habe davon das Zeugniß in mehreren Stellen in meinen

Schriften abgelegt, unter andern in meinem Werk: England und Italien, bey Gelegenheit der Dichterin Corilla *). Ja, ich habe noch mehr ge-

*) Hier diese Stelle: Archenholz England und Italien, 2oter Abschnitt, S. 277. 285.

„Die Ehre, den poetischen Lorbeer auf dem Capitol zu erhalten, führte ehedem etwas erhabenes in sich, daher man auch zu dieser Szene den ehemals so verehrungswürdigen Erdraum erwählt hatte, der jetzt immer mehr und mehr herabgewürdigt wird. Wenn Tasso daselbst gekrönt wurde, so ruft Europa noch jetzt nach zweihundert Jahren, seinen Beifall dazu. Wenn aber eine Corilla, deren ganzes Verdienst im Improvisiren besteht, wodurch sie gewöhnlich bei Alltagsköpfen Bewunderung erregt, diesen Lorbeer erhält, so hört er auf, eine Ehre zu seyn, und diese Ceremonie wird zu einer lächerlichen Form. Diese so unverdient berühmt gewordene Person ist als Dichterin so tief unter unsrer Karschin, daß eine Parallele zwischen Beiden ziehen, Letztere beschimpfen hieße; dennoch schmachtet die deutsche Dichterin in der größten Dürftigkeit, während der Zeit die Italienerin von allen Seiten Geschenke und Pensionen erhält, die noch kürzlich die große Katharina vermehrt hat. So viel kommt auf das Land an, in welchem man geboren wird!"

Anmerkung der Herausgeberin.

Vermuthlich war es diese Corilla, welche der Frau v. Stael den Gedanken zu ihrer herrlichen Corinna gegeben

than. Ohne Sie je gesehn zu haben, wünschte ich ernstlich Ihnen nützlich zu seyn. Ich hatte einen Freund in London, der beständig um die Königin Charlotte war, diesen vermocht' ich, der Königin Ihr ganz vortreffliches Gedicht auf ihre Abfahrt nach England zu zeigen. Sie hatte es, wie ich richtig vermuthete, nicht gesehen, sie war äußerst zufrieden, mein Freund schwieg dabei nicht, und ich erwartete mit Ungeduld eine königliche Handlung, deren Urheber Sie wahrscheinlich nie erfahren haben würden, allein es blieb dabei:

Denn, wie das alte Sprichwort heißt:
Es ist nicht alles Gold was gleißt.

Nehmen Sie Sich doch meines britischen Merkurs in Berlin an. Nach keiner großen Stadt in Deutschland kamen so wenig Exemplare, wie in Ihre Königsstadt, wo doch die englische Sprache so viel kultivirt wird. Die Ursache davon ist mir unbegreiflich. Hier in Hamburg allein habe ich 244 Subscribenten, und an drei Orten arbeitet

Wenn die Italienerin sonst kein Verdienst hätte, als das, der Anlaß zu einem so köstlichen Werke geworden zu seyn, so möchte dies allein ihr Rechte an unsre Dankbarkeit geben. Nur allzutief leuchtet aus der Corinna der Fr. v. Stael, die nie genug zu beherzigende Wahrheit ein, daß der Ruhm eine Frau nicht glücklich macht!

man schon an einer Übersetzung. Dieser Umstand nöthigt mich eine Verdeutschung des Merkur selbst zu übernehmen, wovon hiebei eine Anzahl raisonirender Anzeigen; seyn Sie so gütig, solche zweckmäßig zu vertheilen. Ich empfehle mich Ihrem Wohlwollen, und unterzeichne mich hochachtungsvoll

Hamburg, den 8. Juni 1787.

Archenholz.

Schubart an die Karschin.

Veste Asperg, den 25. Febr. 1787.

Sehen Sie da, inniggeliebteste Geistesschwester, das traurige Datum, das noch immer über meinen Briefen hängt, wie Hagelgewölk überm Aehrenfelde! — Seit vielen Wochen harrt' ich auf meine Freiheit — mehr als jemals. — Dies starre Hinblicken auf einen Punkt machte mich unfähig, die Pflichten gegen meine Freunde zu erfüllen. Da aber der Eilfte Februar wieder öde und trostlos für mich vorüberging, so kehr' ich zu meinen Freunden zurück, um aus ihrem Herzen für die Qualen fehlgeschlagener Hofnungen Linderung und Trost zu saugen.

Geiſtesſchweſter!! — ja, ſo will ich immer meine Karſchin nennen, bis ich dies Auge ſchließe, und ſo will ich ſie wieder nennen, wenn ich ſie am Tage der Urſtänd umarme. Blut ſtockt und zerrinnt im Sande, aber Geiſt iſt der wahre Naher der Götter — ewig heiß, ewig fluthend, und ewig in den Pulſen der Seele aufſchlagend.

Sie altern nur dem Leibe nach, gute Karſchin, Ihr Geiſt iſt noch immer friſch und jung, und verklärt die Furchen des Alters. Ihr Gedicht an mich, und Ihre Epiſtel übers Leben, im neueſten Stück der Thalia von Schiller, hat noch Jugendgluth und eine magiſche Verſifikation, die Sie über die meiſten Dichter erhebt.

Möcht' ich Ihre Epiſtel an die Herzogin, für mich Armen geſchrieben — die, wie mir Ständlie ſagt, nun auch gedruckt ſeyn ſoll — aus Ihren Händen erhalten; als ein Amulet wollt' ich ſie auf meinem Herzen tragen!

O, daß Ihnen Gott dieſe That, ſo ganz ins reinſte Herzblut getaucht, beſonders zum Segen anrechnen möchte! — Irdiſchen Lohn erfleh' ich Ihnen nur wenig von Gott — wie viel brauchen Sie noch für Ihre Spanne Leben? — aber himmliſcher, ewiger Lohn ſey Ihnen, beſte Karſchin! Gottes Gabe gereut ihn nicht. Sie werden auch dort hervorſchimmern, und mit Mirjam,

Deborah, Rawe und allen Sängern und Sängerinnen Gottes, dem Ewigen ſingen. — Deutſche Sappho!! Pfui, ſo nenne Sie keiner mehr. Sappho ſtürzte ſich, im Liebeswahn, verzweifelnd vom Fels.

Und Karſchin, die Deutſche, erträgt Armuth, Mißhandlung, unverdiente Schmach und unverdiente Vergbtterung, erduldet den Scheerenſchnitt eiskalter Kritik, blickt mit Mutterſchmerz in ihrer Kinder Grab, erträgt die Beſchwerden des Alters, und — lebt gerne! hochpreiſend den Geber des Lebens!! —

O, Seelenſchweſter, wie haſſ' ich die Parallelſucht!
Friedrich der Große iſt nicht Cäſar, nicht Julian, iſt Friedrich!
Herzberg iſt nicht Kaunitz, nicht Pitt, nicht Vergennes, iſt Herzberg!
Klopſtock nicht Homer, nicht Oſſian, iſt Klopſtock,
Und Karſchin — nicht Sappho, — ſondern Karſchin!

Der Menſch mag ſich ja lange quälen, um ſich in ein fremdes Original hinein zu ſtudieren, ſein Selbſt behält er doch in alle Ewigkeit, Amen!

Ey tauſend! Sie laſſen ja ein neues Haus bauen, wie die Zeitungen beſagen? — da möcht' ich nun wohl der Baumeiſter ſeyn, und meinen Spruch vom Giebel des Hauſes runter ſprechen, neben mir ein Tannenbäumlein, mit Medaillen

auf Ihres herzigen Königs Regierungsantritt behängt. Und siehe da! mein Spruch würde Segen für des Hauses Bewohnerin! dann weihten wir ein das Haus mit neuen Gesängen, und in der Begeisterung Flammen küßte der zwanzig Jahr jüngere Schubart die zwanzig Jahr ältere Karschin so feurig, als hätte sie eben ihr erstes Lied gedichtet. Zu trinken müßten wir auch wohl dabei haben, und Gnade dann Gott, Himburgs besiem Weinfasse!

Sehen Sie, Karschin! wie ich mich zu Ihnen hin fantasiere, und beinahe meiner Bande vergesse. In meiner neusten Gedichtsammlung will ich Ihnen ein poetisches Denkmal stiften, bis dahin harre, du süße, traute Schwester meines Geistes!

Schubart.

Derselbe an die Karschin.

Schätzbarste Freundin und Geistesschwester!

Stuttgardt, den 3. Sept. 1788.

Unsere Herzogin, die mit dem besten Menschenherzen so viel Geistesvorzüge besitzt, ließ mich ein poetisches Schreiben von Ihnen lesen, voll

schöner Dichterzüge. Hier ist die Antwort darauf. Wenn Sie der Herzogin die Gedichte Ihrer T. Tochter noch nicht zugeschickt haben, so ersuche ich Sie, mir schleunig ein Exempl. nebst einem Brief an die Herzogin zu senden, welches ich ihr sodann zu überreichen die Ehre haben werde. Wenn Ihre geistreiche Frau Tochter mit der Herausgabe der Schriften nicht so sehr geeilt hätte, so würde ich ihr von hier aus eine ziemliche Anzahl von Pränumeranten haben anschaffen können. Die Gedichte selbst beweisen, daß vom poetischen Aetherstrahl der Mutter ein schöner Antheil auf die Tochter übergegangen ist. Zartheit der Empfindung, edle Gesinnung, feine Sprache, und polirter Rhythmus findet sich in den meisten dieser Lieder. Das der Herzogin zur Probe eingesandte Gedicht ist just das, so mir am wenigsten gefällt. Nichts kleidet eine Frau von Geschmack und Talent mehr, als sittliche, sonderlich religiöse Empfindungen! Ich wünschte von Ihnen, beste Karschin, mehr geistliche Lieder zu lesen, da Ihnen diese sonderlich so wohl gelingen. Wenn man seine Harfe unentweiht am Grabhügel aufhängen kann, so reicht uns ein Engel eine andere, die ewig an den Ufern des Krystallmeeres tönt. Dies sag' ich mir und meinen Dichterbrüdern sehr oft, und es ist für unsre Zeiten eine gar heilsame Lehre. — Daß Sie so viele

Freundſchaft für meinen Sohn haben, freut mich gar ſehr. Erhalten Sie ihm immer dieſe freundſchaftlichen Geſinnungen; er wird ſie gewiß nie entweihen. Gottlob, daß er anfängt, ſich im Brandenburgiſchen zu naturaliſiren. Keinem Provinzialen kommt dies ſaurer an, als einen Schwaben, deſſen Himmel, ſonderlich im Würtembergiſchen, der Geſundheit ſo zuträglich iſt.

Und nun erhalte Sie der Gott der Harmonie und des Geſanges Schöpfer bis ins graueſte Alter geſund, und bei poetiſcher Laune. Uns trennen Gebürge und Ebenen, aber mein Geiſt und Herz iſt Ihnen immer ſehr nahe. Ewig

Ihr

Schubart.

Lavater an die Karſchin.

Laſſen Sie mich Ihnen, meine gute, immer noch leicht begeiſterte Karſchin, in Proſa für Ihre Verſe über die Hinführung Chriſti von Chodowiecky's Meiſterhand danken. Ich werde auch einen Commentar in Verſen darüber machen. Sie ſind immer noch unerſchöpflich ergiebig.... Einige Kleinigkeiten von mir, werd' ich gelegentlich an

Chodowiecky für Sie beilegen, ... z. E. Lieder für Leidende; wenn ich's nicht vergesse, seiner Zeit die Handbibel für Leidende.

Sollte mein Sohn einmal auf Berlin kommen, so soll er Ihnen in meinem Nahmen einen Besuch abstatten, und mir angenehme Neuigkeiten von Ihnen sagen.

Der frohe Genius verlasse Sie nie!

Zürich, Samstags Morgen
den 26. Febr. 1788.

Johann Caspar Lavater.

Se. Excellenz Graf von Herzberg an die Karschin.

Ich danke Ihnen, meine liebe Frau Karschin, für Ihre wohlgemeinte und gewiß wahrhafte und körnigte Gedichte auf meinen Abgang aus dem Ministerio. Es ist, ohne Ruhmredigkeit für mich, ein wahrer Mord für den Staat. Wenn Sie die wahren Umstände wüßten, so würden Sie noch mehr, und andre Patrioten darüber trauern. Für mich und für meine Ruhe kann ich wohl damit zufrieden seyn.

Ich

Ich schicke Ihnen hiermit ein paar Dutzend Bouteillen von recht altem Franz- und Rheinwein, damit laben und stärken Sie Sich.

Berlin, den 24. Juli 1791.

Herzberg.

Ich habe diese Briefe aus unzähligen andern als charakteristisch vorzugsweise ausgehoben.

Sehr oft war ich bei meiner lieben Großmutter; meine kleinen Bitten erfüllte sie gern, und erfreute sich meiner Fortschritte im Lernen. Ihr Fleiß und ihre reine Gutmüthigkeit wirkten wohlthätig auf mich. Im August 1791, nachdem sie in ihrem neuerbauten Hause, welches sie zu früh, als es noch zu wenig ausgetrocknet, bezogen hatte, nur einmal die Blüthen der rings umher liegenden Gärten sich erschließen gesehn, ging sie, schon kränklich, nach Frankfurth a. d. Oder, wo mein Stiefbruder damals die Rechte studirte; sie wollte von da aus nach ihrem Geburtsort Tirschtiegel, wo allseitige Liebe und Achtung ihrer harrten *). In der Kirche zu Tirschtiegel

*) Eigentlich ist sie nahe bei Tirschtiegel, in der Meyerei eines Fleckens geboren, der aus sieben Häusern besteht, und der Hammer genannt wird.

war ihr Bild vom damaligen Prediger Sturzel feierlich aufgestellt worden; denn auf ihre eifrige Verwendung war diese Kirche gebaut, und noch manchen Dienst von Wichtigkeit hatte die Karschin ihren Mitbürgern leisten können. Eine Stiefschwester, Fr. Eleonore Borngräber, geb. Hempel, erwartete dort die geliebte Dichterin *). Doch sie erkrankte in Frankfurth so schwer, daß es ihr unmöglich wurde, weiter zu reisen; es war ihr nicht beschieden, noch eine andre Heimath zu sehen, als die ewige, wo gute Thaten ihren Lohn finden. Von Frankfurth aus schrieb mir meine Großmutter noch einige Briefe, die hier folgen; noch lebt und glüht ihr Geist in diesen letzten Funken einer verglimmenden Lebenskraft.

*) Der evangelische Prediger Hühl zu Tirschtiegel, einer der erleuchtetsten Diener des Herrn, berichtet in einem Briefe an H. Prediger Carl Wunster, daß die vielen Enkelkinder der verewigten Schwester der Karschin alle Anlage und Trieb zur Poesie und zum Zeichnen, und eine rühmliche Lernbegierde äußern. Ihre Väter, Gottlob und Daniel Borngräber, Bürger und Schuhmachermeister in Tirschtiegel, rühmt der würdige Geistliche als sehr rechtliche und religiöse Männer.

Frankf. a. d. O. den 9. August 1792.

Krank bist Du gewesen, liebes Minchen, bist wieder gesund, hast aber indeß ganz den Inhalt meines ersten Briefchens vergessen. Es war die Sprache der Großmutter, die Deine Geschäftigkeit, Deine Zärtlichkeit bei ihrer Abreise zu schätzen wußte. Glaube mir, liebes Minchen, ich bin sehr schwach, ich wünschte, mein Sarg wäre zu Frankfurth; denn ich bin äußerst entkräftet, bin seit zwölf Tagen sehr krank, ging vorigen Sontag am Arm eines sehr edlen Professors, mit Todesschwäche, unter die herrlichen Linden in sein ländliches Häuschen geführt; Heinrich ging mit. Der Weg führt' uns übern Kirchhof, wo Kleist ruhet; neben ihm möcht' ich gern begraben seyn, und ich arme, alte, vergessene Frau würde hier wohl noch von Musensöhnen mit Blumen und Gesang beehrt werden. — Dein Bruder würde mir die Augen zudrücken, und seine Thränen würden mein abgezehrtes Gesicht waschen. Er ist gesund an Leib und Seel, wird ein Mensch, wie ihn Gott haben will. Er heischt kein übertriebnes Lob, keines macht ihn stolz, er will's zu verdienen suchen; er bildet sich nach den besten Beispielen, wählt die besten Menschen zu Freunden, stellt sich gut in Gesellschaft dar, und beträgt sich anständig. Er

iſt ſehr fleißig. Der Profeſſor Huth, ein junger, vortreflicher Mann, wird im engſten Verſtande des Wortes ſein Freund werden, wird ſeine Studia leiten. Heinrich hat ein dankbares Herz. Ahme dieſen Bruder nach, Minchen, verſtopf Dein Ohr den Schmeicheleien des Lobes, ſie verderben die beſten Anlagen; ich werde wohl mich hüthen, Deinen Bruder ins Angeſicht zu loben, ob er gleich hier der einzige Troſt, die lehte Hoffnung iſt Deiner gewiß ſterbensmatten Großmutter.

A. L. Karſchin.

Frankfurth den 14. Septbr. 1791.

Wie befindeſt Du Dich jeht, liebes Minchen? Ich hoffe recht munter! Die Tage ſind ſchön für den, der geſund iſt, ich bin noch immer krank, ob ſich gleich wieder ein kleiner Anſchein zur Beſſerung zeigt. Ach! ich ward ſchon ſo oft in meiner Hofnung betrogen, daß ich mich nicht mehr darüber freuen kann, denn es lauſcht gemeiniglich eine neue Krankheit im Hintergrunde. Mir geht hier nichts ab. Ich brauche wenig, und wenn ich mehr brauchte, würden mir's meine hieſigen Freunde gern geben. Da ſteht ein Teller voll ſaftiger Birnen, da liegen Weintrauben in

der Sonne, die mit ihren mildthätigen Strahlen den edlen Saft noch etwas kochen soll, kurz, mir fehlt nichts, als Gesundheit. Ich bin sehr schwach, und weiß noch nicht, welchen Tag ich stark genug seyn werde, mich heim bringen zu lassen; ich glaub's, liebes Minchen, daß Dich Deine arme Großmutter jammert; denn mich dünkt, ich sagte beim Abschied zu Dir: Minchen, wie wär's, wenn ich in Frankfurth stürbe? Hundertmal hab' ich's geglaubt, und glaub's heute noch, aber warum sag' ich Dir, Du gute, weiche Seele! so viel von Krankheit und Tod vor; Du mußt Dir das nicht zu Gemüthe ziehn, ich unterwerfe mich ganz dem Willen Gottes, er wird's wohl machen, und Du wirst Dich freuen, wenn Du mich wieder siehst. Ich lege Dir hier Abschrift bei von einem Liede, welches ich in der letzten Hälfte des July der Prinzessin Friederica nach Potsdam schickte, wohin sie mit ihrem York gereist war. Ich begleitete dies kleine Lied mit einer Epistel, die zu Deinem Besten geschrieben war; was ich geschrieben habe, weiß ich nicht mehr, so viel aber weiß ich, daß die Epistel recht hübsch war, auch erinnere ich mich, darinnen gesagt zu haben, daß in den Tagen des Brautstandes ihr königlicher Herr Vater Ihr Alles bewilligen würde, wenn Sie ihn bäte für Dich, als für sein Patchen, eine kleine

Penſion zur Erziehung auszuſehen. Die Prinzeſſin iſt flatterhaft wie eine Zephyrette, hilft mir Gott aber nach Berlin, dann will ich ſie ſchon daran erinnern. Ich fand das Manuſcript unverhofft unter meinen Papieren in der Taſche, nachdem ich ſchon ein paar Wochen krank war. Heinrich hat die Abſchrift in einem Briefe an Deine Mutter ſchicken ſollen, und hat's vergeſſen; ich eile demnach, Dir's zuzuſchicken mit der Verſicherung, daß meine Liebe Sorge für Dein Beſtes trägt, und tragen wird. Grüße K. und Minchen K. von mir, grüß' auch unſre gute Eliſabeth vielmal freundlich von

Deiner

guten Großmutter

A. L. Karſchin.

An meine liebe Enkelin.

Liebes Minchen.

Dein Briefchen iſt mir angenehm geweſen, ich freue mich über Deine Lehrbegierde; fahre ſo fort, gutes Kind, und laß mich von Zeit zu Zeit Folgen davon hören. Ich kann Dir heute nur wenig ſchreiben, ich habe eine böſe, böſe Nacht gehabt. Ich bin krank, ſehr krank geweſen, liebes

München, und bin noch nicht gesund. Bruder Heinrich fing auch an zu klagen, doch ging er alle Morgen Collegia hören. Er läßt Dich und die Mutter herzlich grüßen, und spielt beinahe meisterhaft auf dem Clavier, mir ist's lieb, daß Du auch Lust dazu hast. Die Musik vertreibt mit ihrem Zauber alle melancholische Grillen. Lebe wohl, liebes Kind, Dich hofft wieder zu sehn

Deine

gute Großmutter

K.

An mein liebes Minchen,

geschrieben aus Frankfurth.

Kurze Zeit nach ihrer Wiederkehr nach Berlin starb meine Großmutter. Meine Mutter und ich wichen nicht von ihrem Krankenlager, und von der Kranken wich nicht ihr heiterer, feuriger Genius, der bis in den Tod aus der Begeisterung ihres Herzens sprach. Ich beweinte sie mit den heißen Thränen kindlicher Liebe, und schmückte ihre blasse Leiche mit Herbstblumen, die ich selbst gepflanzt hatte. Jeden Sonntag früh besucht' ich ihr Grab, und träumte dort von ei-

nem schönern Wiedersehen. Ich hatte sie innig geliebt, und sie war mir auch im Herzen sehr zugethan; sie war ganz Liebe und Heiterkeit, wenn nicht eben schwere Sorgen sie drückten. Ihre Gutmüthigkeit verstattete ihr nicht, nur auf ihr eignes Wohl bedacht zu seyn, immer sorgte sie für Andre. Manches Gute hat sie für leidende Mitbürger bewirkt; auf ihre Verwendung ist manches wünschenswürdige geschehen. Sie löf'te des edlen Schubarts Fesseln. Sie rastete nicht im Helfen und Wohlthun. Segen schwebt um ihre Gruft, und vor Gottes Thron wird es offenbar werden, daß ihr Herz noch höher stand, als ihr Geist.

Eines Abends, kurz nach dem Tode der Großmutter, führte mich meine Mutter auf den Sophienkirchhof, um an ihrem Grabe zu weinen. Damals bezeichnete noch kein Grabesstein die Stelle, wo Deutschlands Dichterin ruht. Es war unserm herrlichen Freunde Gleim vorbehalten, diese fromme Pflicht zu erfüllen. Wir kamen an jenem Abend an eine Stelle des Kirchhofs, wo ein Denkmal steht, welches eine Mutter ihrer früherblichnen Tochter errichten lassen. An einer Urne von Sandstein sitzen zwei Engel,

die, Hand in Hand, liebevoll gen Himmel schauen. Ach, Mutter! rief ich, welche niedlichen Kinder, ihr allerliebstes Gesicht, und wie sie sich so freundlich die Hände geben; aber das Eine gefällt mir doch am besten! Wir gingen schweigend weiter, dann sagt' ich: „Mutter, wenn Sie sterben, so laß' ich Sie hier begraben, und lasse Ihnen auch ein Monument setzen, darauf soll geschrieben stehen: hier ruht eine recht gute, gute Mutter! und dann gehe ich alle Tage hieher, setze mich neben Ihr Grab, und esse und trinke hier, bis ich auch gestorben bin, dann soll man mich zu Ihnen ins Grab legen, damit ich immer bin, wo Sie sind." — Glückliche Kindheit, der nichts von den Stürmen des Lebens, nichts von Trennung ahnet! Wie hätte es in jenem Augenblick mein Herz zerrissen, wenn ich in die Zukunft hätte blicken können, und meine Mutter fern von mir sterben, und mich selbst im fremden Lande unglücklich gesehen hätte! —

Mein erster heftiger Lebensschmerz war, noch ehe meine Großmutter starb, um den Tod eines Täubchens, das ich noch einige Jahre später oft des Nachts beweinte, und zu sterben wünschte, weil ich es innig geliebt hatte. Meine Mutter

hatte es schlachten lassen, weil sie nicht ahnen konnte, daß mein kindisches Herz ganz ausschließlich seine Lust daran hätte. „O! liebe Mutter," rief ich: „das hätten Sie nicht thun sollen!" dabei sucht' ich zu lächeln, aber die Thränen stürzten mir aus den Augen. Ich ging in stummer Angst umher, und da ich den Korb mit den Federn des Täubchens sah, knieete ich nieder, suchte die schönsten hervor, und weinte darauf hin. Da ich den Kopf fand, dreht' ich ihn hin und her, und sagte: o, du lieber, schöner Kopf, wie bleich ist dein Schnäbelchen geworden! dann nahm ich eine Schachtel, und legte Kopf und Federn, die ich mit Küssen und Thränen bedeckte, hinein, ging darauf in den Hof zur Laube, grub ein kleines Grab, und versenkte darin die geliebten Überreste. Nun war der Schmerz in Wehmuth übergegangen; Stundenlang saß ich an dem Grabe und weinte. Auch grub ich auf eine Schiefertafel die Beschreibung der Tugenden und Lieblichkeiten des Täubchens ein, und zeichnete mich daneben, weinend an seinem Grabe. — Kurz vor seinem Tode hatte ich mit einer seiner Federn, die ich mir geschnitten, folgendes Gedichtchen geschrieben:

Du kleines liebes Täubchen,
Von dir iſt dieſe Feder;
Aus deinem lieben Flügel
Iſt ſie herausgefallen,
Und ſchreibet ſehr ſo niedlich! —
Zu deinem Angedenken
Will ich ſie aufbewahren,
Und einſt ſoll ſie dort liegen
Wo meine Leiche liegt
An meinem Hochzeittage
Steck ich ſie an die Bruſt mir,
Und lebſt du dann, mein Trautes,
So ſollſt du von dem ſchönſten
Schneeweißen Zucker picken
Mit deinem kleinen Schnabel,
Selbſt an der Hochzeittafel;
Nur darfſt du dich nicht fürchten
Vor meinem lieben Bräut'gam;
Denn anders nehm ich keinen,
Als der mein Täubchen liebt!

In meiner Seele erwachten viele ahnungsvolle Vorſtellungen von Liebe und von der Heiligkeit des Ehebundes. Ich hielt, wie jedes Mädchen thun ſollte, den Erwählten, der mir einſt zu Theil werden ſollte, im Geiſt ſchon für ein höheres Weſen, dem mein ganzes Daſeyn ge-

widmet seyn müßte; ich kann jetzt nicht begreifen, wie ich so früh von diesen Vorstellungen angeregt wurde, noch wie dieser Ernst über meine Kindheit kam. Ich hatte mir auch ein Bild von meinem einstigen Gemahl entworfen. Eines Tages kam ein sehr geputzter junger Mann, mit blonden Locken hoch und schlank, zu meiner Großmutter. Ich fragte aus Neugier die Hausjungfer, wer das wohl seyn könnte, und diese, nach ihrer muthwilligen Weise, sagte ganz ernsthaft: Freuen Sie Sich, Minchen, das ist Ihr Bräutigam! In diesem Augenblick fing ich laut an zu weinen, und wollte mich in ein Kämmerchen verschließen. Meine Mutter wollte mich in das Putzzimmer führen; aber ich weinte unaufhörlich, und bat sie, mich nicht so unglücklich zu machen. Sie fragte, was ich weinte. „Der Herr, der bei Großmutter ist," rief ich schluchzend: „ist nun mein Bräutigam, und das darf nicht seyn, das ist unmöglich!" — „Warum denn?" — rief die Mutter. — „Er hat ja eine große Nase," rief ich, und wollte in Thränen zerfließen; denn dem Bilde meiner Gedanken war dieser sonst freundliche, liebreiche Jüngling ganz unähnlich, und da das Mädchen so ernsthaft gesprochen hatte,

und ich so treuherzig war, hielt ich ihre Äußerung für Ernst, und glaubte, das Unglück sey nun nicht mehr abzuwenden. Meine Mutter beruhigte mich bald, und schalt Elisabeth sehr über ihren unzeitigen Scherz. Nicht lange darauf kam ein Dichter jener Zeit in unser Haus, vor dessen Talent ich so viel Achtung empfand, daß darüber das meinem Gemüthe innwohnende Bild, dem er doch ganz unähnlich war, ganz in Schatten trat. Ich war ihm sehr zugethan. Einmal war die Rede davon, daß ich mir längst gelobt hatte, den ersten Kuß von mir sollte Niemand sonst als mein versprochener Bräutigam erhalten. Ich mußte irgendwo einmal ein Mädchen gesehen haben, das leichtsinnig einen Kuß gab, und hatte vielleicht ein mißbilligendes Wort darüber vernommen, oder es war ein tiefes Zartgefühl, genug, ich kann mich durchaus nicht erinnern, warum mich diese Idee so sehr beschäftigte, und warum ich mich darin so wunderbar bewegt und glücklich fühlte. Meine Mutter, die das Alles nicht wußte, wie sich denn selten Erwachsene die Mühe geben, ein Kind wahrhaft verstehen zu lernen, fand in dieser im Gespräch zufällig vorkommenden Äußerung sonst nichts, als

einen wunderlichen Eigensinn. „Wenn ich Dir beföhle, Herrn ** einen Kuß zu geben," sagte sie: „so würdest Du es doch sicher thun?" — „Ach! liebe Mutter, das werden Sie ja nicht wollen?" sagt' ich mit schmerzlichem Lächeln; und wie ein Dolch fuhren mir die Worte in die Brust: „ja ich will es, ich befehle es Dir, Du sollst es thun!" Noch dreimal mußte mir meine Mutter den Befehl wiederholen, zuletzt, da ich noch nicht gehorchte, entfernte sie sich höchst aufgebracht aus dem Zimmer. Ich kämpfte stumm mit mir wohl eine halbe Stunde, mir war, als müßte jetzt mein Herz brechen, endlich, rasch entschlossen, reicht' ich dem Manne, der meinem kindischen Gemüth nicht gleichgültig war, die Lippen zum flüchtigen Kuß, und floh dann schnell zur Mutter, der ich mich mit heißen Thränen in die Arme warf, und ihr sagte, ich sey gehorsam gewesen. — Es that nun meiner Mutter weh, und mit Recht, daß sie so weit gegangen war. —

Es war ungefähr im nämlichen Jahr, als ich eine Zeitlang nicht mit der Mutter vor dem Stadtthor gewesen war, und rechte Sehnsucht nach dem Grün und nach Blumen empfand. Ein kleines Mädchen trug Sträuße von wildem

Geranium und Butterblumen, die mich entzückten, weil ich bei ihrem Anblick mit einmal mitten auf einer Wiese zu seyn glaubte, und im Geist die frische Luft in mich sog. Die Kleine bot mir die Sträuße für etliche Stecknadeln an, und wie Florens im Oktavian die Geldsäcke für das Pferd, reicht' ich all' meine Stecknadeln mit furchtsamer Lust, ob der Kauf sie nicht gereue, für die Blumen hin, und sprang, nun durch den Mangel an Stecknadeln ganz im Anzug verstört, triumphirend mit den Blumen zur Mutter, die mich schalt und mir verzieh.

Früh zeichnete ich Blumen nach der Natur, und malte sie auf meine Weise ganz treuherzig ohne Schatten und Licht, auch zeichnete ich Köpfe und ganze Begebenheiten, je nachdem mich etwas, das ich gelesen, ergriff. Meine Mutter glaubte in dem schaffenden Trieb ein Talent zu entdecken, und führte mich zu Chodowiecky, unsers Hauses Freund, als ich ungefähr eilf Jahr alt geworden, damit er mir einige Anleitung im Zeichnen geben möchte. Der Redliche that es gern, und ich brachte in seinem Hause täglich mehrere Stunden zu. Während er mit unermüdetem Fleiß arbeitete, unterhielt er sich freundlich

und belehrend mit mir. Er bewieß mir eine recht väterliche Sorgfalt, und hatte liebevolle Geduld mit allen meinen kindiſchen Einfällen. Sein Beiſpiel des Fleißes, der Mäßigkeit, der nie ermüdenden Barmherzigkeit gegen Arme und Leidende, ſein ächtchriſtlicher Sinn konnten nicht gleich in vollem Maaße auf mich wirken; aber ſie haben nachgewirkt. Einige Jahre hindurch genoß ich des Glücks der Freundſchaft und Belehrung des Unvergeßlichen. Ich ließ mir oft von ihm ſelbſt erzählen, wie er ein armer Knabe geweſen, und ſeine Mutter, eine kränkliche Wittwe, ihn zu einem Spezereihändler in die Lehre gegeben hatte. Einen unwiderſtehlichen Trieb zum Zeichnen empfand der kleine Chodowiecky, und konnte ihm nicht Gnüge leiſten; denn den ganzen Tag lang war er bis Mitternacht im Laden beſchäftigt. Dennoch konnten alle Schwierigkeiten ihn in der Bahn nicht aufhalten, welche Gott ihm beſtimmt hatte, damit er ein herrlicher Künſtler, ein Helfer der Seinigen, ein Vater der Armen und das Muſter ſeiner Mitgenoſſen wurde. Der Knabe ſparte ſich Oel und Unſchlitt, ſchaffte ſich auf dieſe Weiſe Licht, und arbeitete, wenn Alles ſchon ſchlief, unermüdet

die Nächte hindurch. Der Morgen, der ihn noch wach fand, rief ihn zu seinem Geschäft. Nach und nach gewann er eine solche Fertigkeit im Zeichnen, daß einige seiner Skizzen Liebhaber fanden, welche sie ihm reichlich bezahlten. Von diesem Erwerb unterstützte Chodowiecky seine schwache, dürftige Mutter, und bald ward ihm Ruhm und Glück. Kein Armer verließ sein Haus unbeschenkt. Der Zutritt zu ihm war Jedem frei. Kein Dienstbote meldete den Hülfsbedürftigen, oder wies ihn ab, Chodowiecky war stets bereit, die Klagen der Leidenden zu vernehmen, und ihnen zu helfen. Er war der eifrigste Christ, selbst in Beobachtung der äußerlichen Pflichten. Nie versäumte er die Kirche. Morgens um fünf stand er auf und setzte sich an die Arbeit, die er erst Abends um acht verließ, um frische Luft zu schöpfen. Dann ging er wieder an die Arbeit, bis Mitternacht, und auch die dringendsten Warnungen der Ärzte vermochten nichts über ihn; er änderte seine Lebensweise nicht, selbst da ihn schon einmal der Schlag gerührt hatte. Er gab keine Gastereien, und nahm keine an. Er sehnte sich nach keinem andern Vergnügen, als nach dem: Gutes zu thun. Mehrere hun-

dert arme Familien unterstützte er anhaltend, und konnte die Pflichten, die er als Familienvater hatte, mit denen für seine dürftigen Mitbürger im Einklang bringen, weil er so ganz einfach und mäßig lebte. Ich liebte ihn, wie einen Vater, und sein Beispiel wirkte begeisternd auf mich. Er starb 1801; ich war an seinem Sterbebett, und sah ihn heiter, ruhig der Vollendung harren. Sanft war sein Ende. — Was er als Gatte, Vater, Künstler, und vor allem als Christ Gutes gestiftet, wird im Angedenken der Seinen und der Welt nicht untergehen. Das erste meiner Gedichte, welches ich zum Druck gab, war ein Todtenopfer für meinen verklärten Freund, welches H. Spener auf meine Bitte druckte, und zum Besten der Armen verkaufte.

1797 lernte ich meine lieblichste Jugendfreundin, Adelheid von G. kennen; ihre wunderbare Schönheit, Anmuth und seltne Geistesbildung, ihr reines Herz und wahre Frömmigkeit erschienen in jener Zeit als süße Blüthen einer Zukunft, deren Früchte jede Erwartung noch übertroffen haben. Der Eindruck, den diese seelenvolle, so kindlich frohe, und doch so ernste und

hohe Erscheinung auf mich machte, läßt sich nicht beschreiben. Sie weckte in mir den ersten schöpferischen Trieb. Ich wollte dichten und Ruhm erwerben, um mich ihrer Freundschaft würdig zu machen. — Hätte ich lieber mich bestrebt, zu werden wie sie! — So oft ich etwas vollendet hatte, ging ich, es ihr zu lesen; nur allzu freundlich nahm sie es auf, nur zu sehr ermunterte, sie mich, ihre Güte, ihre Anmuth erhob, was ich hervorgebracht, glänzend vor meinen eignen Augen, und über dem Streben, Vieles aus dem Innern in Worte zu gestalten, ging das Höhere für mich auf lange Zeit unter. Ich that mir genug mit schönen Worten und Bildern. — Schwestern, laßt dies offne Geständniß euch rühren und belehren! Laßt alle schönen Blüthen des Geistes nur dienen, euer Herz zu einem Tempel des Herrn zu schmücken. Strebt nicht zu glänzen, nicht gepriesen zu werden, nicht allgemein zu gefallen, dies Alles führt ein weibliches Wesen dem Verderben nahe. Ringt nach innerer Zufriedenheit, nach Ruhe, Demuth, Geduld und Ergebung in Gottes Vaterwillen. Aus diesen stillen Bestrebungen wird ein stilles inneres Glück für euch hervorgehen, dem alle Stürme des Schick-

ſals nichts anhaben können, und welches allen Gütern der Welt vorzuziehen iſt, der Herr wird dann zu euch ſprechen:

> Frieden geb' ich euch, meinen Frieden geb' ich euch, den die Welt nicht giebt, ſo ſey denn euer Herz nicht verzagt, und fürchtet nichts!

Es war im Dezember 1798, als ich ein Blumenſtück gemalt hatte, welches meiner Adelheid ſo ſehr gefiel, daß ſie mich bat, es der Fr. v. Genlis zeigen zu dürfen, die mit ihr in demſelben Hauſe wohnte. Ich hatte nichts dagegen, und es war kaum zwei Stunden her, daß Adelheid mich verlaſſen hatte, als ſie mit glühenden Wangen und klopfendem Herzen wiederkam, und mir ganz entzückt ſagte, daß ſie mir Verſe von Fr. v. Genlis bringe. Hier ſchreib' ich dieſe Verſe auf:

Impromptu, à Mademoiselle de Klencke.

Une main de quinze ans nuança ces couleurs,
Elle eut la nature pour maitre,
Et quand elle crée ces fleurs,
Malgré l'hivers et ses rigueurs,
C'est le printemps qui les fit naître.

„Eines funfzehnjährigen Mädchens Hand trug „dieſe Farben auf. Die Natur war ihre Leh„rerin. Als ſie dieſe Blumen erſchuf, da war „es, troz Winter und Sturm der Frühling, „der ſie entſprießen ließ.“

Dieſe überraſchende Freundlichkeit gegen mich, von einer ſo berühmten Frau, deren Werke der Jugend ſo theuer waren, entzückte mich und erregte meine Eitelkeit. Ich ging zur Fr. v. Genlis, um ihr zu danken. Sie zog mich durch Freundlichkeit an ſich, und ich mußte viel mit ihr ſpazieren gehen. Ihr Fleiß, ihre Künſtlichkeit, ihre belehrenden Geſpräche, ihr ſtilles Leben, ihr Hang zum Wohlthun erfreuten mich; ich hielt ſie für eine weibliche Chodowiecky, und umfing ſie mit kindlicher Ehrfurcht und Liebe. Doch alle dieſe Eindrücke, welche mir ſehr wohlthätig hätten werden können, blieben auf der Oberfläche ſchweben, und erfüllten mehr meine Fantaſie und meinen Geiſt, als mein Herz; ich wurde immer eitler, weltlicher, ja, ich gerieth in ein Grübeln über die Unſterblichkeit des Geiſtes, las das Système de la nature und machte Auszüge daraus. Spielgeſellſchaften, Umgang mit Freigeiſtern, Eigendünkel und die Nichtig-

keit schriftstellerischer Bestrebungen, denen keine Erfahrung und keine gründlichen Kenntnisse zur Stütze dienten, hatten mir diese verderbliche Richtung gegeben, aus welcher für mich viel Unglück hervorging. Der Wunsch meiner lebensmüden, kränklichen Mutter, mich versorgt zu sehen, und die Sucht in die Welt zu kommen, waren Ursach, daß ich den Bewerbungen des Freiherrn Carl Gustav von Hastfer, meines verstorbenen Gemahls, Gehör gab, und ihm am 19. August 1799 vermählt wurde.

Nie werde ich es vergessen, daß ich in meiner Kindheit das Glück hatte, unsere herrliche Königin öfters zu sehen; sie war gegen mich so liebreich, wie ihr ganz wohlwollendes, reines Herz es ihr eingab, und nahm die kleinen Opfer meiner gränzenlosen Verehrung und Liebe mit engelgleicher Huld auf. Es waren Blumenstücke, oder auch kleine Gedichte, welche ich ihr an festlichen Tagen bringen durfte. Sie berührte dann wohl meine Stirn mit ihren Rosenlippen, und was sie mir sagte, davon hört' ich nur die Melodie, die Worte gingen in meinem Entzücken unter. Welch ein Herz! Und welcher rührende Zauber von Reiz, Anmuth, Würde und Lieb-

lichkeit! Ihre schöne Gestalt war vom Licht ihrer Seele, wie von einem göttlichen Glanz durchschimmert, und die Ächtheit ihrer Tugend und ihrer Empfindung war es, die ihrem äußern Wesen einen so unwiderstehlichen Reiz verlieh. —

Über Frau von Genlis schrieb mir Gleim folgende Briefe:

Halberstadt, den 6. Mai 1799.

Genlis war ein Name, so wohlklingend, wie Helmina! Die Dame dieses Namens war in unserm Bbotien (den Franzosen ist Deutschland Bbotien) so bekannt und so geschätzt, wie in Frankreich. Ihre Schriften wurden, wie die einer zehnten Muse gelesen. In unzählbaren Revolutionsschriften wurde sie für die Leiterin der Orleansschen Parthey in Frankreich ausgerufen, ihre Tochter, die berühmte schöne Pamela, sagte man, sey die Tochter des Herzogs von Orleans! Wahr oder nicht, der schöne Name verlor im deutschen Lande seinen Wohlklang! Sie kam nach Berlin, man glaubte, sie habe viel Bbses mit sich dahin gebracht.

Wohl ihr, wenn Alles nicht wahr ist, und

man hat Urſach einen Geiſt der Läſterung zu argwohnen; denn die Kinder des Herzogs von Orleans ſoll ſie zur Tugend und Wahrheit erzogen haben.

Wohl Ihnen, Helmina, wenn die unſchuldige Genlis die ſchönen Verſe gemacht hat! Ich wollte ſie überſetzen, machte den Verſuch, meine gute Muſe war dagegen, und diktirte mir die folgenden an die geprieſene Blumenmalerin!

Die Natur, die große
Blumenmalerin,
Hatte Dich auf ihrem Schooße;
Kindchen, ſagte ſie, nimm hin,
Und ſie gab Dir mit dem Segen
Farb' und Pinſel in die Hand,
Male, ſprach ſie, und du malteſt
Blumen, faſt ſo ſchön, wie ſie!

Dieſe Verſe, halb gereimt, halb nicht, diktirte die Muſe; von ihrem Schreiber wurden ſie getadelt, ganz gereimt oder nicht wollt' er ſie haben! So ſagte die Muſe ſind ſie, wie ſie ſeyn müſſen, ihr Schreiber mußte nachgeben.

Seyn Sie, Enkelin unſrer Sapho ſo glücklich, wie die griechiſche, damals, als ſie ihrem Geliebten gegenüber ſaß, und geben Sie dem Bräutigam, der meine Lieder küßte, den zehnten Kuß. Und wenn Sie wiſſen, daß Madame Genlis keine

schwarze Seele hat, so sagen Sie, in welcher von ihren Schriften ihre weiße zu finden ist, Ihrem Freunde

dem alten
Gleim.

Meine Antwort veranlaßte den zweiten Brief:

Halberstadt, den 9. Juli 1799.

Die Gräfin Genlis ist in ihren von mir gelesenen Schriften, (ich möchte sie alle haben und lesen können) eine Muse, wohl auch eine Grazie!

Wohl ihr, wenn sie, wie sie in ihren Schriften sich zeigt, in ihrem Leben gewesen ist!

Ihre Landsleute, die, wie sich selbst sie zu kennen vorgeben, sind einstimmig gegen diese Uebereinstimmung.

Wir, liebe Helmina, wollen und können nicht richten! Ihre Verbindung aber mit einem Ungeheuer, das sie zu einem Geheuer nicht umgeschaffen hat, und daß sie dieses Ungeheuers Söhne zu guten Bürgern, nicht zu guten Menschen, (Sie verstehen mich wohl, nicht zu Bürgern, in dem Sinne, in welchen dies Wort von den Stiftern der französischen Revolution genommen, und von verführten Menschen nachgebetet wird,) erzogen

Pat, das verräth eine vielleicht gutherzige Schwärmerin, wie wir dergleichen in Deutschland, auch in den höheren Ständen, mehr haben, die da glauben, und ihren Glauben auf die Apokalypse gründen, daß das tausendjährige Reich aus den Gräueln des Umsturzes der Menschheit hervorgehen, und aus der Menschheit eine allgemeine Engelheit entstehen werde. Nun kein Wort mehr, liebe, gute, noch unschuldige Seele! Wir wollen nichts, gar nichts entscheiden!

Wohl ihr, noch einmal, wenn sie die leibhafte Unschuld geblieben ist! Bleiben Sie, gutes Kind, das ich nach der Beschreibung der Mutter für ein vortreffliches halte, bleiben Sie unschuldig! Sie werden dann in Ihrem ganzen Leben so glücklich seyn, wie's der alte Mann, der an ein Kind schreibt, wie's der Freund Ihrer Großmutter und Mutter wünscht!

Gestern las ich in Jean Pauls Briefen den Ersten, und wünschte, daß Helmina diesen Ersten auch lesen möchte!

Die Frau Mutter nehme doch dies Schreiben als geschrieben an Sie, denn ich kann ein Zweites heut nicht schreiben!

Gleim.

Halberstadt, den 31. Juli 1799.

Was, Helmina, die Unschuld, der beschuldigten Frau v. Genlis zum besten redet und schreibt, das Alles hält Helmina, die Unschuld! für vollkommen wahr! Weil aber Helmina die Unschuld ist, so kann sie hintergangen werden! Das, liebe Helmina, denkt jeder, der aus Ihrem Munde die Unschuld reden hört! So denk' auch ich, und nächst diesem Gedanken ist Mad. Genlis der Engel für welchen Helmina sie hält, wohl ihr! so kann die Verläumdung, die ihren Büchern schadet, ihr selbst nicht schädlich seyn.

Gott sieht, was wir nicht sehn, bey Sonnen und bey Kerzen
Und sieht in ihrem Herzen,
Er, was in ihm die Unschuld sieht,
So tilget der Verläumdung Schmerzen
Einst eines Engels Lied!

Ihre Gedichte, liebe junge Dichterin, sind ein schönes Geschmeide dieser Unschuld. Hat Ihr Herr Bräutigam sich in dasselbe verliebt, wohl ihm, so macht er Sie glücklich, und freut sich des Besitzes eines der edelsten Herzen. Beim Feste Ihrer Vermählung bin ich im Geist zugegen.

Der alte Gleim.

Der letzte Brief, den ich von dem so liebreichen Greise empfing, war vom 24. Januar 1800.

Helmina scheint nicht glücklich zu seyn. Ihr Schreiben und Ihre Gedichte verrathen Wolken! Sie, die Enkelin meiner Freundin, muß aber sich glücklich machen. Wie? das kann der alte Mann nicht sagen, der gern guten Rath giebt, weil er von nichts etwas weiß, und weil er, wenn er etwas wüßte, lange Briefe wegen Schwäche seiner Augen nicht schreiben, und die an ihn geschriebenen nicht lesen kann.

Der beste Rath aber ist: Machen Sie selbst sich glücklich! Verlieren Sie das Vertrauen zu sich selbst nicht: das ist auch einer der Besten! Als Frau, als Tochter haben Sie Pflichten, dieser Pflichten Erfüllung wird Sie glücklich machen. Fehlt's Ihnen an einer sympatisirenden guten Seele, so verlieren Sie dennoch den Glauben an die Menschheit nicht, das ist das Wenige, das der Enkelin seiner Freundin der uralte Gleim zu guter letzt noch sagen kann! Werden die Augen noch schwächer, als sie schon sind, wird er Alles Briefwechsels sich begeben müssen!

Grüßen Sie die liebe Mutter!

Gleim.

Während der trüben Zeit meiner unglücklichen Ehe fuhr ich in meinen schriftlichen Versuchen von Zeit zu Zeit fort. Mein Unglück hatte in mir manches Gute wieder geweckt. Hier sind einige Versuche aus jener Zeit, mit einigen freundlichen Worten von Jean Paul Friedrich Richter, den ich 1800 im Frühling kennen lernte, und der voll Nachsicht für meine Fehler mich nur zu freundlich zum Schreiben anregte:

Fragment aus einem Roman. Vierter Abschnitt.
Berlin 1800.

„Du gehst, Amalie," sagte Dorchen, des Amtmanns Tochter, am letzten Abend, den Amalie hier zubringen sollte. — „Du gehst nun, und kommst sobald nicht wieder! Ach, die Zeit ist vorüber, wo Du am Abend mir versprachest, mit der Morgensonne aufzustehen, und mit mir Erdbeeren zu suchen! Ich werde mit Dir nicht mehr auf Deinem Lieblingsplatze, auf dem Hügel unter den Trauerbirken, sitzen, und die Sonne hinter die Gebirge sinken sehen. Wie oft ging ich dorthin, und erwartete Dich, Du kamst dann mit Blumen, Schilf und Rohr, wir flochten Körbchen und Kränze, wir waren so glücklich, so seelenfroh! Wer geht nun mit Deinem Dorchen des Abends, wenn der Mond

scheint, auf den Kirchhof, in den Ulmenwipfeln die Nachtigal schlagen zu hören, oder in der Dämmerung durch das hohe Korn, wenn die Heimchen schwirren? Ach, und kämen tausend mit mir, so wäre doch keine mir so lieb, als Du! Aber Du gehst. — Du kommst in die Stadt, Du wirst mich vergessen, und ich werde vor Gram sterben — Amali, vergiß mich nicht!"

Amalie weinte; „o, wie machst Du es mir schwer, liebes Dorchen, ich kann nicht von Dir scheiden, mir ist so weh — mein Dorchen — warum muß ich von hier, wo ich so glücklich bin!" Die beiden Betrübten gingen nun mit schwerem Herzen und feuchten Augen in die Hütten des Dorfes, wo Amalie so oft als hülfreicher Engel erschienen war; die jungen Mädchen weinten, als Amalie Abschied nahm, die alten Mütter drückten ihre weißen Hände, und flehten um Gottes Seegen für das gute gnädige Fräulein. — „Wir spielen nicht morgen zusammen, und lange nicht mehr?" sagte weinend ein schönes kleines Mädchen, das Amalie vorzüglich liebte: — „o, wenn Du gehst, und kommst nicht mehr, so weine ich statt zu spielen! — aber wart! im Frühjahr nimmt mich der Vater nach B. und ich werde Dir alle Veilchen bringen, da sehe ich Dich denn doch wieder!". — „Ach, seufzte Dorchen, ich darf Dir keine

Veilchen bringen!" — Zuleht trat Amalie noch in eine Hütte, deren einſame kranke Bewohnerin ſie ſtets ſelbſt gepflegt hatte, um hier den ſchwerſten Abſchied zu nehmen. Sie brachte ihr nun noch ein kleines Geſchenk. Froh des Wohlthuns, des Abſchieds traurig, trat ſie an das weiße Bett, das der aufgehende Mond beglänzte. Da ſah ſie mit bleichem Angeſicht, mit geſchloſſenen Augen, die Hände gefalten, die Kranke, die ſanft hinübergeſchlummert war. — Das Geſchenk entſank Amaliens Händen, ſie warf ſich ſchluchzend auf die Knie, überließ ſich lange der Wehmuth, und eilte dann, die Leichenbeſtattung der ausgelittenen Dulderin zu ordnen.

Nun ging Amalie mit Dorchen noch einmal zum geliebten Hügel hin, um dort den letzten Blick der Abendſonne noch zu ſehen. Hier wurde ihre Wehmuth zu ſtark, ſie verſank in einen Schmerz, den ſie noch nie ſo gekannt. Stumm ſaß ſie neben Dorchen, und drückte ihr weinend die Hand. Da kam aus dem Gebüſch Luiſens bleiche Geſtalt. Sie ſah der lieben Tochter ſtummen Schmerz, und fühlte nun tiefer der Trennung Weh. Sie ging beklommen den Hügel hinauf, und ließ ſich neben Amalien auf die Raſenbank nieder. „Lange, du liebes Kind," ſagte ſie ihr: „lange wirſt Du hier nicht mehr ſeyn! Ach, Amalie! der Genuß

Deiner wahren Freuden wird Dir in der Fremde verloren gehn, und Du wirst einen Schein der Erdhlichkeit dagegen eintauschen müssen! Die roſigen Träume Deiner Jugend, die zarten, beſchränkten Wünſche Deines unſchuldvollen Herzens, werden ſich in ein wildes Sehnen nach Scheingütern, in einen unruhigen Traum von einem Ideal, welches Du nicht finden wirſt, verwandeln! Man wird Dich kränken, man wird Dich täuſchen, man wird Dich verfolgen, Dich verkennen, Dich unbefangene Seele, die noch Kummer, Bosheit und Vorurtheil nicht kennt! Die Kunſt ſoll bey Dir die Natur, die Dich ſo gut und glücklich machte, verdrängen, — ach! Du wirſt in der verkünſtelten Welt nach Deinem Herzen handeln, und die Welt wird Dir bey Deiner Unbefangenheit Dinge zutrauen, von denen Dein Herz keinen Begriff hat. Du läſſeſt hier Deine Mutter zurück, die einſam Dir nachweint, Deine Freundin, die Dich wahrhaft liebt, und Menſchen, die warm an Dir hangen, gute Seele! und was wird die Welt Dir dafür wieder geben?" — Jetzt weinte Luiſe und ihre Thränen vereinigten ſich mit Amaliens Thränen.

Alle drey ſaßen ſchweigend, und ſahen die letzten ſcheidenden Purpurgluthen der Abendſonne hinter die Gebirge ſinken. „Wie ſehr hat mich

ſonſt dieſer Anblick entzückt," ſagte Amalie: „aber heut iſt es mir ſo dumpf, ſo traurig, als ſänke die Sonne in ein Grab." — „Sie ſinkt, wie eine Seele von dieſer Erde," ſagte Luiſe: „aber ſie feiert jetzt, wie die Seele nach dem Sterben ihr Morgenroth in einer andern Welt." —

Hierneben hatte Jean Paul geſchrieben.

Sanfte Seele, die uns wie eine Luna die Strahlen der geſunkenen Sonne wieder giebt, in Deinem Leben ſei mehr Morgenroth als Abendroth, und Deine Sterne gehn Dir nur auf, und nicht eher unter, als mit Dir! —

Celine. Berlin 1800.

Am friedlichen Ufer des Genfer-Sees ſteht eine einſame Hütte, von dunkeln Ulmen umſchattet, umſchlungen von Weinranken und Immergrün.

Hier lebten in ſchöner Eintracht Carl und Eliſe. Celine ihr Kind, war der Engel, der das Band ihrer Liebe noch feſter knüpfte.

Aber wie die junge Knospe, vom giftigen Mehlthau befeuchtet, matt ihr Köpfchen neigt, und dahin welkt, ſo ſank Celine plötzlich hin auf ihr Ruhebettchen. Die klaren blauen Augen erlöſchen, die roſigen Lippen erbl[illegible]en, die blühenden Wan-

gen sinken welk ein, die Rose ist zur Lilie verwandelt.

Der Abend dämmerte, der Vollmond stieg hinter entfernten Bergen herauf, die Grille zirpte in den Blumen vor der Hüttenthür, säuselnd durchwallte der Abendwest die Felder, Nachtfalter schwebten im Mondlicht, die Iris und der Mohn schlossen den prangenden Kelch, und der Heerde Glocken tönten durch das Feld. Alles athmete Ruhe, aber die Ruhe kam nicht in Celinens Seele, sie seufzt und leidet. An ihrem Lager sitzt die arme Mutter in Thränen, traurig schließt Carl die Hand der Gattinn in die seinige; ach, Celine, welch' eine Prüfung, sie müssen dich leiden sehn!

Der Mond schwebte hellglänzend höher hinauf, und blickte in das Fenster. Wie schön! rief das Kind, und zeigte nach dem Monde hin; sein süßer Schein spiegelte sich in ihrem matten Auge, sie lächelte dem Himmelslicht entgegen.

Ein sanfter Schlummer senkte Celinens Augenlieder, ihr Mund behielt das Lächeln, womit sie den Mond begrüßt hatte. Es war der Schlummer von dem man nicht wieder erwacht.

Elise küßte die erblaßten Lippen zum Letztenmal, wand weiße Rosen zum Kranz um die goldnen Locken des Kindes, hüllte es in schneeweiße

Schleyer, und ſchmückte ihr Gewand mit Blumen und Bändern.

An des Kirchhofs bemooster Mauer, erhebt ſich Celinens kleines Grab, in der hohen Pappellaube ſäuſeln die Winde, und weiße Roſen ſprießen aus dem Hügel hervor.

„Ach Eliſe,“ rief Carl, als bey Celinens Grabe der Mutter Thränen floſſen: „weine nicht! Sie hat früh gefunden, was die Menſchen ſo heiß erſehnen — die Ruhe! Sie fand ſie im Todtenkranz, und die junge Braut verliert ſie oft in der Myrthe. Sie entſchlief mit ſüßen Hoffnungen für das Leben, und erwacht zur ſchönſten Wirklichkeit. Sanft waren ihre Thränen, kurz ihr Schmerz, ſüß ihr Tod, Liebe hat ſie in das Leben empfangen und zu Grabe geleitet, und die Unſchuld iſt nicht von ihr gewichen.“

Und Eliſe ſah zurück in die Welt, und das Bild des Lebens ſtand hell vor ihrer Seele. Sie ſah ihrer leidenden Schweſtern viele, von Schmerz ermattet, und von Schuld befleckt, mit heißen Thränen den Tod erſehnen — und ſie weinte nicht mehr, und ſtreute Blumen auf Celinens Gruft.

Dies waren, nebſt ähnlichen Dichtungen, die wehmüthigen Gedanken, mit denen ich die zer-

reißenden Schmerzen meines Lebens zu beschwichtigen suchte. Ich fand zuletzt nur noch in einer Trennung Heil; diese zu bewerkstelligen war schwer, weil Herr von Hastfer lange Zeit nicht einwilligen wollte. Es gelang mir endlich, mit dem Verlust meines Eingebrachten, mich frey zu machen. Auch meine gute Mutter hatte Alles verloren. Schon vor ihrer Abreise nach Paris, hatte ich der Frau von Genlis meine traurige Lage entdeckt, und sie hatte mich inständig gebeten, bei ihr, wie ein geliebtes Kind, zu leben. Ich wollt' es gern, ich mußte das für ein Glück halten; denn das Betragen der Fr. v. Genlis in Berlin hatte ihr die allgemeine Achtung erworben, und die Stimme weniger rechtlicher Menschen, welche mich gegen sie warnten, verhallte so fruchtlos, wie die Warnungen in den Briefen des herrlichen Gleim bei mir. Während des langen Scheidungsprozesses wohnte ich in einem Garten in der Vorstadt, bei meiner guten Mutter, die sehr kränkelte. In der Neujahrsnacht wurde sie gefährlich krank, ich half ihr mit Fußbädern und mit Bähungen von warmem Wein; es war eine schreckliche Nacht, voll Liebe, Schmerz, Gebet und Thränen. — Der junge

Tag des neuen Jahres kam, und die Mutter ſtand geſtärkt mit neuer Lebenskraft vom Lager auf. Unter ihren Papieren habe ich folgenden Brief vom 10. Januar an den edlen Grafen von Stolberg-Wernigerode gefunden:

Eben ſteh' ich von einem dreiwöchentlichen Krankenlager auf, worinnen ich, an den heftigſten Krämpfen leidend, mehrmalen in Todesſchmerzen lag. Mit der letzten Stunde des ſcheidenden großen Jahrhunderts dachte auch ich zu verſcheiden; aber die erſten Minuten des neuen Jahres warfen mich, ohnmächtig abgekämpft mit überſtandnen innern und äußern Qualen, zurück in — die Arme meiner Tochter, welche jetzt, durch ihr trauriges Eheloos gedrängt, wieder bey mir wohnt. Warum mich mein Schöpfer diesmal nicht zu ſich gerufen, bleibt mir ein trübes Dunkel; die Erde hat an mich, und ich habe an ſie nichts mehr zu fordern. Meine Kräfte ſind hin, ſelbſt mein Kopf iſt durch meine letzten Leiden geſchwächt. Das Denken wird mir ſauer, ſo auch das Schreiben, und ſeit vierzehn Tagen ſind dies die erſten Silben, welche aus meiner Feder fließen. Es iſt mir unmöglich etwas zu denken, was ſo recht meine Gefühle aufſchlöſſe; denn, wenn ich es wagen wollte, dieſe Schleuſen zu öffnen, ſo würde ich

wieder in neue Krämuse zurücksinken; ich muß also nur bei bloßen Bildern, und zwar bei angenehmen stehn bleiben.

Gnädigster theurer Graf! Sie wissen, was Sie meinem Herzen sind! In meiner Todesangst hab' ich Ihrer gedacht, und in der Neujahrsstunde, als ich nur irrende Gebete, auf der Lebensflucht, gepreß von Schmerzen, thun konnte, hab' ich Sie und Ihr hohes edles Haus gesegnet. Ach, ich war dazumal froher, als in dieser Stunde, ich glaubte, weit über das Leben und dessen Bedürfnisse durch den annähernden Tod mich schon hinweggeschwungen zu haben — ich irrte — noch leb' ich! und o Gott! zu welchem neuen Kummer. —

Mein Schwiegersohn, welcher all' das Meinige in Händen hat, ohne daß er mir einen Revers darüber gegeben, geht darauf aus, mich darum zu bringen. Er enthält mir sogar meine Interessen vor, und giebt auch für den Unterhalt seiner Frau nichts, weil er sie dadurch zwingen will, wieder zu ihm zu kehren; aber er ist ein heilloser, scheinheiliger Wütherich, dem nimmer ein gutes Weib frommt, und der zugleich ein Verschwender ist. Meine Tochter kann nicht anders, als sich von ihm scheiden, wenn sie nicht so wohl unser Vermögen, als auch ihre Gesundheit und ihren sittlichen Charakter bey ihm einbüßen will. Ist das

nicht für uns Beide ein großes Unglück? — Und darf ich, nach dieser Vorstellung, wohl dem gütigsten Herzen, welches in Ihrer Brust schlägt, noch erst unsre Thränen zeigen, um Sie zu bewegen, daß Sie mit Ihrer Gnade noch so lange gegen mich fortfahren, bis mein Schicksal entschieden ist, welches durchaus glücklich entschieden werden muß; denn ich und meine Tochter sind höchst unschuldig, folglich gerecht, und Gerechtigkeit hat ihren Richter, wenigstens bei Gott.

Verzeihen doch Ew. Excellenz, daß ich Ihnen nichts Angenehmes diesmal schreiben kann, vielleicht erhebe ich mich wieder, und dann will ich darauf denken es nachzubringen. Ich bin schon von diesen Zeilen sehr ermattet, meine Hand zittert, und ich kann nur noch mit Ehrerbietung hinzusetzen, wie sehr ich bis in Ewigkeit bin

Ew. u. s. w.

C. L. von Klencke,
geborne Karschin.

Erst im Mai 1801 erfolgte die völlige Trennung eines unglücklichen Bandes, das nie hätte geschlossen werden sollen. Meine Mutter ging leer aus, das mit Hypotheken schwer beladene Haus bekam sie zurück, und mußte es späterhin verkau-

sen, wo ihr dann nichts mehr zu leben übrig blieb. Die Bitten der Fr. v. Genlis, mich zu ihr zu begeben, schienen mir nun ein Wink der Vorsehung, und der Aufenthalt bei ihr ein Mittel, meiner Mutter nützlich zu werden.

Frau von Genlis schrieb mir am 2. Januar 1801 (treu übersetzt):

Meine liebe Helmina, wie sehr nehm ich an Ihrer Lage Antheil! So jung, solch ein Mißgeschick zu erfahren! Mein Charakter und meine Liebe für Sie sind Ihnen bekannt, wenn Sie glauben, daß Sie bei mir Ruhe finden, so kommen Sie, mein theures Kind! Ich biete Ihnen eine Freistatt und mütterliche Liebe und Sorgfalt an; nur zu glücklich werd' ich seyn, wenn ich Ihre Qualen versüßen und sie mit der Zeit ganz aus Ihrem Gedächtnisse tilgen kann! Antworten Sie mir, und seyn Sie überzeugt, meine Liebe! daß Sie in mir eine zweite Mutter finden, und daß Ihr Glück eine der theuersten Angelegenheiten meines Lebens seyn wird!

D. Genlis.

Glauben Sie nie, Theure! daß ich Sie der Lüge schuldig halten könne. Ihre Herzensreinheit kenn' ich, und niemand kann Ihrem liebens-

würdigen Charakter mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als ich.

Lassen Sie mich sobald als möglich den Tag Ihrer Abreise erfahren. Wie froh, und mit welcher Rührung werd' ich Sie empfangen, armes Kind! Sie verlassen Ihr Land und Alles, was Ihnen theuer ist, um sich meinem Geschick anzuschließen! Wie rührt mich dieser Gedanke, möcht' ich Sie all' Ihrer Leiden vergessen machen können! Wie werde ich Sie über unsre vortreffliche Freundin befragen! *). Holdes, theures Wesen, ach! ich weiß, wie sie um mich trauert! Ich werde sie bis zum Grabe in meinem Herzen tragen! Sie hat eine himmlische Seele, die Gott ganz nach seinem Bilde geschaffen! O, wir, die wir auf einen Augenblick auf die Erde hingeworfen sind, warum müssen uns so große Räume von unsern Geliebtesten trennen? Warum muß unser Körper traurig angefesselt seyn, wo unsre Seelen nicht ganz sind? — u. s. w.

An meine Mutter, 2. März 1802.

Ich habe die Ehre gehabt, Ihnen vor sechs Wochen zu schreiben, ich erfahre, daß Sie jenen

*) Madame Bocquet, geborne Jordan.

Brief nicht empfangen haben, und kann dem Verlangen nicht widerſtehen, Ihnen Alles zu wiederholen, was ich fühle. Bis in mein innerſtes Herz haben Ihre rührenden Worte mich ergriffen, ich hoffe, daß der Himmel, der ſo oft auf Erden die Tugend prüft, ſie aber auch oft ſchon hienieden belohnt, Ihnen die Geſundheit und Ruhe, deren Sie ſo würdig ſind, wiederſchenken wird. Was unſre intereſſante und liebe Helmina betrifft, ſo ſeyn Sie verſichert, daß ſie, wenn ich Sie bei ihr nicht erſetzen kann, in mir alle Sorgfalt, und alle Liebe einer Mutter finden wird; ich verheiße es Ihnen, und es iſt mein Herz, daß Ihnen dieſe Verheißung macht. Seyn Sie denn ruhig, und überzeugt von den aufrichtigen Geſinnungen, mit denen ich verharre, u. ſ. w.

Ducreſt Genlis.

Paris, 29. Februar 1801.

Liebe Helmina! Ich bin entzückt über das, was Sie mir ſagen, ich erſehne und erwarte Sie mit Ungeduld. Ich will Ihnen Ihr Zimmer ſogleich einrichten, dicht neben mir. Sie ſollen nichts darin vermiſſen, und manche Kleinigkeit finden, die Ihnen Freude machen wird, und auch noch

etliche hübsche Sachen von Porcellan. — Ich lebe sehr einsam; aber ich werde Ihnen gleich einen kleinen Kreis bilden, der Ihnen so viel Lust gewähren wird, als Ihre Jugend heischt. Sie sollen zu Hause gern seyn, und immer Ihre Studien lieben; aber Sie sollen nicht menschenscheu seyn, Sie werden öfters ausgehen müssen, Paris kennen lernen, und diejenigen bei Sich sehen, die Ihre Freunde werden. Wir wollen einen kleinen Lebensplan machen, der, so hoff' ich, Ihnen gefallen soll. Ich werde Sie behandeln, wie eine gute Mutter. Nur die Freiheit werden Sie wünschen, die sich mit Sitte und Tugend verträgt, und die will ich Ihnen ganz gewähren. Hat Ihre Frau Mutter meinen Brief empfangen? Wie freut es mich zu erfahren, daß Sie nun außer Sorgen über ihre Gesundheit sind. Die edle Mutter! ich fühle, mit welchem Schmerz Sie sie verlassen werden! Ach! dies traurige Leben beut uns immer das Bild des Todes dar, da wir stets unsern Lieben uns entreißen müssen, und der Tod hat gewiß kein herberes Weh, als dieses! ...

Leben Sie wohl, mein theures Kind, ich umarme Sie mit sehr treuer und aufrichtiger Zuneigung.

D. Genlis.

30. April 1801.

Meine liebe Helmina, ich hatte vor 14 Tagen an General Beurnonville Ihrer Reise wegen geschrieben, und schreibe ihm heute wieder. Nachdem, was Sie mir in verschiedenen Briefen meldeten, daß Sie erst im Mai kommen könnten, habe ich mich eingerichtet, um nach den Bädern von Luxeuil zu gehen, auf 80 Stunden von Paris. Ich wollte den 15. Mai dahin; aber Ihretwegen schiebe ich es noch bis 15. Juni auf, doch kann ich nicht länger warten, es steht nicht mehr in meiner Macht, die Verpflichtungen zu brechen, die ich mir auferlegt. Ich werde in Luxeuil bei alten Freunden seyn, die dort ein herrliches und entzückendes Landgut haben, und die, nach allem, was ich ihnen von meiner Helmina gesagt, entzückt seyn werden, daß sie mit von der Parthie ist. Suchen Sie also Anfangs Juni hier zu seyn, liebes Kind, kommen Sie später als den 25. Juni, so bin ich fort: Sie können zwar in mein Haus, in Versailles ziehen; ich lasse eine Haushälterin dort, die Sie bedienen wird, und eine meiner dortigen Freundinnen wird Alles thun, Ihnen den Aufenthalt angenehm zu machen; allein ich würde diese Einrichtung sehr traurig finden. Kommen Sie also, liebes Kind, vor dem 25. Juni, wir werden mit einander nach Luxeuil

reiſen, Sie werden den ſchönſten Ort der Welt ſehen, köſtliche Bäder nehmen, in der beſten Geſellſchaft ſeyn, und wir werden miteinander die umliegenden Gegenden beſuchen, köſtliche Grotten, ſchöne Waſſerfälle u. ſ. w. Auch ſind die Bäder ſtark beſucht, beſonders ſeit der Revolution. Leben Sie wohl, theure Helmina! antworten Sie ſchnell und beſtimmt.

D. Genlis.

Meine Mutter, die ſich den Sommer über wohl befand, glaubte mir nachreiſen zu können, wenn ihre Geſchäfte wegen des Hausverkaufs beendigt ſeyn würden; ſie glaubte im wärmern Klima ganz zu geneſen, und Frau von Genlis ſandte Brief über Brief, daß ich bald kommen möchte. Im Mai fand ſich eine Gelegenheit, und ich entſchloß mich zur Abreiſe, mit einem Schmerz, den die Luſt der Vorſpiegelung des Anſchauens einer neuen Welt und der Ruhe eines ſorgenfreien Lebens, wodurch ich auch meiner Mutter nützlich werden könnte, wiederum beſiegte. Am 24. Mai, Abens 8 Uhr, reiſte ich ab; meine edle Pathe, Frau Caroline von Berg, hatte mir noch verheißen, meiner Mutter in

Allem als Freundin beizuſtehen, und Liebe der Freundinnen umgab ſie von allen Seiten. Mir ahnte nicht, daß ich ihr ein letztes Lebewohl zurief, doch war mein Herz zerriſſen. Ich weinte im Wagen, bis ich die Beſinnung verlor. Hinter Schönberg kam General Beurnonville, der damalige Geſandte, mir entgegen geritten, um Abſchied zu nehmen, er ſuchte mich mit der Vorſtellung zu tröſten, daß ich ein Land von Sand und Nadelholz verließe und in das ſchönſte Land der Welt ginge! Ach! jenes Land war meine Heimath, und ich werde es ewig lieben. Von keiner meiner Freundinnen hatte ich Abſchied genommen, denn das Scheiden that mir zu weh. Wir gelangten nach einer Reiſe, die unaufhaltſam Tag und Nacht fortging, in vier Tagen an das Ufer des Rheins. Ich fühlte mit friſchem Schmerz, daß ich nun an Deutſchlands damaliger Gränze ſtand, und hielt ſie in meiner Unwiſſenheit damals, wie Frau von Stael, noch für eine ewige (L'éternelle barrière du Rhin sépare à jamais deux peuples, etc. S. das Werk de l'Allemagne). Durch meine Thränen drang der Reiz der Gegend in mein Herz. Welche Fülle von Herrlichkeit! Welch ein heitres Him-

melblau umfängt dieſe Gefilde! Das wogende Korn ſtand hoch über Mannesgröße, ich pflückte eine Ähre, die acht Fuß hoch war. Die Äcker waren reichlich mit Obſtbäumen bepflanzt, in deren Wipfeln die purpurne Maikirſche glühte. In den Weinbergen arbeiteten die Winzerinnen, die großen Strohhüte mit Blumen geſchmückt. Die Gehäge prangten mit wilden Roſen ohne Zahl. Ich ſtieg, die Fähre erwartend, die uns nach Oppenheim bringen ſollte, einen Hügel hinan, auf deſſen Rücken die Trümmer eines zerſtörten Häuschens ſtanden; und nun zeigten ſich mir in ihrer ganzen Herrlichkeit die Ufer des Rheins, von Gebirgen, dunklen Waldungen und heitern Dorfſchaften umgeben, in üppiger Fruchtbarkeit prangend. Friedlich lag der ſchöne Gottesgarten am Rhein, und zeigte keine Spur mehr von den Schrecken der Schlacht. Es war ein ſchöner Abend, deſſen ſanfte Lüfte mit den Düften der blühenden Rebenhügel und Roſenhecken erquickend an mein banges Herz drangen. Ich blieb angefeſſelt ſtehen, nie hatte ſich mir Natur in ſolcher Herrlichkeit offenbart. Du himmliſche Liebe des Allvaters! wie haſt du den Sterblichen den Balſam bereitet, der ihre Leiden mil-

dert, und aus nie verſiegenden Quellen ſtröme! Jedes Lüftchen weht Erquickung, jeder Lichtſtrahl bringt Troſt von Oben — wer mag ſich im Schooß blühender Berge und duftender Waldungen einſam und verlaſſen fühlen, und ſein Leben haſſen?

O Mutter, liebe Mutter, Vaterland, Freundinnen! Lebt wohl, lebt wohl! rief ich mit tauſend Thränen, da ich die Fähre beſtieg; unaufhaltſam weint' ich, bis ich zum Himmel hinauf ſah, aus deſſen Blau ſchon Sterne hervor dämmerten, deren Licht meine Seele, wie eine göttliche Verheißung, beruhigte.

Nach einer Reiſe von ſechs Tagen und ſieben Nächten kam ich am 2. Junius in Paris an, höchſt ermattet, mit Trauer im Herzen. — Der Regen fiel in Strömen herab, die Stadt ſah mich finſter und unglückweiſſagend an. Wir fuhren durch die ſchöne Barriere von Neuilly, die ſtolzen Quays entlang, nach der Rue d'Enfer. Mein Begleiter fand immer etwas zu bewundern und zu preiſen, ich blieb verſunken in meiner Trauer. Ich ſehnte mich nach der verlaſſenen Mutter zurück. So kurze Zeit war vergangen, und 125 Meilen trennten mich von Berlin! —

Ich

Ich hatte es nicht gewußt, und Niemand hatte mich darüber aufgeklärt, daß hinter all den schönen Planen, bei Frau v. Genlis mich zu bilden, von dort aus für meine Mutter zu wirken, sie mir nachkommen zu lassen, u. s. w. der Böse versteckt lag: eine ungeduldige Neugier, ein Drang nach der großen Welt, ein übermüthiges Vertrauen in meine Kräfte. — Ach! wie so besser und würdiger wäre es gewesen, wenn ich den Gram über eine unglückliche Ehe und den Verdruß des Scheidungsprozesses mit stiller Geduld überwunden, und in der Heimath, meine Mutter bis zum letzten Hauch pflegend, ein einsames und bescheiden thätiges Leben geführt hätte! — Ein solches Daseyn hätte in sich selbst schon seinen Lohn getragen, in innrer Freudigkeit und Selbstveredlung. Zu manchem Guten war ich damals fähig, nur nicht zu einem ruhigen Ausharren, zu den stillen und ächten Tugenden, die eine Frau schmücken und ehren. Meine Erziehung hatte mich zwar zur frommen Anhänglichkeit an Gott, zur Menschenfreundlichkeit und Liebe hingeleitet, aber nicht zu einem ernsten Streben nach dem, was einzig Noth thut! Meine Eitelkeit und Selbstverblendung war

groß, mein Wunsch berühmt zu werden, und in der Welt eine glänzende Rolle zu spielen, so wie meine Verwegenheit, so jung, unter Fremden ein fernes Land zu bewohnen, gingen aus dieser übertriebenen Eitelkeit hervor; ich habe schwer dafür gebüßt! — Bei der Aussicht, welche eine Reise nach Paris mir darbot, hatte ich mich mit süßen Träumen gewiegt. Immer hatte ich mich hinausgesehnt aus den Umgebungen des gewöhnlichen Lebens, der Hang zum Wunderbaren, Außerordentlichen beherrschte mich. In die Ferne wollte ich; die jetzt so ersehnte Ruhe dünkte mich kein wünschenswerthes Gut. Ich strebte mit frischer Fülle der Kräfte nach einem großen Wirkungskreise, statt diese auf das Nächste, Heiligste, Nothwendigste zu verwenden. — Dies Alles wäre nicht geschehen, wenn ich in der Sphäre der Weiblichkeit geblieben wäre, wenn nicht Alles, was mich umgab, mir vorgespiegelt hätte, daß eine Frau berühmt und groß werden könne, und daß dies ein schönes Loos sey. — Liebe Schwestern, ich wiederhole es, seyd verborgen, demüthig und anspruchlos! Alles Andere gereicht zum Verderben!

Wir gelangten vor das Haus der Frau v. Gen-

lis. So wie die Thür ihres Zimmers hinter mir zuſchlug, fühlt' ich mein Herz von einem bangen, tiefen Schauder beklommen, und ein inneres, ahnungsvolles Gefühl ſagte mir, ich ſey nun getrennt von Allem, was mich jemals rein und ſüß beſeeligt hatte. Frau v. Genlis kam aus dem Schreibzimmer mit offnen Armen auf mich zu. Ich ſank an ihre Bruſt mit tauſend Thränen.

Der Knabe, den Frau v. Genlis aus Berlin mit ſich genommen, kam mir mit großen Freundſchaftsbezeigungen entgegen. Ich war gegen ſeine Tücke gewarnt worden, glaubte aber nicht einen Knaben ſcheuen zu müſſen. Es kam mir indeß bedenklich vor, wie er im Hauſe ſeine Befehle gab, und ſelbſt in ſeine Freundlichkeit eine Art von Protektion legte, was mir nicht entging, obwohl er mir ehrerbietig die Hände küßte. Doch zog ich Anfangs aus meinen ſtillen Bemerkungen noch keinen Schluß.

Kaum hatte ich meine Sachen in Ordnung gebracht, wobei mir des Knaben Neugier und und unverlangte Beihülfe, wenn nicht überläſtig, doch auffallend war, ſo kam General Kosciusko, um Frau v. Genlis zu beſuchen. Ich freute mich,

ihn zu sehen, und fand in ihm einen Mann von einfach freundlichem Wesen, ernst und schwermüthig gestimmt, dessen ganzes Betragen Herzlichkeit erweckte und Achtung gebot.

Wir aßen um vier. Nach Tisch bat mich Frau v. Genlis, mich zur Ruhe zu begeben. Ich that es. Ich wußte nicht, daß mir Casimirs Zimmer und Bett eingeräumt war, und daß er schon deshalb einen Haß auf mich werfen konnte.

Die Nacht war unruhig. Ich träumte, ich sey in Berlin, um schmerzlich beim Erwachen zu sehen, daß es ein Traum gewesen. Noch hatte nichts den reizenden Hoffnungen widersprochen, deren Vorspiegelung mich nach Paris gelockt hatte, und doch waren diese schon abgeblaßt, und an ihrer Stelle erfüllte die tiefste Reue mein Herz.

Am Morgen war es mir schmerzlich, daß mir mein Frühstück auf mein Zimmer geschickt wurde. Doch um zehn sah ich Frau v. Genlis im Putzzimmer. Sie war unendlich freundlich, und bat mich, mit Casimir im Luxembourg spazieren zu gehn. Ich machte mir einen hohen Begriff von einem Spaziergang in Paris, und leidete mich mit einer Sorgfalt an, die der Frau

v. Genlis nicht zu gefallen ſchien. Unter den alten grünen Bäumen des Luxembourg fand ich einige Wärterinnen und ein Paar abgelebte Greiſe vom ancien régime, mit Hunden zu ihren Füßen, und Taback ſchnupfend. Dies ſpannte meine hohen Erwartungen etwas herunter, und ich ging traurig heim.

Bei Tiſch hatt' ich bemerkt, daß Caſimir ſehr gebieteriſch mit der Köchin umging. Ich machte Frau v. Genlis aufmerkſam darauf, und bat ſie, die Sorge für das Hauswesen nur mir zu übertragen. Frau v. Genlis ſchien meinen Bemerkungen Beifall zu geben, und bedeutete der Köchin, ſie würde künftig ganz unter meiner Aufſicht ſtehn. Dieſer Vorgang mochte den Knaben verdroſſen haben. Als ich nach Tiſch am Schreibtiſch ſaß, nahm er einen großen Pinſel, tauchte ihn in das Dintenfaß, und ſpritzte die Dinte ganz behaglich auf mein weißes Kleid. Ich bat ihn Anfangs freundlich, dieſen Zeitvertreib mit einem beſſern zu vertauſchen; allein er ſchwieg, und ergriff behend das Dintenfaß, welches er nunmehr völlig auf mich ausgoß.

Ich würde über dieſen Vorgang, als über einen Knabenſtreich, völlig geſchwiegen haben,

wenn mir nicht Frau v. Genlis es, ſogleich als ich ankam, zur heiligen Pflicht gemacht hätte, ihr alles zu ſagen, was Caſimir thun würde. Er ſey, behauptete ſie, ein vortreffliches Kind, welches ihre Leute bloß dadurch verdorben hätten, daß ſie unredlich gegen ſie gehandelt, und ihr alle ſeine böſen Streiche verheimlicht. Somit ging ich voller Zuverſicht in ihr Zimmer, um ihr Alles zu berichten. Sie aber ſah nicht ſobald die Dintenflecke, als ſie Alles errieth, und es war ihr anzuſehen, wie hart es ihr wurde, Caſimir zu ſchelten. Da ich ihr erzählen wollte, wie ſich die Sache zugetragen hatte, fiel ſie mir in die Rede: ma chère amie, à quoi bon toute explication, ces taches d'encre parlent pour vous; je les vois bien, cela suffit, Casimir est en pénitence — (Liebe, wozu die Erklärung? die Dintenflecke ſprechen für Sie, ich ſehe ſie ja, Caſimir muß Strafe haben.) — Mir wurde nicht wohl um das Herz bei dieſen Worten, ich hatte Recht. Nach einer Stunde kam Caſimir, bedeckte meine Hände mit Thränen und Küſſen, und bat um Vergebung; mir ahnte, was ich davon zu halten hätte.

Am Abend des dritten Tages nach meiner

Ankunft wurde die Tochter der Frau v. Genlis, Frau v. Valence, angemeldet. Ihr angenehmes Weſen machte den günſtigſten Eindruck auf mich. Sie betrachtete mich lange, umarmte mich dann, und ſah dabei gerührt und nachdenklich aus, als bedaure ſie mich. Ich war bezaubert von ihrer Freundlichkeit, ich träumte mir in Madame de Valence die Pulchérie aus den Schloß-Abenden ihrer Mutter, dieſelbe, die viele Tage durch im kalten Zimmer geblieben ſeyn ſollte, um heimlich das für ihren Kamin beſtimmte Holz einer armen Frau zuzuſchicken. — Frau v. Valence ſagte mir: „Seyn Sie überzeugt, Liebe, daß ich mich recht glücklich fühle, Sie zu kennen, und Sie bei meiner Mutter zu wiſſen; gefällt es Ihnen hier?“ — Ich erinnere mich meiner Antwort nicht, aber dieſe muß ſie wirklich gerührt haben, denn ſie umarmte mich noch freundlicher und ſagte: „Arme kleine Schweſter, ja! Sie finden hier Anverwandte!“ Dies ergriff mich ſo, daß ich weinte.

Einige Tage darauf fuhr ich mit Frau v. Valence nach dem Theater aux Italiens. Sie ſchenkte mir Blumen, die ich zu Hauſe ſogleich der Frau v. Genlis brachte. „Was ſoll ich mit den Blu-

men?" fragte sie. Ich sagte ihr, sie kämen von ihrer Tochter. „Das ist unnöthig," entgegnete Frau v. Genlis: „solche Empfindungs-Merkmale sind hier in Paris nicht an ihrer Stelle, und Frau v. Valence und ich sind gar nicht auf einem so zärtlichen Fuß, daß wir einander Blumen schickten." —

Einige Tage nachher hatte ich mit Casimir folgendes Gespräch:

Er. Sie sind hier nicht zu Hause, Frau Baronin.

Ich. Warum denn nicht?

Er. Sie sind nur in Berlin zu Hause. Mama (Fr. v. Genlis) ist Ihre Mutter nicht.

Ich. Das ist sie gewiß; die mich zur Tochter annimmt, muß doch wohl meine Mutter seyn.

Er. Nein, gewiß nicht! Ich weiß besser, was sie denkt, und was sie mir gesagt hat; sie erlaubt Ihnen, sie Mama zu nennen, weil Ihnen das Vergnügen macht; sie nennt Sie Tochter, um Ihnen ein artig Wort zu sagen, aber das thut der Sache ganz und gar nichts; Sie sind eine junge Freundin, welche sie bei sich aufgenommen, sonst nichts!

Ich. Und was sind denn Sie, Casimir?

Er. O, mit mir iſts ganz ein Anders!

Ich. Wie denn, es iſt ja daſſelbe Verhältniß. Das kann denn ja auch der Sache nichts thun.

Er. O, nein! ich verſichere Ihnen, das thut ihr viel.

Ich. Darnach werde ich mich einmal erkundigen.

Er. Thun Sie das, Frau Baronin. — Meine kleine Helmina, geben Sie mir die Hand!

Ich. Nein, denn Sie haben mich tief gekränkt.

Er. Hab' ich das? Womit?

Ich. Indem Sie mir ſolche Sachen ſagen.

Er. Und ich habe es doch geſagt! ich bin nicht dumm! Gute Nacht!

Er ging, wir waren noch bei Frau v. Genlis im Zimmer, wo er nicht aufhörte, mir angenehme Sachen zu ſagen, mich aber, ihr unbemerkt, höhniſch anlachte. Ich konnte nun ermeſſen, wie alles ſtand, aber es war zu ſpät, die eiſerne Nothwendigkeit hielt mich meiner leidenden Mutter fern, in Paris, in dieſem Hauſe feſt. Des Himmels Strafe war gerecht. Warum hatte ich Heimath und Mutter um eine fremde Frau verlaſſen?

Am Tage nach meiner Ankunft in Paris empfing ich durch Einlage folgenden Brief von meiner Mutter:

Berlin, den 25 Mai 1801.

Ich bin heute nicht so ohne Bangheit, als gestern bei Deinem Abschiede, meine Liebe! Früh war ich im Gärtchen, die Glocken läuteten, ich war allein, ach, und die Glocken allein antworteten mir, und sagten mir nur feierlicher, daß ich wohl nun immer so allein seyn werde. Als ich nach Hause kam, schickte Frau von Heidebreck zu mir, und ließ uns Beide zum Thee zu Hofjägers bitten. Ich schrieb ihr zurück, daß Du bereits auf dem Wege nach Frankreich wärest, daß ich dies heute stärker fühlte als gestern, und daß ich gern noch trauriger um Dich werden wollte, weil Du es ja verdientest. Mit dieser Gelegenheit beförderte ich auch Deine Abschiedszeilen an Mad. Bocquet und an die Fräuleins. F. Minna von Knebel kam sogleich dem Billette voll wahrem Antheil nachgeeilt, bat mich zu sich, und wollte mich gleich mitnehmen, aber Auguste von Hacke und unsre einzig liebende Bocquet hatten mir auch ihren Besuch ansagen lassen, und gern blieb ich zu Hause. Jetzt sind Beide hier, und Madame Bocquet, welche so gern Balsam auf lei-

bende Herzen legt, ersuchte mich, Dir eine Zeile zu schreiben, weil sie eben an unsre Genlis schreibt. Sie läßt ihrer theuren Genlis und Dir sagen, daß sie sich heute nur halb wohl befände, und daß Deine unvermuthete Reise an dieser traurigen Hälfte viel Schuld habe. Sehnsucht und Liebe zur Freundin ziehn ihr Herz Deinem Reisewagen nach, ach, Minchen! und wo soll nun das Meine ruhn? Alle Bande der Natur reißt die Ferne ab, und alles, was ich mehr liebte, als mich selbst, verstummet für mich. Lebe Du nur wohl, und sage Deiner zweiten Mutter, daß es nur unwillkührliche Thränen seyn werden, die ich Deiner Abwesenheit weine; denn Alles, was gut, weise und edel denkt, wünscht nur Glück zu dem Schicksale, welches so gütig Dich in ihre Aufsicht führte. Lebe wohl! Unsre Bocquet läßt eben noch durch ihre sanfte Tochter Dir sagen, daß sie Deine recht herzlich liebende Schwester sey, und bleiben werde, und Auguste von Hacke schickt Dir dieselben Gesinnungen, aber freilich ein wenig zwischen Lächeln und Schmollen, denn Du hättest sie noch einmal mündlich grüßen sollen. Mit Anmerkungen muß ich schließen, dafür bin ich.

Deine

redliche Mutter,

C. L. v. Klencke.

Gern würde ich meinen Lesern die Sammlung der Briefe meiner verklärten Mutter an mich ganz mittheilen, der Leiden ohne Maaß, die sie in den sechszehn Monaten seit meiner Trennung bis zu ihrem Tode erduldet, und der Treue und Liebe eines Mutterherzens ewig rührende Zeugnisse. Der Raum dieser Blätter verstattet mir indeß nur kurze Auszüge, die ich nur, wo es unumgänglich nöthig ist, aus den Stellen wählen werde, wo sie von mir spricht. Das Mutterherz spricht, und dies sey gesagt, um den richtigen Maaßstab zu finden, nach der Mutter liebevollen Worten mein eignes Bild zu vollenden.

16 Juni 1801.

Ich war die ersten acht Tage nach Deiner Abreise nicht eben unruhig, aber matt und ohne Lebenslust. Nachher fand ich mich in die Nothwendigkeit, und jetzt bin ich ganz ruhig, ja, in einer Ruhe, die dem Schlafe gleicht, befinde ich mich. Ach, alle scharfe Ecken meiner Empfindlichkeit sind ja abgeschliffen durch die traurigsten Erfahrungen; nun werd' ich, gleich dem glatten Kügelchen, aus der spielenden Hand des Knaben in das kleine Grübchen auf der Erde, in mein Grab vol-

lends vom Schicksale bineingerollt. Wäre es nur erst bis dahin gekommen, meine Sorgen gehn über mein Haupt, und sind so schwer, daß ich mich selbst nicht mehr darunter fühle. —

---

22. Juni.

Ich habe diesmal den 21. Juni ganz einsam für mich behalten. Morgens, als ich aufstand und frühstückte, standest und schwebtest Du vor und um mich her; die Erinnerungen aller Jahrstage seit Deinem Daseyn blühten, wie an einem Rosenstrauche vor mir auf, und dufteten liebliche Gefühle in meine Brust. Nein, Du bist mir nicht ferne, Du kannst es nie werden, außer, wenn Du Deine Denkart von der Meinigen trennteſt. — Es wäre hart für uns Beide, wenn Du diesen Tag hättest neben mir begehn sollen, in dieser meiner trüben, äußerst bedrängten Lage! Ach! das sind nur Geburtstage, welche man im vereinten Kreise seiner Angehörigen, in der glückseligen Ordnung eines immer beschäftigten Hausstandes begeht! Das war für diese Welt mein höchster, mein einzig lieber Wunsch: ich hab' ihn nicht erlangt, so sehr ich auch mit dreifacher Erfüllung meiner Pflichten ihm entgegen arbeitete.

16. Juli.

..... Doch so tief ich auch in Dornen sitze, so weiß ich nicht, woher der Rosenduft der Hoffnung kommt, der mich immer noch umschwebt: ich denke, mir muß geholfen werden, da ich so unschuldig an meinem Zustande bin; ich hoffe aber das nur, wie ein Kind auf seine abwesende liebe Mutter hofft, die vielleicht — doch gestorben seyn kann, weil sie, ach! zu lange ausbleibt. — Muß mir denn geholfen werden? O, Gott! wie viele deiner bessern Geschöpfe, als ich bin, mußten ihr Kreuz bis an die Stätte tragen, wo sie sich mit ihm, als auf ihrem Ruhebette in die Tiefe des Grabes legten. Laß es, die kühlende Erde heilt alle Wunden. Ich weine nicht mehr Thränen für diese Welt, Deine gute Seele, meine Liebe, kenne ich, wenn's zur Prüfung kommt, bist Du das Kind, wie es seyn soll; allein für mich von dem zu sammeln, was Dir Frau von Genlis zu Deinen kleinen Ausgaben giebt, sie, die selbst Sorgen hat, das thue nicht! Kannst Du aber, vermöge Deiner Geschicklichkeit und Deines Fleißes, Etwas erwerben und mir schicken, siehe, und wenn es das kleinste wäre, so würde ich stolze Freudenthränen darauf weinen, und mich nicht satt daran sehen, nicht Lust genug daran haben können!

14. Aug. 1801.

Wie glücklich biſt Du, auf allen Seiten betrachtet! Angeſchmiegt an den vortrefflichſten Weſen, hat Dein Gemüth die Erinnerungen an vergangene böſe Stunden nur zur Verſüßung der köſtlichen, die Du jetzt genieſeſt, in ſich ruhen, und nie mögen ſie ganz aus Deinem Gedächtniß verlöſchen, weil ich nicht wünſche, daß ähnliche Dir wieder nachkommen — ach, dieſe möchten bittrer werden, als die Ueberſtandenen! Denn unſre Freudengenüſſe erhöhen mit den ſteigenden Jahren nur unmerklich, meiſtens gar nicht, unſre Gefühle, aber für die Leiden werden ſie geſchärfter. —

Alles, was Du, in den Armen Deiner Freundin ruhend, herplauderſt, erquickt, beruhigt die Einſame, die Du hier mitten im Sturm, nur auf ein Brett gerettet, den Wellen haſt überlaſſen müſſen. Ja, Deinetwegen bin ich ſo ruhig.

17. Sept. 1801.

Du gedenkſt für mich zu arbeiten, um mir Geld ſchicken zu können. Gutes Kind! das Glück ſollte Dir die Freude wohl machen, denn Dein Herz iſt es werth; aber Deine zweite Mutter iſt

Dir jetzt näher als ich, sorge ja nur immer, dieser etwas zu ersparen! Du schreibst mir, daß sie unbeschreiblich an Wäsche bestohlen ist. O, Minchen! sieh, hier bist Du nun auf den Standpunkt Deiner Pflichten gesetzt: Frau von Genlis muß ihre edle Zeit zu Gold machen, um ihre und Deine Existenz zu befördern, hilf ihr doch auf das Übrige Acht geben, Du wirst dadurch die Tugend der Ordnung Dir angewöhnen, und so manches andere Gute wird daraus hervorgehen. Sparsamkeit und Aufsicht sind die Grundpfeiler des häuslichen Glücks, und das häusliche Glück geht über alles Glück der Erde. —

— Ja, ich will Maurer den Vorschlag machen, den Du wünschest. Ach, mir wird's schauerlich und bänglich wohl um die Brust, wenn ich in solchen Worten Dich im Sinnen betreffe, und wie Du eiferst, Deinen Arm bis nach mir her auszustrecken, um mich von irgend einem Leiden aufrichten zu können. Ist es denn so Dein Ernst, Du Gute? Laß es doch nur nicht so Dich treiben, Du machst mir Kummer mit Deinem Kummer um mich — und, Liebe! vernimm's: eh Deine Barke nur gebauet seyn kann, muß ich schon versunken, oder wunderbar an's Land geworfen seyn. Um mich her hängt eine fürchterliche Nacht, ohne Blitz und Donner, aber schwül, und kein Lüft-

chen weht: der Athem der Natur scheint aus Bangheit sich zurück zu ziehn — und doch ist es ruhig in mir, ruhig, wie es dem Kranken auf dem äußersten Punkt der Krisis ist.

— Maurer wünscht, daß Du in unsrer Sprache ein fortgesetztes Werk, oder, wie es Stoff und Zeit mit sich bringen will, schreiben möchtest: über Sitten, Lebensart, Moden, und kurz über alles, was Frankreich außer den politischen Verhältnissen Merkwürdiges in seinem Innern und in seinen bürgerlichen Verhältnissen hat. Dazu will er aber keine Beschreibungen von Gebäuden und Gegenden, noch von Kunstwerken, über die Jedermann schon schreibt und redet; aber von Künstlern und Gelehrten und deren Einfluß auf's Ganze. Kurz, hier ist der Titel zum Werk, den Maurer selbst geschrieben hat, und zugleich seine wahre Meinung, in welcher Art er die Beschreibungen vorgetragen wünscht; nämlich in Yorikscher Manier *).

*) Es sind in der Eunomia, Jahrgang 1801, meine: Empfindungen und Erfahrungen einer jungen Deutschen in Paris, abgedruckt.

An meine Mutter.

Versailles, November 1801.

Meine gute, theure Mutter! Der gütige Léonce überbringt Ihnen dies Schreiben nebst meinen Uebersetzungen der Apostasie an Fräulein Clermont, zwei Pfund Schokolate, und einigen kleinen Gemälden, u. s. w. Ich habe mehreres schicken wollen, aber es war nicht möglich, und das thut mir recht innig leid. Auch den Freundinnen hätte ich gern mit dieser Gelegenheit manches geschickt, und konnte nicht; — so manches, was ich so gern erfüllen möchte, so heiß ersehnt, und so nahe glaubte, ist für jetzt nicht möglich — und ich finde das hart, und muß es beweinen. Empfangen Sie ja Léonce recht freundlich, ich bin ihm manche Verbindlichkeit schuldig. Er wird Sie sehen, und ich nicht. — Wenn Sie glücklich wären, so würd' ich das nicht so heiß beweinen. — Wir haben drei Tage in Paris zugebracht, ich würde darüber geschrieben haben, wenn ich nicht vieles für Mad. Genlis zu kopiren, und andre Geschäfte gehabt hätte. W. hat mir einen langen, sehr freundlichen überzuckerten Brief geschrieben, und bittet dringend um Antwort, und Verzeihung wegen seines langen Schweigens. Er schreibt von Ihnen, liebe Mutter, daß er bei seiner letzten

Reiſe nach Berlin den Zweck gehabt, Sie aufzuwecken, weil Sie ſeit zehn Jahren über Müdigkeit im Schreiben klagten, Sie hätten ihm aber geſchrieben: Sie bedürften mehr als Worte, und er ſähe ein, daß er zu dieſem Mehrern leider Ihnen zu ferne, und wohl nicht geeignet wäre. Er ſetzt hinzu:

„Es giebt ein früheres Alter des Lebens, worin bloßer Umtauſch der Empfindungen ſchon genüget, worin Mittheilung und Ergießung des Herzens in Kümmerniſſen und Freuden hohen Werth, gleich einem wirklichen Gut, haben; allein ihm folgt ein ſpäteres Alter — dann wird's anders — jene geiſtigen Bedürfniſſe verdünſten, und dann bedarf's freilich mehr als Worte! —"

Die liebenswürdige Stephanie *) ſendet Ihnen dieſe Roſenknospe, ſie nimmt innigen Theil an Ihrem Schickſal; wenn ſie in guten Händen bleibt, wird ſie ein Engel. Ich ſehe oft die deutſche Familie, von welcher ich Ihnen geſchrieben habe, die Frau wird mir lieber, je öfter ich ſie ſehe. Dies Ehepaar hat unſre göttliche Königin und ihre Geſchwiſter erzogen. Die Prinzeſſin Ludwig lebt glücklich, wie ſie mir verſichern, und das

*) Demoiſelle Stephanie war bei der Frau v. Genlis in Penſion.

entzückt mich. Die Königin und ihr Bruder, der Erbprinz, sollen eine noch schönere Seele, als ihre übrigen Geschwister haben. Alle diese fürstlichen Kinder haben die glücklichste Jugend genossen, in ihrem Herzen wohnt die zarteste Empfindung, und ihr Verstand hat die höchste Ausbildung erhalten. Wie rührend und schön sind so viele Jugendzüge, die ich hier aus dem Munde des Obristen von Gräfe und seiner würdigen Gemalin erfahre! Ich würde den Brief nicht endigen können, wenn ich das Alles niederschreiben sollte. Nur Eines vom Erbprinzen George. Er reiste mit seinem Hofmeister nach Schweden. Er kam unterweges an die Stelle, wo Gustav Adolph gefallen. Hier verweilte er, tief gerührt, betrachtete lange und schweigend die Gegend umher, beugte sich dann nieder, pflückte einen Grashalm ab, und legte ihn in seine Schreibtafel, neben das Bildniß seiner Schwester, der Königin. Kurz nachher wurde er dem Könige von Schweden vorgestellt. Dieser sagte dem Erbprinzen unter andern, er wünschte wohl ein recht ähnliches Bildniß seiner Schwester Luise zu sehen. Der Prinz öffnete seine Schreibtafel, um dem König dies Bild zu zeigen, in demselben Augenblick fiel der Grashalm von Gustav Adolphs Denkmal auf die Erde, und der hocherröthende Prinz bückte sich,

ihn aufzuheben. Gewiß etwas Liebes! sagte der König, diesen Vorgang bemerkend, mit Lächeln, — der Prinz schwieg und erröthete noch mehr, da mußte Hr. v. Gräfe die Wahrheit erklären. — Mich hat dieser feine Zug sehr gerührt, — auch die Herzogin von Sachsen Hildburgshausen soll ein wahrer Engel seyn. —

Sie machen mich recht traurig, liebste Mutter, daß Sie Sich so sehr über die Albernheit mancher Menschen grämen. Streben Sie doch nur nach dem Beifall derer, die durch Geist und Gemüth mit Ihnen auf Einem Standpunkt stehen, und wenn auch diese Sie verkennen, so sey es Ihr Trost, daß verkannt werden ein Unglück ist, welches nur gute Menschen betrifft, u. s. w.

Meine Mutter an mich.

Freund Ahlefeldt hat mir neulich von unserm Jean Paul ein allerliebstes Briefchen zum Lesen gebracht, worin er von seiner Karoline sagt, daß sie ihm seine Tage so schön webe, daß er darüber Besuche und Briefschreiben vergäße, daß er von nun an in der dümmsten Stadt leben könnte. Ich habe sie nach Kassel und Baireuth geführt, um sie zu entzücken, schreibt er; das Briefchen hat mir viel Freude gemacht.

Den 25. Januar 1802.

Ahlefeldt hat mir gestern eine recht unverhoffte Freude gemacht, er war bei mir, und bemerkte Deine Novellen und übrigen Arbeiten, die ich eben Abends zuvor zur Hand genommen, um sie dieser Tage H. Maurer zu schicken. Ahlefeldt bat sich sogleich die Novelle vom Ringe aus, um sie zum Druck zu befördern *). Als Schriftstellerin kannst Du von nun an in froher Hoffnung leben; würden doch alle Deine schönen frommen Wünsche so erhört!

26. Januar Vormittags.

Nachdem ich gestern den ganzen Tag bis Abends an obigem Briefchen zugebracht, mußt' ich aufhören, ohne diese Seite zu Ende bringen zu können, selbst lesen konnt' ich in zwei Tagen nicht, diese Nacht aber habe ich gut geschlafen; die Krankheit scheint erschöpft zu seyn, und ich fühle mich heute wohler, so daß ich aufzustehen gedenke. Darüber wirst Du Dich freuen; allein schreiben kann ich doch heut nicht viel, nur das Daseyn dieses Tages, welcher recht schön am Himmel steht, will ich dankend genießen. Kind meines Herzens! Tausend, tausend Freuden hast Du mir gegeben, tau-

*) Sie heißt das Mißtrauen, und steht in der Flora, Jahrgang 1803.

send Hoffnungsblüthen der Freude verſprichſt Du noch der Zukunft von Dir, Blüthen, welche das längſte Leben weit überſchimmern! — Nimm, Geliebte! dieſe Worte, in welchen ich mich glücklich fühle, als einen Segen über Dich hin, als den beſten, den ich Dir heute und immer geben kann!

Nachmittags 2 Uhr.

Theures Kind! eben wollte ich Dir's noch ſagen, daß ich von Stunde zu Stunde wohler werde, und vorhin ſchon im Gärtchen ſpaziert habe, im herrlichen Sonnenſchein Deines erſten Tages, der mir immer mein Erdenleben ſeit den neunzehn Jahren Deines Lebens ausgefüllt hat. Ich ſage, daß ich mich immer wohler und gar nicht mehr matt befinde; aber was ſoll ich nun ſagen? Ich habe vor einer halben Stunde Dein Paket empfangen; welch einen ſüßen, herzerquickenden Anblick gewährte mir das ſo ſehnlich gewünſchte, langausgebliebene! Flüchtig hab' ich alles überſchaut; denn die Poſt geht eben heut, aufgeriſſen hab' ich die Siegel, und welch ein Engel trat mir entgegen aus dem erſten Brief, den ich eben erbrach, datirt vom 22. Nivoſe! Ich weiß nicht, welcher Monat das iſt, aber ich fühlte, daß mein Kind, mein gutes Kind, die Wahrheit liebende Helmina, unbeſchreiblich ſüßen Troſt in mein erdrücktes Da-

seyn, in mein zu wundes Herz goß, mit den Worten einer gebesserten Tochter! Besser, liebstes Kind, brauchtest Du nicht zu werden, Du warst immer guten Herzens: aber freier von äußeren Fehlern mußtest Du werden, und es waren nicht einmal Fehler, sondern nur Nachlässigkeiten. Gott gebe doch allen guten Müttern solche Töchter, wie mein Minchen ist!

den 9. März 1802.

Wie wirst Du bangen, wenn Dir Nachrichten von mir ausbleiben. Das glaube ich; denn Du trägst wahren Kummer um mich, Dein Herz hat es mir gesagt, nicht allein in Deinen Briefen aus Frankreich her, sondern in allen Handlungen Deines Lebens. Mir zu Liebe hast Du Alles gethan, selbst das, was Dir fehl schlug; mir zu Liebe, mir Ausgaben zu erleichtern, drängtest Du aus Dir den Trieb zum Malen, (darum sollen jene Medaillons, die Erstlinge Deiner Kindesliebe mir immer heilig bleiben *), mir zu Liebe wolltest Du heirathen, gingst durch alle seine harten

*) Mein erster Versuch in der Malerei waren Rosen, Medaillons mit Genien, die ich machte, im Wahn, die Mutter würde sie brauchen können, um Gedichte drein zu schreiben.

ten Schickſale mit Ruhe der Seele, und endlich nach Frankreich. Mir zu Liebe wurdeſt, biſt und bleibſt Du Schriftſtellerin, Dein einziger Zweck dabei iſt, mir Erleichterung zu ſchaffen, — ich weine jetzt und zittre, aber vor Wonne über Dich, mein gutes, mein geſegnetes Kind! Dein Wille iſt hier mehr als That, auch unausgeführt iſt er die Krone Deines Lebens. Warum haſt Du, mein Engel, mich verlaſſen müſſen? Aber ſey ruhig, ich bin jetzt es auch. Ich lebe hier wie im Himmel, in einer neuen gefunden Wohnung, dem Hauſe gegenüber, in welchem Du geboren biſt. Oft gedenke ich der Zeit Deiner hülfloſen Kindheit; jetzt iſt es umgekehrt, jetzt bin ich die Hülfloſe. Ach wirſt Du iemals mir Mutter ſeyn können? Laſſe das, was nicht ſeyn kann, das muß unterbleiben. Gott wird ferner helfen, ich kam ja bis hieher. —

Den 21. Juni 1808.

Heute hat ſich das traurigſte Jahr meines Lebens geſchloſſen, ſo ſchwer an Kummer und körperlichen Leiden, ſo leer an Ermunterungen, ach! ſo niederdrückend ſelbſt für die Erinnerung vergangener Jahre voller Freude und Hoffnungen. Nur Du, geliebtes Kind, giebſt mir durch Dein Betragen gegen mich, wie durch die ehrenvolle Art, womit Du in Deiner Lebensrolle fortſchrei-

fest, noch ein dankbares Gefühl zu Gott für mein fortdauerndes Daseyn. Der heutige Tag ging trüb' und leer vorüber, selbst die gute Auguste v. Haake, die ihn sonst nie verfehlte, hat sich noch nicht sehen lassen. Niemand hat mir heute eine Blume gepflückt, ja ich habe diesen ganzen Frühling noch keine Rose gesehen, weil ich gar nicht ausgehen kann. Das Gehen fällt mir so sauer, ich muß mich überall ausruhen. Mein Unterleib ist durch die Krämpfe so sehr geschwächt. Gestern zum erstenmal fuhr ich ein wenig aus, es bekam mir ganz gut, und ich werde es nun öfter thun; denn ich bekomme ja von Maurer Dein zweites Honorar, Du liebe, Du schöne, vernünftige Schreiberin. Dafür will ich öfter auf die Dörfer fahren, u. s. w.

Berlin, den 9. Juli 1801.

Warum muß mir die Kraft fehlen, mit Dir reden zu können? Ja, warum fehlet mir die Kraft, Deine rührende Stimme ganz in mich aufnehmen zu können? Welch' einen Brief habe ich heute von Dir empfangen. Er ist vom zweiten Pfingstfeiertage datirt *), wo ich, wie Kleist's lahmer

*) An jenem Tage hatte ich das heilige Abendmahl genommen in der lutherischen schwedischen Gesandtschafts-

Kranich, an meinem Fenster saß, und alle Welt jauchzen hörte, und unter Gottes freiem Himmel alles fröhlich wimmelte, und ich nirgends mit konnte, weil mir das Gehen so schwer wird. Da bist Du bei mir gewesen, geliebtes Kind, so nahe, so innig, so schön! Ich war auch bei Dir; denn Du hast meine einsamen Stunden; aber ich darf nicht inniglich zu Dir hindenken, es giebt mir nur schärfere Schmerzen, als ich schon leide. So habe ich mir denn in Dir einen Zeugen der Wahrheit auferzogen, und Du bist es allein, die mir Gerechtigkeit wiederfahren läßt, ohne mir zu schmeicheln. Ja, München, es schmerzt nichts so sehr, als Jahre voll der trübseligsten Schicksale gelebt zu haben, und dafür nur Verfolgung, Kummer und Armuth zum Lohne zu bekommen, und dann sterben zu müssen, ohne daß eine Seele auftrete, die Einem Gerechtigkeit widerfahren ließe. Diesen Schmerz nimmst Du von meinem Herzen ab. —

Berlin, den 17. Aug. 1808.

Meine Geliebte! Ich werde Dir heute nur wenig schreiben, weil mir das Schreiben zu schwer

Kapelle zu Paris, bei meinem würdigen Freunde, Pastor Gambs.

wird; aber dafür auch lauter Gutes. Möchte es beflügelt zu Dir Bekümmerten hineilen, die gewiß meinetwegen recht sehr leidet, und vielleicht vom ersten Eindruck der traurigen Nachrichten von mir gar krank geworden ist. Das wolle Gott nicht! Dein Leben ist meines Lebens Rose, laß mich nur nichts Trübes von Dir hören! Deine Schmerzen, Dein Kummer stillen doch meine Schmerzen und täglichen Leiden nicht. Sey also heiter, liebe Seele, damit ich eine frohe Sonne in der Welt habe, an der ich mich noch erquicke; denn des Himmels gütige Sonne, sein Mond und seine Wolkengebilde, die ich so gern betrachtete, gehn dies Jahr für mich verloren. Ich weiß nicht, ob ein Tag oder eine Nacht ist, weil Beide mir keine Kraft zum Denken und Fühlen übrig lassen; aber ich vergesse mich, ich wollte ja nur wenig schreiben, und Dir nur das Beste sagen, dieses ist, daß ich merkliche Schritte zur Besserung mache. Meine Natur ist vortrefflich. Wäre ich nicht gewaltsam so heruntergerissen worden, ich lebte über hundert Jahr. Mein Leib ist nicht mehr so stark, er ist über die Hälfte geschwunden; ich kann wieder auf beiden Seiten liegen. Der Geschwulst an den Füßen ist rein weg, und ich kann von Zeit zu Zeit eine Weile lang am Fenster stehn, nur gehen und sitzen kann ich durchaus nicht,

hoffe aber, es werde ſich auch mit der Zeit finden. Uebrigens bin ich völlig abgezehrt, werde Tag und Nacht vom Huſten geplagt, alles, was ich genieße, muß ich mit Schmerzen und Spannung abbüßen, daher ich mich vor allem Genuß fürchte, und doch eſſe ich gern und habe ziemlichen Appetit. Kurz, wenn der Abend erſcheint, ſo muß ich von jedem Tage ſagen: es war ein elender Tag, nur die Freundſchaft noch durchwebt ihn mit Linderungen. Denke Dir, die theuren beiden Knebels redeten mir zu, den König um eine monatliche Hülfe zu bitten. Minchen ſelbſt ſchrieb den Brief in's Reine; denn ich ſelbſt war es nicht im Stande. Sr. Majeſtät beantworteten die Supplik mit einem Huldgeſchenk von 20 Friedrichsd'or, nachdem Er einige Tage zuvor durch die Vorſprache unſerer himmliſchen Berg mir 2 Friedrichsd'or und die Königin eben ſo viel geſendet hatte. Sieh! wie reich ich nun auf einmal bin, aber das Geſuch auf monatliche Unterſtützung iſt mir abgeſchlagen, weil jetzt kein Fonds vorhanden ſey. Indeß iſt das Geſchenk ein ſo ſchöner Beweis von des Königs mildem Herzen, den ihm der große König nicht gleich gethan hätte. Freue Dich nun, liebes Kind, Deine Mutter iſt auf lange, lange Zeit vor Mangel gedeckt, und das durch ſolche Perſonen, ein König, eine Königin, eine von

Berg und die unübertreflichen Knebels, die sich herzlich freuen: aber es kann noch besser kommen.

Lebe wohl, Theuerste! Wie sehne ich mich nach Nachrichten von Dir! So sehne ich mich nach meiner Gesundheit nicht; denn was hilft sie mir, wenn Kummer um Dich sie wieder zerrüttet?

Berlin, den 4. Septbr. 1802.

Meine Geliebte!

Endlich habe ich doch einmal Nachricht von Dir erhalten, in zwei Briefen, datirt vom ten Juli und 1sten August. Es beruhigt mich ungemein, daß ich Dich über meine Lage beruhigter weiß, und daß Du auf meinen Tod gefaßt bist. Ich werde täglich schwächer, und kann mir allein nicht mehr aufhelfen. Mit der innigsten Sehnsucht sehe ich meinem Tod entgegen. Ach! für das, was ich ausstehen muß, kommt er viel zu langsam. Du siehst, daß ich selbst nicht mehr schreiben kann, und vielleicht ist selbst dies der letzte Brief, den ich an Dich diktire. Ich habe mir ein paar saure Tage gemacht, und durch Diktiren alles in Ordnung gebracht, was zu meinem Nachlaß und zu meiner Beerdigung gehört, so, daß ihr beiden Kinder nicht die geringste Unruhe durch mein Absterben haben werdet; vorzüglich habe ich

zur Bestreitung der Kosten, welche bei einem solchen Fall erfordert werden, die bewußten 20 Stück Friedrichsd'or deponirt.

Nun zu Deinen Angelegenheiten, liebes Kind. Deine Nachrichten von allem, was Dir begegnet, haben etwas Angenehmes und Erfreuliches, und ich wünsche, daß Deinem Leben die Rosenfarbe solcher Erscheinungen nie verlösche. Besonders ergötzt mich das neue Freundschaftsbündniß, welches Du geschlossen hast, und welches Dich so glücklich zu machen scheint; allein auf der andern Seite bin ich doch nicht ganz ruhig dabei, Du hast ein zu gutes Vertrauen zu allen Menschen, und besonders pflegt die Liebe ein blindes Zutrauen mit sich zu führen; ich fürchte, daß, wie es allen jungen Herzen geht, Du den Kern für die Schale hingeben wirst. Du fällst ein sehr freundliches Urtheil über Deinen erwählten Freund; allein was ist er? welche Geschäfte treibt er? in welchem Amte steht er? und welche Aussichten hat er, um sich künftig familienmäßig zu etabliren? — Auf diese äußerst wichtigen Fragen bitte ich mir von Dir augenblicklich die bestimmtesten Antworten aus, ich würde sonst Deinetwegen sehr unruhig aus der Welt gehen; denn ein Mann ohne Amt und Aktivität ist der gefährlichste Liebhaber, und so geschickt er auch

ſey, ſo fehlt ihm doch das, was ihm erſt eigentlich die öffentliche Achtung ſichert. Ich habe weder die Kraft noch Gedanken, mich weiter darüber auszulaſſen. Du haſt Verſtand genug, um dieſen meinen Winken reiflich nachzudenken. Du biſt unglücklich genug, laſſe nicht etwa die Liebe Dich noch unglücklicher machen. Du erwähnſt, es könnte bis zur Schließung eures Bündniſſes noch Jahre lang dauern: Jahre nähren, aber verzehren auch die Hoffnung, und wenn man nur glaubt, daß alle Umſtände zuſammentreffen werden, um uns zum Ziel unſrer Wünſche zu bringen, ſo ſehen wir uns plötzlich getäuſcht, und das verlaſſene Herz hat nichts mehr zu hoffen, als eine troſtloſe Zukunft.

Von den Commiſſionen, die Du mir aufträgſt, werde ich ſchwerlich noch eine beſorgen können, da ich durchaus um dieſe Welt mich nicht mehr bekümmern kann; was mir aber möglich iſt, will ich thun. Ueberdem habe ich geſtern von Gleim Auftrag und Geld bekommen, um einen Leichenſtein auf der Großmutter Grab zu beſorgen, welchen er herſchicken wird, und der mir viel Unruhe macht, indem ich von dergleichen Sachen gar keine Kenntniß habe.

Nun noch eins von Allem: Du willſt Dich in Rüſtung gegen meine Verfolger ſetzen; unter den

Lebenden habe ich keine mehr, sondern lauter seltne, himmlische Freunde. Das kleine Geschmeiß wirst Du doch nicht des Fehdehandschuhs werth achten? Sie sind die Mücken und Fliegen, welche nie den Rechtschaffenen in Ruhe lassen, die man aber verachtet. Oder willst Du mit den Schatten kämpfen, die schon in Pluto's Reiche hausen? — Du kennst die Quelle alles meines Unglücks und meiner ausgestandenen Verfolgung, und gewiß hast Du ihr viel Gutes zu danken. Wo Du sonst noch etwa hindenken magst, daß mir Böses geschehen, da irrst Du überall. Ueberhaupt sind Dir alle wichtigen Umstände meines Lebens, wodurch es unglücklich geworden ist, völlig unbekannt; wie wolltest Du nun meinen Lebenslauf gehörig schreiben und meine Feinde strafen, deren Handlungen wider mich Du nicht weißt? Alles, was Du in dem Fall thun kannst, ist: Dich auf das zu besinnen, was Du während Deines Daseyns an Unrecht gesehen hast, das mir widerfahren ist, und dagegen das Gute aufzustellen, was Du etwa in meinen täglichen Handlungen beobachtet hast. Dieses, liebes Kind, ist mein letzter Wille *), dies

*) Mein Werk: „Leben und Werke der Tochter der „Karschin, ein Denkmal kindlicher Liebe", hat diesen Zweck zum Theil erfüllt. Der erste Theil dessel-

wird dann Deinem weiblichen Charakter keinen wilden Anstrich geben, und als einfache Wahrheit in jedes Herz dringen.

Nun, Gottes Segen immer und immer über Dir, und die schöne Hoffnung künftigen herrlichen Wiedersehens sey Dein Trost! Lebe wohl, Lebe wohl! Dies werden meine letzten Worte für Dich seyn, die ich in treuster Liebe für Dich ersterbe,

Deine Mutter,
C. L. v. Klencke.

Am 21. Sept. Nachmittags wurde die Dulderin von allen Leiden ohne Maaß durch einen herzlich ersehnten Tod befreit. Einsam, ohne ihre Kinder, mußte sie sterben, sie, welche ihre Mutter bis in den Tod liebevoll gepflegt und erquickt, sie, die treuste, redlichste Mutter, die nur für ihre Kinder gelebt hatte! — In ihren letzten Lebenswochen hatte sie von mancher edlen

den: Fragment aus dem Leben meiner Mutter, und ein Roman: August und Julie, ist 1805 bei Willmanns in Frankfurth erschienen. Verschiedene Umstände machten es mir unmöglich, den zweiten Theil herauszugeben.

Freundin Hülfe und Pflege empfangen. Auguste v. Haake, Henriette und Minna von Knebel, Madame Bocquet, und vom Lande aus Fr. v. Heidebreck geb. v. Brand, Fr. Karoline von Berg geb. Gräfin v. Häseler, nahmen sich treu und herzlich der Freundin an. — Segen über sie Alle! Und im Tode werde noch für die letzte Erquickung getröstet die edle Hofräthin Schmidt geb. Schlüpmann, meiner Mutter Jugendfreundin, welche sie noch in den letzten Stunden erquickte und tröstete.

Diese edle Freundin, die eine hülfreiche Mutter der Armen und Kranken, von stiller reiner Tugend, und eine geprüfte Dulderin vor Gott ist, hat mir hier in Berlin, wo ich sie wiederfand, noch gesagt, wie meine gute Mutter sich in den letzten Stunden liebevoll mit meinem Andenken beschäftigt, und mich bis zum letzten Hauch gesegnet habe.

Zum Denkmal auf ihren Hügel hatte sie ein schwarzes hölzernes Kreuz gewünscht, in dessen Mitte sollte ein weißes Kreuz gemalt seyn, mit den Worten: Es drückt nicht mehr.

Kein Denkmal bezeichnet ihre einfache Gruft auf dem Luisenkirchhof gegen die Abendsonne und

die Pappeln hin. Ihr Denkmal sey der Segen, der ihren redlichen Bestrebungen zu Theil geworden.

Während der Leidenszeit meiner armen Mutter mußte ich ihr den Kummer verschweigen, den ich selbst im Hause Derjenigen erlitt, die mich durch die liebevollsten Verheißungen den Meinigen entrissen hatte. Die Verschwendungen ihres Pflegesohns setzten sie ausser Stand gehörig für mich zu sorgen, und ich mußte das sehr schwer empfinden. Ich bemühte mich also ein anderes Unterkommen zu finden, womit Fr. v. Genlis, gestimmt durch ihre Umgebungen, völlig einverstanden war. In diesen Mauern hatte ich es zu herbe empfunden, was Abhängigkeit sey, als daß ich es hätte von neuem versuchen mögen. Es war damals eine Zeit des Friedens und des Wiederaufblühens aller geistigen Wirksamkeit. Durch den Herrn Joh. Gottf. Schweighäuser, meinen wackern Freund, den ich bei dem edlen Prediger der schwedischen Gesandschaft, Herrn Gambs, kennen gelernt, erfuhr ich, daß Cotta, dessen Antheil an der Beför-

derung vaterländiſcher literariſcher Wirkſamkeit ſtets Dank von uns verdienen wird, franzöſiſche Miszellen herauszugeben wünſchte. Herr Schweighäuſer ſchlug ihm vor, mir die Redaktion zu vertrauen, und Cotta ſchlug ein. Nun konnt' ich meiner Mutter ſchreiben, daß ich Arbeit und Brod habe, und Fr. v. Genlis verlaſſen würde. Zugleich ſchrieb ich ihr von der Ausſicht, die ſich mir eröffnete, eine glückliche Verbindung zu treffen. Da die Miszellen erſt im Januar 1803 herauskommen ſollten, hatte ich noch Muße, das Anerbieten eines würdigen Schweizers, des Grafen von Eſcherny, anzunehmen, zu meiner Erholung einige Monate auf ſeinem Landgut bei Verſailles zuzubringen. Ich lebte hier, ſo beſucht dies Haus war, größtentheils nur einem tiefen, troſtloſen Schmerz, den die Freundſchaft des edeln Grafen und ſeiner liebenswürdigen Hausgenoſſinnen vergebens zu zerſtreuen ſuchten. Eſcherny war ein ächter Schweizer, im ſchönſten Sinn des Wortes. Er hatte mit Diderot und Rouſſeau in freundſchaftlichen Verhältniſſen geſtanden, war noch beſeelt vom Gefühl einer beſſern Zeit, die er in Frankreich hatte untergehen ſehn. Er war Schrift-

steller und wissenschaftlich gebildeter Sprachkenner, hatte die berühmtesten Länder in Europa besucht, und war auch vortrefflicher Musiker. Nun, im siebenzigsten Jahre, blies er die Flöte zum Entzücken, und sang noch sehr ausdruckvoll. Wöchentlich hatte er ein kleines Konzert. Sein Haus wurde von vielen Schöngeistern besucht, unter andern lernte ich dort Fanny Beauharnois kennen, die bekannte Schriftstellerin, eine Frau, deren Geist und Herz in seltnem Einklang standen. Ich besuchte sie von Zeit zu Zeit, und fand ihren Umgang sehr liebenswürdig. Sie ließ sich, nach der Weise jener Frauen von Geist, gern ein wenig mit Weihrauch umgeben, und da sie kein sehr glänzendes Haus hielt, und schon sehr alt war, so waren es nicht die Mode-Schriftsteller, die sie besuchten, sondern eine gewisse Parthei der mittelmäßigen Schöngeister fand sich bei ihr ein, die sie so freundlich war nicht zurück zu stoßen, und unter denen nur derjenige Genialität und Würze des Geistes besaß, dem außer dem Hause der Beauharnois wohl kein einziges sonst offen stand, Rétif de la Bretonne, der Verfasser des Coeur humain dévoilé oder Monsieur Nicolas, ein Buch, welches

Goethe's Beifall in hohem Grade erhalten hat. Wäre Rétif kein Franzoſe, und nicht ſo unglücklich geweſen, er hätte einer der erſten Schriftſteller ſeiner Zeit werden können. Er bedurfte nur ſittlicher Würde, ſo würde die reine Gutmüthigkeit, der Feuergeiſt und das Talent dieſes Mannes ihm allgemeine Verehrung geſichert haben. Seine Paysanne pervertie, ein Gegenſtück zu Marivaux's Paysan parvenu, iſt ein Werk, in welchem man keine Ahnung von der vollkommenen Verderbtheit des Verfaſſers findet. Es enthält, vornehmlich für Frankreich, treffliche Sittenlehren, und ſchreckt vom Laſter zurück. Rétif war arm, gerieth in die Revolutioniſtenzirkel, denen es vornehmlich um Umwälzung aller Tugend und Sitte zu thun war. Hier iſt der Ort nicht, von ſeinen beiſpielloſen Verirrungen zu ſprechen, und ſeines Namens ſey hier nur gedacht, um ihn zu beklagen.

Es kann nicht genug wiederholt werden, daß die liebevollſten Gaben des Himmels in des Sterblichen Händen ihm zum Verderben gereichen müſſen, wenn er mit dem Streben nach ihrer Vervollkommnung nicht das noch wärmere nach der höchſten ſittlichen Würde vereinigt. Geiſt und

Talent sind die gefährlichsten Lockungen der Hölle, und können nur dann beglücken, wenn sie mit Bescheidenheit zur Ehre Gottes angewendet werden. Wie leicht vernachläßigt doch der arme Mensch', verblendet vom Beifall der Welt, die Sorge für die Veredlung seines Herzens, für die Ruhe seines Gewissens, und jagt nach dem Luftgebilde des Ruhmes, wähnend, er sey nahe daran das Höchste zu erringen — O nie genug zu beweinender Wahn! O, Eitelkeit der Eitelkeiten! — — Möchten wir doch erst in uns einen festen Grund der Gottesfurcht, Herzensreinheit und Tugend legen, ehe wir nach Ruhm vor den Menschen streben!

Im Hause des Grafen von Escherny sah ich öfters den bekannten Boissy d'Anglas, den unermüdeten Schriftsteller Delille de Sales (nicht den Dichter), der in vielen siebenzig Bänden leeres Stroh gedroschen hat, den bekannten Meßmer, dessen Wesen einfach und anziehend war, und der die Harmonika zum Entzücken spielte, Graf Hippolit von Murat, den Verfasser des unsichtbaren Prinzen, eines beliebten Romans, und viele andere Schriftsteller, deren Namen ich vergessen habe. Ebenerwähnter Graf

Murat war aus einer alten franzöſiſchen Familie, und ſo wenig ich je den Adelſtolz geliebt, gefiel es mir doch ſehr, daß er das vom General Murat unter der Hand ihm geſchehene Anerbieten, ſich zu ſeiner Familie zu bekennen (wodurch der ehmalige Küchenjunge ſich geltend machen wollte, als ſey er von gräflichem Geſchlecht) mit einem Abſcheu und einem Muth von ſich wieß, die ſeinem Herzen Ehre machen. Graf Murat war ein zurückgekehrter, damals armer Emigrant, hätte er Murats Anerbieten angenommen, ſo war ſein Glück gemacht; damals ſchien Napoleons Gebäude auf ewigen Grundſäulen zu ruhen. Hippolit von Murat wußte nicht, daß er, indem er ſo rechtlich und muthig handelte, nicht blos den Grund zur Befeſtigung ſeiner Gewiſſensfreudigkeit, ſondern auch den zu ſeinem künftigen Glücke legte; denn was wäre nun, nach dem Sturz aller damaligen Lieblinge Fortunens, aus ihm geworden, wenn er Anders gehandelt hätte? Möchte doch Jeder ſtets nur unbedingt das Rechte ergreifen, wenn es gleich ſeinem äußern Glück ſcheinbar entgegen iſt, das Rechte kann nur zum Glück führen!

Im Spätherbſt begab ich mich in das Haus

des Buchhändlers Henrichs, wo ich fleißig an den Miszellen arbeitete, und viele Menschen sah, so daß eine Menge von Zerstreuungen aller Art mich meinem heißen Schmerz um meine Mutter scheinbar entrissen, indem sie ihn übertäubten. Ich ging Sonntags früh die Kollegia zu hören, die Fried. Schlegel über Poesie und Kunst las; ich traf dort viele Deutsche, deren Angedenken mir theuer bleibt: Carl Freiherr von Hardenberg-Reventlow und dessen liebenswürdige Gemalin, dessen Freund Herr v. Bülow, nachherigen Finanzminister, den Freiherrn v. Otterstädt, Hrn. Achim v. Arnim, den wackern Schweizer Muralt, den gelehrten Dänen Oersted, den verewigten Reichardt, den Professor Jagemann, unsern Wallenberg (Dr. Meyer), der in Torgau, ein treuer Arzt unsrer Verwundeten und Kranken, am Nervenfieber starb, nachdem er auf dem Todbett noch das eiserne Kreuz empfangen, und viele andere wackere Männer mehr. Die Zeit ruhte damals in dumpfer Gewitterstille, welche uns ruhige, schwüle, milde Luft zu seyn schien, die wir ohne Bangheit einathmeten. Uns Allen, die in jenem Saal, mitten in Frankreich, ein

heiteres Streben nach Belehrung, und nach dem Genuß der Schönheiten deutſcher Poeſie vereinigte, ahnete nicht, welcher furchtbare Ernſt des Lebens über uns kommen würde, und daß es Manchem von uns vergönnt ſeyn würde, das Höchſte zu erreichen.

Bei dem Umgang mit Friedrich Schlegel erſchloß ſich mir eine neue, überraſchend reiche und lebenvolle Welt von Begriffen, Bildern und Gedanken. Ich war in ſtiller Einſamkeit von meiner Mutter erzogen, nachher plötzlich in die Kartenwelt der Theezirkel und in die Frivolität der Pickenicks in Berlin verſetzt worden, wo von keinem ernſten und mühſamen, künſtleriſchen Streben die Rede ſeyn konnte. Durch meine zu frühe Heirath und nachheriges trübes Schickſal, war ich der freundlich belehrenden Einwirkung entzogen, welche der Umgang mit meinen gebildeten Jugendfreundinnen auf mich hätte haben können. Dann kam ich zur Frau v. Genlis, welche in ihren literariſchen Beſtrebungen die Gränze des Gewöhnlichen nie überſchritten hat, und welche ſich mit mir nur bemühte, um mir das Franzöſiſche gründlich zu lehren. In der Treuherzigkeit meiner Eitelkeit und in der

Selbstgenügsamkeit eines Dünkels, den ich nicht entschuldigen will, hatte ich die Redaktion der französischen Miszellen übernommen, deren drittes Heft schon die Farbe der neuen Eindrücke trug, die ich empfangen, die aber noch völlig unklar und verworren in mir lagen. Ich hatte im Vorwort des Ersten Heftes der französischen Miszellen gesagt: wir bedürften weder der Erfindung noch des spöttelnden Witzes, um unser Werk zu beleben. Daraus machte Friedrich Schlegel den Scherz, daß ich hiermit feierlich dem Witze und der Poesie abgesagt hätte. Dies verletzte mich tief, aber es gab mir Licht. Ich ging mit Schlegel und seiner geistreichen Frau fleißig auf die Gallerie der Gemälde, und sahe bald ein, wie Unrecht ich gethan, Guerin's theatralischen farblosen Hippolyt zu einem Meisterstück zu erheben. Ich lebte nun, fast wie ein unabhängiger Mann, ohne häusliche Pflichten, ohne Angehörige, ohne wahre Freunde, ganz der Poesie, der Kunst, den Anschauungen ohne Zahl, welches das damals höchst lebendige, blühende, heitre Paris darbot, und wenn ich an irgend eine Zeit meines Lebens mit heißem Schmerz über die in Nichtigkeiten und Wahn

verſcherzten Tage zurückdenke, ſo iſt es an jenes Jahr, wo meine wiſſenſchaftliche und poetiſche Ausbildung ſo einſeitig betrieben wurde, und wo ich ſo falſche Lebensanſichten gewann. Ich vermeinte, ſtets nur der Poeſie leben zu müſſen, nie Gattin und Mutter werden zu ſollen, weil die Ausübung häuslicher Pflichten mir drückend und gemein erſchien. Ich ſtand dicht am Abgrund — wie wunderbar die Vaterhand Gottes mich durch Leiden errettet hat, auf welchen dunkeln und verſchlungenen Pfaden mich der Allmächtige zur Erkenntniß des Rechten geführt, dazu fehlet mir in dieſen Blättern Raum, und meinem Herzen gebricht es noch an Kraft, es auszuſprechen.

Eine heilſame Einwirkung auf mein Gemüth hatte der Umgang mit der liebenswürdigen, edlen Juliette Récamier, mit ihrer herrlichen Freundin Annette de Gérando, mit Camille Jordan, und einigen andern wackern Leuten. Madame Récamier, der wegen ihrer Schönheit Vielberühmten, iſt von einigen Menſchen nicht völlige Gerechtigkeit wiederfahren, weil ſie, die faſt noch ein Kind war, ganz mit der Welt unbekannt, durch ihre Verbindung mit dem reichen

Banquier Récamier sogleich in glänzende Verhältnisse kam, und in den Strudel der großen Welt im üppigen Paris hineingerissen wurde. Der himmlische Vater wollte nicht, daß so viel Schönheit, Anmuth, Gutmüthigkeit und Sittsamkeit, als in Julietten vereinigt lag, zu Grunde ginge. Sie blieb rein und gut, und bildete sich, durch den Einfluß ächter tugendhafter Freunde und Freundinnen, zu einem Musterbild der Frömmigkeit, Herzensgüte, des Edelmuths und strenger Sittenreinheit aus. War sie in den Tagen ihres Glanzes, wenn gleich rechtschaffen und keusch, dennoch weltlich und etwas eitel, so zeigte sie sich hingegen im Unglück groß, und ging mit Glanz, als eine wahre Christin, aus vielen und schweren Prüfungen hervor.

Während ich so ganz der Kunst lebte, studierte ich Italienisch, späterhin Englisch und Spanisch. Der Umgang mit Hrn. von Chezy, den ich bei Friedrich Schlegel kennen gelernt, weckte in mir die Lust, aus der Quelle der Dichtungen des Orients, die zugleich der Urquell aller europäischen Poesie ist, zu schöpfen, ich fing das Persische an, doch die Pflichten der Frau und Hausmutter zogen mich bald von diesem Stu-

bium ab. Ich hatte die Herausgabe der franzöſiſchen Miszellen Herrn Schweighäuſer übergeben, lieferte blos einzelne Aufſätze in dieſe, in Bertuchs und in andre Zeitſchriften, und beſchäftigte mich mit mehreren franzöſiſchen Arbeiten. Ich gab unter andern eine Nekrologie meines Freundes Chodowiecky, und eine des berühmten Fernow in Millin's Journal encyclopédique, redigirte ſpäterhin die Zeitſchrift Thalie et Melpomène, und nahm noch an einigen Arbeiten des Herrn Silveſtre de Sacy Antheil. Sodann gab ich mein Werk: Kunſt und Leben in Paris heraus, welches Napoleon 1811 in Paris bei den deutſchen Buchhändlern aufſuchen und prohibiren ließ.

Meine Unbekanntſchaft mit den Namen der ſüdlichen Formen, und meine Leichtigkeit, mich in eine jede hinein zu ſchmiegen, war Urſach, daß ich mein erſtes Sonnet und meine erſten Stanzen und Terzinen dichtete, ohne zu wiſſen, daß dies Formen waren, die von der Schule geſchätzt wurden, und welche damals noch ihre Schwierigkeiten hatten, über die man ſeitdem ganz gemächlich hinwegſprang. In den göttlichen Gedichten der Clotilde fand ich die Verſe

der Justine de Lévis an den schlafenden Louis de Puytendre, die mich ihrer Zartheit wegen erfreuten, und die ich, ganz unwillkührlich, in die Form eines Sonnets brachte, welches ich sogleich Dorotheen Schlegel zeigte. Ganz vergnügt sagte mir diese: „Ey Helmina, Du hast ja ein Sonnet gemacht!“ — Ein andermal wollt' ich den Wahnsinn eines unglücklichen provencalischen Mädchens, die vor dem Apollo von Belvedere den Verstand verlor, schildern, und ergriff sogleich die Form, in der ich eben etwas gelesen hatte. Ich zeigte die Verse Friedrich Schlegel'n, der überrascht und freudig ausrief: das sind ja Terzinen, recht schöne Terzinen! Ich klagte ihm, daß ich sie nicht weiter fertig machen könnte. „Ey,“ sagte Friedrich Schlegel, „das sind ja eine ganze Menge, seyn Sie doch zufrieden, unser Einer ist froh, wenn er eine Seite Terzinen herunter hat!“ Kurz darauf empfing ich ein Gedicht von Achim von Arnim, ungefähr fünfundzwanzig Stanzen, in denen er mich bat, die Gedichte von Clotilde de Surville zu verteutschen. Ich las dies anmuthige Gedicht mit einer Freude und einer Behaglichkeit, durch welche mir die Form sogleich eigen wurde; ich antwortete in dem-

demſelben Sylbenmaaß, und als ich es Friedrich Schlegeln zeigte, erfuhr ich gleichfalls die Neuigkeit, daß ich Stanzen, und zwar gute gemacht hätte. So waren mir denn ohne Vorſatz und Studium drei Formen geläufig geworden, die, nach den damaligen Begriffen, das Höchſte erreichten. Ich übte mich nun fleißig, beſonders im Nachbilden alt franzöſiſcher Poeſieen, und auf Friedr. Schlegels Bitte überſetzte ich für ſeine „romantiſche Dichtungen aus dem Mittelalter" die Geſchichte der Eurianthe von Savoyen, und half ſeiner Frau den Merlin überſetzen. Für den Buchhändler Wilmans überſetzte ich die Herzogin v. la Valiere, von Frau v. Genlis; Dorothea Schlegel übernahm den zweiten Theil. Frau v. Krüdener lebte damals mit ihrem Sohn und ihrer Tochter in Paris. Sie beſuchte die glänzendſten Cirkel, ſah die erſten Gelehrten und Dichter bei ſich, und lebte ſo recht der feinen Welt und ihren rauſchenden Freuden; ihr ganzer Ehrgeiz ging damals dahin, den Roman Valerie, den ſie eben vollendete, zu einem recht klaſſiſchen Werke zu machen. Dorothea Schlegel und ich bekamen dieſen Roman im Manuſcript und überſetzten ihn für die Verfaſſerin; ich zweifle,

daß diese Übersetzung je gedruckt worden ist; mir war der zweyte Band übertragen, und ich gestehe, daß ich etwas zu willkührlich damit umging. Dorothea's Arbeit hingegen war treu und ganz vortrefflich, das Werk nahm sich verdeutscht erst recht eigenthümlich aus, so anmuthig und wahrhaft edel und zart die Sprache darin in seiner französischen Gestalt ist. Ich sahe Frau v. Krüdener oft, ich fand sie etwas zu ängstlich besorgt für die Ausbreitung ihres Romans, etwas zu begierig, die Huldigungen einzusammeln und zu verbreiten, welche ihr dieses Werkes wegen vielfach zuströmten. Sie war stets eine feurige Seele, die, was sie einmal bezweckte, mit voller Kraft umfaßte. Sie hoffte vom Einfluß der Valérie eine vollkommene Sittenverbesserung für die französische feine Welt. Allerdings hätte diese einer Sittenverbesserung bedurft. Frau v. Krüdener war gegen Alle, die sie kannten, die Güte, die Theilnahme selbst, und im Umgang die liebenswürdigste und geistvollste Frau. Als ich sie, die ich 1802 in Paris mit Schriftstellerei beschäftigt, und im reichen Flitterglanz weltlichen Treibens gefunden hatte, 1814 in Karlsruhe wieder antraf, im schlichten schwarzen Überrock, mit ge-

scheiteltem Haar, von Armen umgeben, von redlichem, damals noch gemäßigtem Eifer für das Wort Gottes erfüllt, und wie sie nun jedes andere Streben und geistige Ausbilden für nichtig erklärte: da freute ich mich innig, daß ein so gutes Herz den rechten Weg gefunden, daß eine so seltne, reiche Kraft nun ihren rechten Brennpunkt habe. Die Bestrebungen der Frau von Krüdener, die in der großen Welt gelebt hatte, waren stets auf ein höheres Ziel gerichtet gewesen, welches sie damals auf dem Wege erreichen zu können glaubte, den sie einschlug. Da sie ihren Irrthum eingesehn hatte, betrat sie muthig die entgegengesetzte Bahn, und mag sich auch die Stimme der Gemeinheit gegen sie erheben, sie hat gewiß viel Gutes gestiftet!

Als 1814 in Heidelberg Straßenräuber und Mörder gefangen saßen, ging Frau von Krüdener mit einem Erbauungsbuche in den Thurm, und suchte die gefangenen Elenden noch vor dem Tode mit dem Trost göttlicher Lehre zu erquicken. Sie wollte den verworfenen Sündern, welche noch jung waren, und schon einem nahen, schmählichen Tode entgen sahen, die Aussicht in ein besseres Daseyn eröffnen, sie wollte in ihren

Herzen Reue erwecken, weil Reue bei Gott Erbarmen findet. Diese Verbrecher waren verlassen, ein Gegenstand des Abscheu's; mußte es sie nicht rühren, daß eine edle Frau sie besuchte, um zu trösten, ihre Seele von Todesangst zu befreien, ihren Muth zu erheben? Gemeine Seelen haben diese That gerügt und verhöhnt, unbefangene und gottesfürchtige sahen etwas Erhabenes und Großmüthiges in diesem Schritt, der, so hoffen wir, nicht ohne Seegen geblieben ist. — Und hat sich nicht seit einiger Zeit in London ein Verein gebildet, die gefangenen Weiber und Kinder in Newgate mit den Tröstungen der Religion, mit Unterricht und heilsamen Beschäftigungen zu erquicken? Diesem Verein hat sich eine edle fromme Frau angeschlossen, welche im Gebäude selbst wohnt, und sich den wichtigen und herrlichen Beruf, diese gemeinen, von der bürgerlichen Gesellschaft ausgestoßnen Geschöpfe, anhaltend zu belehren, zu versorgen, zu erleuchten, gewidmet hat. Kapitalien werden zum Ankauf des Nothwendigen verwendet, die zahlreichen Mitglieder des edlen Vereins besuchen abwechselnd täglich das Gefängniß, und bringen Lehren, Hülfe und Trost in den Aufenthalt des

Jammers und der Verworfenheit. Bereits ist der sittliche Einfluß dieses Unternehmens sichtbarlich groß und erfreulich. Die Elenden, einst so verblendeten Wesen sind für die Tröstungen der Religion empfänglich geworden, sind zum Gefühl eines bessern Daseyns gelangt; sie streben eifrig nach dem Guten, betragen sich sittsam, und arbeiten sauber und fleißig. Dies herrliche Beispiel, welches ein edler Verein in London giebt, sollte allgemeine Nachfolge finden. Ist es nicht der Bessern Pflicht, sich der bejammernswürdigen Opfer der Verblendung und des bösen Beispiels, der verirrten Mitbrüder anzunehmen? kann der sittlich gute Mensch dem Himmel genug dafür danken, daß er nicht ist, wie diese, und kann er diese Dankbarkeit schöner bethätigen, als durch die Vorsorge für seine unglücklichen, verirrten Mitbrüder? Der ehrwürdige Wohlthätigkeitsverein in Berlin (und ohne Zweifel noch mancher andre Verein) sorgt auf das eifrigste für die sittliche Verbesserung der Armen, die seiner Milde theilhaftig werden; dies ist schon ein Schritt nach jenem Ziele hin. Man weiß, daß die Unglücklichen, welche das Zuchthaus verlassen, dort tückischer und schändlicher geworden

sind, als eh sie hinein kamen! — Woran liegt das? — und sollen wir uns in dieser Hinsicht von einer Nation beschämen lassen, die, so edel als wir sie kennen, doch gewiß nicht über uns steht!

Die genaue Darstellung der vielfachen Erinnerungen meines Lebens würde mich in diesen flüchtigen Umrissen zu weit führen. Manches läßt sich aus Rücksichten für verehrte Freunde nicht berühren; eine bloße Namenliste der vielen berühmten Gelehrten und Künstler, die ich in Paris gekannt, wo sie sich von allen Punkten Europa's her einfanden, würde nur ermüdend seyn, wenn ich gleich die Freude haben könnte, bei der Erwähnung der Meisten unter ihnen hinzufügen zu dürfen, daß sie mir als Menschen noch theurer und anziehender waren, als in Hinsicht auf ihren Ruhm. Gérard, den Maler, sah ich oft, der ein sehr liebenswürdiger Gesellschafter ist; ich weiß ausser seinem herrlichen Talent von ihm zu rühmen, daß er das Ehrenkreuz ausschlug, das Napoleon ihm geben wollte. Denon verdankt' ich den ungehinderten Anblick des Museums zu jeder Stunde, und den Genuß, die Statuen bei Fackelschein zu sehen. Ich war da-

mals (1802, 1803) von Buonaparte sehr eingenommen, und machte ihm ein Sonnet, welches ich ihm aber nicht erst zuschickte; ich wollte auch seine Thaten in einem epischen Gedicht feiern, aber ich war eben so getäuscht in meinen Erwartungen von meinem Talent zur Epopöe, als von dem Verdienst meines Helden, und am Tage, wo Enghien fiel, zerriß ich meine Stanzen, mit denen ich mir nicht wenig gewußt hatte:

Es irrt der Mensch, so lang' er strebt. —

Das Sonnet ist mir nachher oft zum Vorwurf gemacht worden, weil es in meinen Gedichten steht; ich habe doch noch so manches Andre darin, welches mit dem Gedicht in keinem Zusammenhang steht, so viele Andeutungen einer Hoffnung zu Deutschlands Befreiung!

„O, wenn ich hier in öden Mauern
Verweilend sinn', im bangen Trauern,
Wo noch der alten Größe Bild,
Aus Trümmern auf mich schaut so mild,
Wo üppig sich der Epheu webt,
Dort, wo das Bild der Fürsten lebt,
Die einst von dieser stolzen Höhe
Ganz Deutschland hochbeglückt gesehn,
Dann blühet unter heißen Schmerzen

Noch neue Hoffnung auf im Herzen,
Dann ist's, als sey in Gottes Hand
Vergangenheit der Zukunft Pfand:
Der Phönix wird nach Todeswehen
Aus seiner Asche auferstehen!"

(Siehe, Alte und neue Zeit, in meinen Gedichten.)

Noch aus vielen andern meiner Gedichte in dieser Sammlung spricht weissagende Ahnung aus tiefem Schmerz, und ist der Phönix denn nicht auferstanden? — Jenes Sonnet war ein Freipaß für meine Sammlung, ja, für meine Person; denn ich hätte so gut können aufgehoben werden, wie 1811 mein Werk: Kunst und Leben in Paris! Der deutlichste Beweis, daß ich durch Aufnahme dieses Sonnets nur Sicherheit, nicht eine elende Schmeichelei bezweckte, ist der notorische Umstand, daß ich die beste Gelegenheit hatte, meine Sammlung durch den Fürsten Primas an Napoleon, oder an Marie Louise, kaiserl Hoheit, zu senden, und daß diese Sendung hinreichend gewesen wäre, mir den Weg zum Glück zu bahnen; denn Napoleon fühlte sich sehr geschmeichelt, wenn ihm deutsche Dichter huldigten. Ich that das nicht, unverkennbar ist es, daß ich zu redlich und stolz war,

mein Glück dem Tyrannen danken zu wollen, den ich laut verabscheute, so daß mich Freunde baten, vorsichtiger in meinen Reden zu seyn.

In der Neujahrsnacht 1803 drückte mich das Gewicht aller trüben Erinnerungen meines Lebens, so daß ich die Feier dieser Nacht mit heißen Thränen beging. Vor Allem schmerzte es mich, daß mir in so früher Jugend, durch die Verstimmung, welche zwischen der Großmutter und Tante väterlicher Seite und meiner Mutter herrschte, mein Vater entrissen wurde, der, so wie meine gute Mutter, an dieser Trennung unschuldig war. Nach einigen rührenden Briefen, die ich noch besitze, die mein Vater seiner gekränkten Gemalin geschrieben hatte, um ihre Liebe und Verzeihung wieder zu gewinnen, und welche sie mit standhafter Weigerung beantwortete, weil Freunde die Regung ihres liebevollen Herzens durch überklugen Rath hemmten, hatte mein Vater, schmerzlich und unheilbar gekränkt, nicht wieder von sich hören lassen. Da im Kriege 1797 viele Offiziere, die denselben Namen trugen, den Tod gefunden hatten, glaubte meine Mutter, daß auch mein Vater unter den Gebliebenen sey. Sie hielt sich nun für eine Wittwe,

und ich war im Ernst eine Waise. Oft schon in meiner Kindheit hatte ich dies entsetzliche Geschick beweint; denn man ergiebt sich viel leichter in Gottes Willen, wenn uns der Tod einen Gatten, einen Vater, oder sonst einen unserer geliebtesten Angehörigen entreißt, als wenn die Bosheit der Menschen uns des theuersten Gutes beraubt. Nunmehr war ich im fremden Lande, so ganz ohne Stütze und Trost, und dachte mir in jener Nacht, mein Vater könne doch wohl noch leben, aber vielleicht eben sterbend nach mir verlangen. Dies Bild, welches meine Einbildungskraft wie in das Leben rief, ängstigte mich fürchterlich. Ich fand nach einem langen Gebet Hoffnung und Muth, und schrieb in jener Nacht eine kindliche Bitte auf, die ich meinem würdigen Freunde, Pastor Gambs, andern Tages zur Beförderung in die Hamburger Zeitung brachte. Nunmehr kam Ruhe über mich, und drei Wochen später erhielt ich von der Post einen liebevollen Brief meines Vaters, der, nachdem er den Abschied aus Dänischen Diensten genommen, sich eben in Hamburg befand und meinen Aufruf gelesen hatte. Ich sollte zu ihm kommen; allein die Aussicht, in Frankreich eine glück-

liche Ehe zu schließen, hielt mich davon ab. Mein Entzücken, mein Dank zu Gott war unbeschreiblich. Ich war den Tag freudematt, und segnete die Schmerzen jener Nacht, welche so süße Frucht getragen hatten.

Ich habe schon erwähnt, daß die Pflichten der Hausfrau und Mutter, die ich mir bewußt bin, redlich und mit der höchsten Anstrengung erfüllt zu haben, mich vom Studium des Persischen abhielten. Meine Verhältnisse machten noch immer Arbeiten nothwendig, welche ich selbst im Wochenbett nicht versäumte. Der Morgenstern fand mich oft noch am Schreibtisch, während mein Wilhelm, an meiner Brust schlummernd, Nahrung sog. Was ich in jener Zeit gestrebt und geduldet, das weiß nur Gott.

Im Frühjahr 1807 mußte meine Schwiegermutter ihre freundliche Wohnung im Hotel du Chatelet, welche sie mit uns theilte, verlassen, und im Palais Bourbon eine von fünf Zimmern beziehen, von denen zwei, hoch und geräumig, natürlich ihr gegeben wurden, die drei obern aber, Entresols, die nicht sechstehalb Fuß hoch waren, und kleine Fenster hatten, wurden mir und meinem Mann zu Theil. Hier besuchte mich

im August der verewigte Herzog Franz von Dessau, der blühende hohe Greis mit dem jugendlich lebenskräftigen Geiste und Gemüthe. Ich sehe ihn noch, wie er sich in den dumpfen, niedrigen Stuben bücken mußte, ich höre ihn noch in seiner Treuherzigkeit und geistvollen Gemüthlichkeit. Jene Stunden sind mir unvergeßlich. Er sprach viel von Napoleon und dessen Mordsucht, die ihn dahin brächte, daß er oft allerhand Vieh zusammentreiben ließ und darunter schösse, bis alles hinstürzte; auch erzählte mir der edle Greis mit glühendem Unwillen, daß er durch seine Verwendung es nur mit Mühe erreicht hätte, daß zwei Männer, wegen eines geringen Vergehens, auf Napoleons Befehl nicht todtgeschossen wurden. Ich nannte Napoleon den Würgengel, worüber der Herzog lächeln mußte. Wenn ich die Jagd nicht so liebte, und kein rechter Waidmann wäre, sagte der Herzog lachend, ich glaube er hätte mich mediatisirt. Der erhabene Fürst rühmte mit Wärme Matthissons Anhänglichkeit an seiner Gemalin und dessen schönes Talent. Nachdem er einige Zeit in meinem Zimmer zugebracht, und meinen schlafenden Wilhelm mit einem Kuß gesegnet hatte, durfte ich ihn

auf die wahrhaft köstliche Bibliothek des Corps Législatif führen, welche sich damals im Pallast Bourbon befand, und vorzüglich an Schriften für das Studium orientalischer Literatur sehr reich war; der Herzog sahe dort mit vielem Antheil die Schätze, welche sie enthielt, und sprach mit der ihm so eignen Sachkenntniß über jeden Gegenstand. Dann verließ mich der herrliche Fürst, und bat mich recht angelegentlich, ihn in Dessau auf lange Zeit zu besuchen. Ich hoffte darauf, und schrieb ihm oft, und auch noch am 9. August 1817 Abends um sieben, um den Brief meinem Freund, Dr. Wilhelm Müller, der auf der Reise nach Griechenland und Egypten seine Vaterstadt Dessau noch besuchte, mitzugeben. Da erhielt ich wenige Tage nachher den Brief zurück, und erfuhr, daß ich dem Herzog in seiner Todesstunde geschrieben hatte. — Segen über die Gruft des deutschen Fürsten, der, von ächtem Sinn für das Schöne und Gute beseelt, sein Land zu einem blühenden Garten umgeschaffen hatte, ein hülfreicher Vater und Freund seiner Unterthanen war, der in seinem Gebiete die Fortschritte der Wissenschaften und Künste beförderte, die Talente, welche dort aufblühten,

schätzte und aufmunterte, und auch nach Außen hin viele Zeichen seiner Großmuth und seiner Liebe des Schönen dem wahren Verdienste reichte! Er und seine verklärte Gattin hatten manche Rose auf den Lebenspfad meiner verewigten Großmutter gestreut. — Franz von Dessau war auch einer der Ersten, welcher bei dem Wiederaufleben des Geschmacks und des Sinnes für altdeutsche Kunst kräftig mitwirkte. Noch einmal; Segen über seine Gruft, und seinem Andenken Deutschlands ewige Liebe!

Im Frühjahr 1807 hatte ich Wilh. Schlegel kennen lernen, dessen liebreiches Zureden und nur zu freundliches Lob meiner bisherigen Bestrebungen, auf kurze Zeit wieder Leben in meinen Geist hauchte, der unter manchem Leid gebeugt war. Ich brachte sehr angenehme Stunden mit ihm, seinem Bruder, mit Herrn Geheimerath von Sinclair aus Homburg v. d. H., mit Adreff, dem vereinigten Dr. Klinger, und meiner geliebten Therese von Winkelmann, deren Aufenthalt in Paris mir schon seit zwei Jahren zum Trost gereichte, da ihre liebevolle Sorgfalt, mir Erheiterung zu verschaffen, bei ihrem himmlischen Talent zur Musik und

Malerei und ihrer eigenthümlichen Liebenswürdigkeit, ihren Zweck nicht verfehlen konnte. Im Hause dieser Freundin, welches ich mit meinem Manne jeden Sonnabend regelmäßig besuchte, fand ich viel ausgezeichnete Geister unsrer Zeit, unter denen ich mich Oehlenschlägers, der uns treulich jedes seiner köstlichen Werke nach der Vollendung vorlas, und dessen Jugendfeuer Blume an Blume in kurzer Zeit erblühen ließ, so wie des Dr. Koes, der unter Griechenlands schönem Himmel in ein besseres Daseyn früh hinüberging, und dessen Freundes Dr. Bronstes noch vorzüglich erinnere.

Der Winter 1808 verging langsam, von vielen Besuchen deutscher Freunde erheitert. Ende Januars genaß ich glücklich meines kleinen Max; mein ältester Sohn kränkelte sehr; und Dr. Harbauers Kunst und Sorgfalt, späterhin Dr. Koreffs Bemühungen, verdanke ich seine Lebenserhaltung, um die ich in tausendfacher Angst mehrere Jahre lang schwebte. Die unreine Luft in unsrer verdumpften Wohnung hatte auch meine Gesundheit sehr angegriffen, und meine beiden Kinder litten sehr. Schmerzliche, häusliche Verhältnisse, und die Liebloſigkeit einiger Mitglieder

der Familie meines Mannes beugten mich so tief, daß ich fast zum Denken keine Kraft mehr hatte. Ich brachte meine Tage und oft die Nächte in Thränen zu, und hätte mir auf das innigste den Tod gewünscht, wären dann meine Kinder nicht mutterlos gewesen. Es war uns nothwendig, daß ich viel schrieb, weil der Ertrag meine häuslichen Umstände verbesserte, und weil Bertuch mir mehr als Einmal in seinen Briefen sagte: hätten Sie doch tausend Hände zum Schreiben! Doch, wenn ich schreiben wollte, und das weiße Blatt vor mir lag, fühlte ich mit Entsetzen meinen Kopf so leer wie das Blatt, und keine Kraft in mir, als zu Thränen. Wollt' ich mit den Kindern ausgehen, so hatt' ich keine Ausflucht als die steifen Thuilerieen, und die bestaubten Champs Elisées. Mein Mann war von seinem Studium des Indischen dergestalt hingenommen, daß er nun an nichts anderm auf der Welt noch Antheil nahm, und allenfalls mit seinen Manuskripten in eine thebaische Wüste gegangen wäre. Der schöne, heitre Frühling mit seinen Blüthen und Düften weckte in mir nur eine tiefere Trauer. So fremd und einsam war ich in dem Lande, wo ich doch häuslich an-

gefeſſelt war. — Einer Freundin, der ich viel Troſt und Hülfe ſeit einigen Jahren verdankte, habe ich noch nicht erwähnt, meiner unvergeßlichen Eliſe L. gebornen v. B., der Dulderin, die als fromme Chriſtin, als zärtliche, ſorgſame Mutter ihrer Töchter, und als meine mütterliche Freundin, mir bis in den Tod theuer ſeyn wird. Dieſe zu beſuchen, hinderte mich mit dem ſaugenden Kinde die weite Entlegenheit ihrer Wohnung; meine liebe Thereſe v. Winkel lebte nun auch nur ganz der Kunſt, und höchſt einſam, auch wohnte ſie mir zu weit; alle freundlichen Verhältniſſe waren durch Entfernung aufgelößt, ich war dem Schmerz allein vom Schickſal übergeben. Um mich her nur Verſtimmung und Kummer, und in der ſchönen Sommerzeit nur die von den endloſen Steinmaſſen der Gebäude zurückprallende Hitze einer verpeſteten Luft, und der in Wolken aufſteigende Staub zermalmter Steine des weißen Erdbodens. Die Wipfel ſenkten die ſtaubbeladenen Blätter nieder, keine Blume blühte auf dem verſenkten Raſen, das ganze Ufer der Seine wiederhallte von den Klöpfeln der Wäſcherinnen, die das Weißzeug zermalmten, um es zu reinigen; ein unabläßiges verworrnes Ge-

schrei der Verkäufer erfüllte die Straßen, und, wie uns in einer schmerzlichen Lage alle unangenehme Eindrücke von Außen peinlicher fühlbar werden, empfand ich nun erst recht, wie traurig, ekelhaft und trostlos die sogenannte Hauptstadt der Welt für ein deutsches Gemüth sey. Ich sehnte mich in das Grüne, in das Freie, ich schloß die Augen und sah Wasser und Wiesen, glaubte nie dahin zu gelangen, und sehnte mich bis zum Sterben nach reiner Luft. Schon lange hatte ich mich nicht mehr entschließen können, unten bei meiner Schwiegermutter zu Tisch zu gehn, und verzehrte mein kleines Mahl allein, dessen reichlichste Würze meine Thränen waren; da trat ein neues Mißverständniß ein, aus welchem für mich der Muth hervorging, meinen Mann um Erlaubniß zu bitten mit meinen Kindern das Land beziehen zu dürfen. Dies wurde mir zugestanden; wir suchten eine Wohnung in Chaillot und Passy, Dörfer, welche beide als eine Verlängerung von Paris angesehen werden können, und von denen vornemlich das Erstere höchst traurig ist. Die Wohnungen waren sehr theuer, und dort weniger Lebensmittel als in Paris zu haben. Auch er-

klärte mir mein Mann, daß er, ſeiner vielen Studien wegen, mich nur alle acht bis vierzehn Tage dort beſuchen würde, wenn gleich der Ort nur eine kleine Stunde weit von unſerm Hauſe lag. Nun dämmerte mit einem Male eine liebe Erinnerung auf, an Montmorency, Rouſſeau's Lieblingsort, welches ich mit Präſident v. Scheve und deſſen edlen Gemalin früherhin beſucht hatte. Ich eilte dorthin, fand eine höchſt anmuthige Wohnung, und bezog dieſe Anfangs Juni 1808. Als ich in den Wagen ſtieg, der mich nach Montmorency führen ſollte, wußte ich nicht, daß ich das Haus meiner Schwiegermutter nie wieder bewohnen würde. Es war halb zwölf; indem ich nach der Uhr meines Mannes ſah, die am Kamine hing, ſprang die Kette, und der Zeiger ſtand ſtill, ohne daß ich die Uhr nur berührt hätte. — Ein ahndender Schauer zuckte durch mein Herz, doch erſt nach mehrern Jahren konnt' ich wiſſen, wie prophetiſch dieſer Zufall war.

Von Paris bis St. Denis geht die Straße durch Kohlfelder und Aecker, ohne Ausſicht, ohne Reiz; erſt hinter dieſem Städtchen athmet man reine Luft, und erblickt ſchöne Bäume

und freundliche Hügel, in der Ferne den Lichtpunkt der Gegend, das Schloß Montmorency, mit seinem herrlichen Park auf den Rebenhügeln, und rings umher im Schoos des Thales die Menge schöner Dörfer und Landschlösser von üppiger Fülle des Grüns umgeben. Je näher an Montmorency, je duftender und heiterer wird die Gegend. Wir kamen am Abend an. Mit unsern kleinen Einrichtungen und der Sorge für die Kinder ging mir und meiner treuen Mariane der folgende Morgen und der Nachmittag hin, wo nur einzelne Blicke aus dem Fenster hinaus, nach dem silberhellen See am Fuß der Hügel, nach dem dichten Walde und den schönen Feldern mein Herz erquickten. Es war nun Abend geworden, die Kinder niedlich geputzt, und wir gingen durch eine kleine Straße in das nahe Kornfeld, nach dem Kastanienwald, auf dem Weg nach Rouſseau's Hermitage. Die Sonne senkte sich schon, die Weinberge hauchten Düfte, Heimchen schwirrten, Nachtigallen schlugen, über dem Kornfelde schwebten singende Lerchen. Meine Kinder jubelten vor Lust, und mich umfing mit einemmal ein Frieden, eine Seligkeit, als wenn ich nun am Ziel aller Leiden sey. Hier

zu ſterben wünſcht' ich innig, aber ich war zu größern Schmerzen aufbewahrt.

Recht friedlich und ſüß verging der Sommer, meine Kinder erholten ſich, ich ſelbſt genas von meinem ſchweren Kummer, mein Mann brachte viele ſchöne Tage mit uns zu. Wir beſuchten den köſtlichen Garten der Mutter Marie, ſo überreich an Feigen, Pfirſichen, Melonen und Mandeln; wir irrten durch die Kaſtanienwälder nach den umliegenden Dörfern, wir beſuchten das Schloß, wo der gequälte Rouſſeau auf der Pilgrimſchaft des Lebens eine kurze, ſüße Raſt gefunden. — Oftmals gingen wir über die Waldeshöhe durch St. Prix, nach der Ruine des alten Jagdſchloſſes, mitten im tiefſten, ſchönſten, einſamſten Wald, wo Heinrich der Vierte mit Gabrielen unter einer hohen Eiche ſaß, die noch jetzt ihre Zweige in das Gewäſſer zu ihren Füßen ſenkt, wo noch immer alles duftet und blüht, wo die ſüße Natur noch immer in ungeſtörtem Frieden waltet. —

Im Herbſt erfuhr ich durch einen Brief von Wilhelm Schlegel, daß Frau v. Stael ein großes Bedauern geäußert, weil man mich für todt ausgegeben habe. Ich war dieſer edlen Frau für

dieſe Theilnahme dankbar, und drückte ihr mein Gefühl darüber in einem Briefchen aus, welches ich in meine Antwort an W. Schlegel einlegte, und auf welches ich bald folgende Antwort erhielt:

Coppet 7. Sept. 1808.

Ils est très vrai, Madame, que j'ai pris un intéret bien vif à la triste nouvelle qui s'étoit répandue. Vous êtes heureuse, Vous rendés heureux un homme très distingué, et Vos gouts littéraires supposent une aimable disposition de l'ame. J'ai souhaité de connoitre Monsieur de Chézy, et je voudrois bien, que Vous fissiés un voyage en Suisse l'un et l'autre; ce n'est qu'ici, qu'il m'est permi de voir les personnes, qui, comme Mr. de Chézy honorent la république des lettres, mais plus je suis triste d'être exilée, plus je gouterois avec plaisir l'entretien de ceux qui me rappelleroient ma patrie.

Dieſe Zeilen machten mich ſo glücklich, als ich ſie empfing, daß ich nun nachſann, wie ich derjenigen auch eine angenehme Empfindung verurſachen könnte, die aus der Ferne ſo liebreich zu einer Unbekannten ſprach. Die Klage der Frau

v. Stael über ihre Verbannung rührte mich tief; ich wollte versuchen, sie zu trösten, nicht ahnend, daß es mir wunderbar gelingen würde. Ich schrieb ihr aus dem Gedächtniß die mir stets gegenwärtige Ode des Hafis, die ich einst in der leidenvollsten Stunde meines Lebens unter Thränen niedergeschrieben, indeß mein Mann sie mir in die Feder sagte:

Jusuf *) der langverlorne kehrt einst noch zurück nach Canaan, tröste Dich!

Des Unglücks Aufenthalt wandelt sich noch einst zum Rosengarten, tröste Dich!

O, mein Herz, der langen Qual zum Raube, dir wird besser werden; Muth gefaßt!

Und du, verwirrter Sinn, du wirst wieder Klarheit gewinnen, tröste Dich!

Das Glück hat so manche Umwälzung der Dinge bewirkt, und nicht eine Sonne hat über mich mild gestrahlt, tröste Dich!

Aber das Glück muß sich wandeln, tröste Dich!

Wenn des Lebens Frühling wieder den Thron der Gärten besteigt, o, Sängerin mit der süßen Kehle, dann kannst Du wiederum Dein Haupt unter Rosen schirmen, tröste Dich!

*) Joseph.

O, mein Herz, wenn des Unglücks Wogen gegen Deines Lebens Grundpfeiler stürmen, was fürchtest Du, sobald Noah Dein Steuermann ist? tröste Dich!

Verzage nicht, wenn Du keinen Beschützer kennst, vielleicht ist hinterm Schleyer verborgen, der Dich liebt und hegt, tröste Dich!

Wenn Du die Wüste betrittst, von Sehnsucht hingezogen, die heilige Kaabah zu begrüßen, wenn Dein Fuß von den Dornen verletzt wird, die auf Deinem Pfade sprießen, tröste Dich!

Wenn Deine Pilgerfarth von Gefahren umgeben, und das Ziel entfernt ist, so giebt es doch keinen Weg, der nicht sein Ziel hätte; tröste Dich!

O, Hafis, in allen Deinen Leiden, so lange Du Dich zu Gott hinwenden kannst, tröste Dich!

Frau von Stael ließ mir durch ihren vortreflichen Freund auf das innigste für diese Ode danken, welche sie höchst angenehm überrascht und erquickt hatte. Ich war froh, daß mein guter Wille einen so wünschenswerthen Erfolg gehabt hatte.

Im Herbst lernt' ich in Paris Hrn. v. Pilat kennen,

kennen, der mit seiner liebenswürdigen Frau und Schwägerin sich auf die gütigste Weise bestrebte, mich zu erheitern. Ich wurde durch den Umgang mit deutschen Freunden wieder zur Poesie angeregt, und dichtete in Montmorency an einem regnichten Herbsttage die Wundernacht in Arabien, die ich in der Sammlung meiner Gedichte 1812 drucken ließ. Im Frühling hatte ich mich mit der Übersetzung der Reisebeschreibung des persischen Dichters Auwary beschäftigt, bei der mir Wilhelm Schlegels Rath sehr nützlich war. Ich sandte sie nachher auf die Bitte des edlen Grafen Wenzeslas Rzewusky zu den Fundgruben des Orients, die 1809 in Wien erschienen sind.

Gegen den Winter wurde es nothwendig für mich, Paris wieder zu bewohnen. Mein Mann blieb zur Pflege seiner höchst kränklichen Mutter bei ihr, und ich bezog eine Wohnung in seiner Nähe, wo ich aus meinem Fenster einen Streif der Seine, einige Bäume des Thuillerien-gartens, und einige Höhen des Montmartre erblickte, den ich immer mit Schauder betrachtete, weil ich wünschte, dort möge einst mein Grab nicht seyn. Wer hätte mir damals gesagt, daß dieser innere

Graus ein Ahnungsschauer sey, und daß viele meiner theuren Landsleute in wenigen Jahren auf diesem Hügel den höchsten Sieg und Deutschlands Freiheit mit ihrem Leben zahlen würden? Der Winter 1809 war überreich an Freuden und Schmerzen für mich. Ein angenehmer Kreis von Deutschen im Hause des Herrn von Pilat, in welchem auch mein Mann sich einheimisch fühlte, trug zu meiner Erheiterung bei, indeß sich meine häuslichen Verhältnisse mit jedem Tage trauriger gestalteten. Unter den vielen Deutschen, die mich jenen Winter besuchten, erinnere ich mich besonders des berühmten Werner und des würdigen Carl v. Morgenstern. Der Erste war eben in seiner Entpuppung begriffen. Er strebte mit aller Kraft, die Welt von sich zu streifen, an der er noch mit allen Sinnen hing. Sein Wesen zog mich sehr an, da ich in seinem Streben Ernst und Liebe erkannte. Auch war er gegen mich höchst liebreich und nachsichtsvoll, und sprach mir vielen herzlichen und frommen Trost zu, der mich noch lange nachher erquickt und erhoben hat. Auch in Morgenstern fand ich ein reines, theilnehmendes Freundesherz, und verlebte mit ihm schöne Stunden. Wir besuch-

ten Montmorency und andre umliegende Ortſchaften, und ſein Abſchied von Paris ging mir nahe.

In der Mitte Mai 1809 ging ich nach Montmorency zurück. Ich bezog dort eine Wohnung, welche viel ſchöner als die vom vorigen Jahre, ſo recht im Herzen der grünen Fluren, lag. Ich konnte dreizehn Dorfſchaften überſehen, und von der fernen Waldeshöhe glänzte mir ein weißes Hüttchen entgegen, deſſen Anblick den erſten Funken lyriſcher Dichtung in mir erweckte:

Im tiefen Abendſcheine
Ein grüner Hügel lacht,
Da blickt ein Hüttchen kleine
Wie Schnee aus Waldesnacht,
Die Purpurwolken ſpielen
So fröhlich drüber hin,
All meine Wünſche zielen
Dahin, zum Hüttchen hin.
Wie liegt es ſtill und helle
Im goldnen Abendſtrahl,
Und ſchaut von hoher Stelle
So ſüß in's Blumenthal.
Was zieht nur ſo mein Sehnen
Nach dieſem Hüttchen hin?
Es wohnt, ſo möcht' ich wähnen,

Die Ruhe wohl darin.
Ach, wüßt' ich sie zu finden,
Die ich umsonst erflehe,
In einsam stillen Gründen,
Wo solch ein Hüttchen steht,
Da senkt' die müden Flügel
Mein rastlos Sehnen gern,
Bis lächelnd meinen Hügel
Bestrahlt der Liebe Stern!

Ich lebte einige Monden ganz einsam und glücklich in einer süßen Wehmuth fort. Mein Lied der Lerche dichtete ich in jenen Tagen, so wie das: beim Wellenklang, beim Waldgesang, und manches andre meiner Lieder, die zum Theil schon bekannt sind.

Lerchengesang.
1809.

Was tönt so süß aus hohem Blau
Hinunter in die Blumenau,
Es sind der Lerche Lieder. —
Was singst du, kleine Sängerin,
O, deute mir des Liedes Sinn? —
„Den Frühling grüß' ich wieder!"
O, wäre noch mein Frühling da!
„Er ist dir nah! er ist dir nah!"

O, täusche nicht das wunde Herz
Mit unerfüllter Hoffnung Schmerz,
Nichts kann mich noch beglücken!
Der Liebe süßer Stern entwich,
Der Jugend Rose auch erblich —
„Sie wird der Thau erquicken!“
Und wo ist Trost, wenn's Herz mir bricht,
„Blick auf zum Licht, blick auf zum Licht!“

Wie sanft du wogst im Aether hell,
Und trinkst Dich an des Lichtes Quell,
Mit leichtem Schwung erhoben,
Wie strebt auf Flügeln reiner Luft
Hinan zu dir der Blumen Duft —
„Was schön ist, strebt nach Oben!“
Ich aber seufze stets in Nacht —
„Laß Erden Nacht, denk Himmelspracht!“

Wie Freundes Worte, dein Gesang
Mit sanftem Trost mein Herz durchdrang
Und stillt der Sehnsucht Triebe,
O sprich, warum dein einfach Lied
Mit Ruhe meinen Sinn umzieht?
„Ich singe Gottes Liebe!“
Und kennt er, stillt er meine Pein?
„Er denket dein, bist auch ja sein!“

Im Julius bezog meine Freundin v. Pilat das erste Stockwerk des Hauses, welches ich bewohnte; nun begann ein anderes Leben, ich wurde sehr aufgemuntert im schönen Kreis geselliger Freude; aber der süße Zauber der Einsamkeit war dahin, wie man denn, wenn das Herz von Kummer erfüllt ist, sich nie Zerstreuungen zu sehr hingeben sollte, weil die vom Glück begünstigten Menschen nur selten ein wundes Herz verstehn.

Tief im November bezog ich wieder eine Wohnung in Paris, dies war der traurigste Winter meines Lebens. Der Krieg mit Oestreich hatte in die litterarischen Unternehmungen Stockung gebracht; man weiß, daß bei Napoleon die Friedenszeit noch drückender war, als selbst der Krieg. Es war so wenig für deutsche Buchhändler zu thun, daß ich mich zu einigen französischen Arbeiten entschließen mußte. Die Eine war die Uebersetzung der beiden Bräute von Lafontaine, die, von Nicolle bestellt, bei ihm nicht herauskam; die Andre, Wilhelm Schlegels dramatische Vorlesungen, die ich mit Herrn v. Chamisso unternahm. Während des Winters zahlte Napoleon die Besoldungen nicht aus, und Hülfs-

quellen hatte ich nicht, meine Lage war höchst drückend und schmerzlich. Die Theurung war übermäßig gestiegen. Endlich war der lange Winter überstanden, und der Mai rief mich nach Montmorency zurück, wo ich wieder Athem schöpfte. Meine Kinder waren während des Winters wiederum sehr krank geworden, und ich mußte befürchten beide zu verlieren. Im Frühjahr hatt' ich noch die Freude gehabt, von Wilhelm Schlegel begrüßt zu werden, auch hatte ich den verdienstvollen Orientalisten Herrn v. Hammer aus Wien kennen lernen, der, mit diplomatischen Waffen ausgerüstet, einen Theil der von den Franzosen hinweggeführten orientalischen Manuskripte wieder zu holen kam, welche einige Jahre darauf seine tapfern Landsleute mit dem Schwert allzumal holten. Herr v. Hammer hatte 106 Manuskripte zurück erhalten, wer hätte geglaubt, daß es auf Abschlag sey? — Wegen der Uebersetzung der beiden Bräute schrieb mir Frau von Stael einiges, was den Leser nicht interessiren kann; ich hatte ihr eine Romanze: Hagar in der Wüste geschickt, welche sie freundlich lobte, und dabei noch wieder der persischen Ode gedacht, „welche sie nie vergessen

„wolle, wenn sie sich gleich für sie nie erfüllen „könnte.“ — Wie hätte man auch in jener Zeit eine Veränderung nur ahnen können?

Die vielfach erlittenen Schmerzen und Bedrängnisse jenes Winters, verbunden mit meinem kränklichen Zustand und der welkenden Gesundheit meiner guten Kinder, erweckten in mir mit Macht die schlummernde, langgehegte Sehnsucht nach Deutschland. Mein Mann versank immer tiefer in sein Studium des Indischen, das Leben hatte keinen Reiz mehr für ihn, und für jedes häusliche Interesse war er gleichgültig geworden. Paris wurde mir mit jedem Tage mehr verhaßt; wenn ich so durch die Steinhaufen ging, flüsterte mir immer eine Stimme die Verse aus dem Alarkos zu:

Die Mauern sehn mich an, wie Leichensteine,
Mir ist, als könnte hier nur Unheil hausen.

Ich sehnte mich nach ungestörter Ruhe, nach einer Hütte, wo ich mit meinen Kindern leben könnte, ohne tägliche nagende Nahrungssorgen, da die entsetzliche Theurung in Paris es meinem Mann unmöglich machte, mehr für uns zu thun, als er schon that. Ich bat demnach meinen Mann, mir zu erlauben, daß ich mich mit meinen Kindern nach

Deutschland begeben dürfe. Mein Mann hätte das südliche Frankreich zu meinem Aufenthalt vorgezogen; aber ich trug schon einen Abscheu vor allem, was Französisch war und unter Napoleons Szepter stand, im Herzen, und weigerte mich, wo anders, als nach Deutschland hinzugehn. Mein Mann gab mir seine Einwilligung, und wir gingen beide zum Herrn General v. Krusemark, dem damaligen Gesandten, um meinen Paß ausfertigen zu lassen, der auf Berlin ausgestellt wurde, wohin ich nicht zu kommen gedachte! Ich ging nach Heidelberg, welches mir von allen deutschen Freunden mit Recht als ein Ort geschildert war, der alle bezaubernden Reize der Natur mit den Gemächlichkeiten einer wohlfeilen Lebensweise vereinige.

Mit den bittersten Thränen verließ ich das schöne Montmorency am 14. Sept. 1810. Ich liebte diesen Ort, wo die Natur so anmuthig, die Luft so milde ist, und wo ich selbst unter Schmerzen so unvergeßlich süße Stunden verlebt hatte. Mein Nachbar in Montmorency war dies Jahr der blinde André Grétry, ein Neffe des berühmten Grétry, gewesen; dieser junge Mann lebte mit seiner Familie von der Güte seines

Oheims, zu der er nur in der höchsten Noth Zuflucht nahm, viel minder, als vom Ertrag seiner Schriften. Grétry hatte ihn im Frühling 1810 dem Fürsten Primas vorgestellt, und der gütige Karl, dem des blinden, talentvollen, sanften Jünglings Geschick zu Herzen ging, hatte ihm sogleich ein schönes Jahrgehalt ausgesetzt, und 25 Louisd'or zum Voraus auf Abschlag geschickt. Diese fürstliche Gabe kam in dem Augenblick, wo oft dem Guten Rettung wird, in dem der höchsten Noth: je größer Noth, je näher Gott! Die junge Frau sollte eben ein Kind zur Welt bringen, und Grétry's bescheidener Neffe, der wohl wußte, für wie viele bedürftige Verwandte der Oheim zu sorgen hatte, wollte sich nicht an ihn wenden; er trug den Kummer still und schwer, wußte nicht, wo Morgen Brot hernehmen, — da kam Karl's Geschenk, und Zusicherung des Jahrgehaltes! Dies war das Erste, was ich vom Fürsten Primas erfuhr; bei meiner Entfernung von Deutschland, und meiner völligen Unbekümmertheit um alle politischen Verhältnisse, hatte ich noch den Namen Carl von Dalberg nicht nennen hören.

Von Niemand in Paris nahm ich Abschied,

als von meinem Manne, vom Vater meiner Kinder, von deſſen Herzen ein ungünſtiges Geſchick, nicht Abneigung mich fortriß, und der mir beim Scheiden allen Troſt zuſprach, den innige Anhänglichkeit und herzliche Anerkennung nur eingeben können. Ich weinte — ſchmerzlicher noch als in Berlin am 24. Mai 1801 an meiner Mutter Herzen. — Meine Kinder ſprangen wohlgemuth in den Wagen.

In Verdun fand ich einen Brief von meinen Mann, Poste restante; auch noch auf einigen andern Punkten meiner Reiſe, fand ich Briefe von ihm, denn ich hatte verſprechen müſſen, täglich nur 10 Stunden zu fahren. In Metz warteten auf mich folgende zwei liebe Briefe, die meine Thränen wieder ſchmerzlicher und ſüßer aus meinem Herzen riefen.

Blois ce 11. Sept. 1810.

J'apprends avec peine, aimable Helmina, que Vous vous êtes décidée à quitter la France; j'ignore les circonstances qui Vous ont fait prendre ce triste parti, mais je desire vivement savoir si Vous êtes heureuse. — Je pense avec peine combien Votre vie a été tristement agitée, Vos

douces et aimables qualités devoient Vous faire espérer une destinée moins orageuse. — Cherchés dans Vos enfans, dans l'affection de Vos amis, et dans la distinction de Vos talens les sentimens consolateurs dont le charme est sans mélange de regrets. — Si je pouvois Vous être utile en quelque chose, Vous êtes bien sûre que je le ferois avec empressement — et si, comme je l'espère, Vous revenés près de nous, je serai charmée de Vous revoir, et de Vous parler de mon tendre intérêt.

J. R.

Neben dieſen Brief hatte die gütige Frau v. Stael geſchrieben:

Me permettés Vous, Madame, de me joindre à une personne à la quelle je voudrois m'unir de tant de manières, pour Vous dire combien je regrette de n'avoir pas eu l'occasion de Vous voir. — Un homme de Vos amis qui m'inspire autant d'estime que d'intérêt, Mr. A. de Chamiſso, a dû Vous dire combien je desirois Votre voyage à Blois. — Soyés heureuse dans un pays plus analogue à Votre caractère que le nôtre, *il faut y être habituée dès l'enfance pour y conserver son imagination et son coeur!* Adieu. Madame!

je n'oublierai jamais Votre Ode persane, et si elle pouvoit se réaliser je Vous en attribuerois le présage.

Wir reiſten bequem, und die gute Laune meiner Kinder, welche ſich ſichtbarlich erholten, erheiterte mein Herz. Wir kamen nach Homburg, wo ich ſtill am Abend ſchreibend ſaß, als ein wohlbekannter vaterländiſcher Ton von der Straße her, mich mit froher und frommer Rührung durchzuckte. Es war der ſeit zehn Jahren nicht von mir gehörte betende Geſang des Nachtwächters: und lobet Gott, den Herrn! Der Unterſchied zwiſchen beiden Nationen, der ſich mir erſt nach und nach recht offenbart hatte, iſt auch in kleinen Aeußerlichkeiten charakteriſtiſch erkennbar. Der Franzoſe hat nichts im gewöhnlichen Treiben des Volkslebens, was an fromme, alte Sitte erinnerte, und was leider auch in Deutſchland zu verſchwinden anfängt. Des Nachtwächters Ermahnung, die Mitbürger vor Schaden zu hüthen, und Gott, den Herrn, zu loben, iſt nicht ſo ganz gehaltlos, und mag ſchon Gutes geſtiftet haben. Es that mir leid, als ich 1816 in Berlin ankam, und ſtatt des wohltönenden Horns, und des einfältig frommen Liedes eine

gellende Pfeife und gleich darauf den Stundenruf hörte. Jede Abweichung im bürgerlichen Leben von einem gutmüthigen und kindlichen alten Brauch, ist ein trauriges, bedenkliches Zeichen. Gewiß haben die Berliner die Abschaffung des frommen Liedes den Franzosen zu danken?

In Kayserslautern wurde ich meinen französischen Kutscher los, und es ging mit einem Manheimer mit zwei raschen Schimmeln wie im Flug durch das wunderherrliche Jägerthal nach Manheim. Je näher wir dem eigentlichen Deutschland kamen, je würziger wurde der Lufthauch, je tiefer und süßer das Grün. In Manheim verweilt' ich eine Nacht, und ging andern Tages nach Heidelberg. Je mehr ich Heidelberg nahte, je angenehmer umfing die Landschaft Sinne und Herz. Die Berge, die nur als stolzer Schmuck der Gegend zu prangen scheinen, so hoch und dicht belaubt, so herrlich angebaut, die Thale voll Quellen und Obstbäumen, die mit Gold und Purpur glänzten, und deren überreiche Äste viele Stützen hielten, des Neckars schöngewundner Lauf, der tiefblaue Himmel über den Fluthen, und so viel andre Reize der Gegend, entzückten mich wunderbar; ich be-

griff nicht, wie ſo viel Schönheit der armen Erde zu Theil geworden ſeyn könnte, und zum erſtenmal fühlte ich den Schmerz um meine Schickſale in mir milder werden. Ich ſtieg im badenſchen Hof ab, wo ich ſogleich erfuhr, daß die Sängerin der Schweſtern von Lesbos ſich in derſelben Stadt befände, und daß Schillers edle Wittwe mit ihren liebenswürdigen Kindern meine Nachbarin ſey. Dieſe liebreiche Frau ſagte mir, daß ich wohl gethan, dieſe Gegend zu wählen, hier könne ein wundes Herz geneſen. — Vor allem hatte ihr der Weg gefallen, der nach dem Schloß durch klein Heidelberg führt, und wo der dürftigen Bewohner Gärtchen, hoch thronend über Stadt und Thal, eine unermeßliche und entzückende Ausſicht darbieten.

Am Abend nach meiner Ankunft beſucht' ich Caroline Rudolphi, meiner Mutter Jugendfreundin, die ich von einer Fußreiſe in die Schweiz ſchon ganz ermattet fand, ſie hatte von zu großer Anſtrengung den Todeskeim davon getragen; ſie erkrankte gleich nach meinem Beſuch, und ich ſah ſie nicht wieder. Das Wiederfinden der Brüder Sulpitz und Melchior Boiſſérée, die ich ſchon in Paris bei Friedrich Schlegel ge-

ſehen, machte mir groſse Freude, und die neue Kunſtanſicht, welche der Genuſs ihrer herrlichen Sammlung mir aufſchloſs, war genügend, auf lange Zeit meinem Geiſt Beſchäftigung zu geben. Ich hatte aus den Italienern, und den wenigen Gemälden von der deutſchen Schule, die ich bis dahin gekannt, noch kein rechtes Verſtändniſs der Kunſt in ihren mannigfaltigen Beſtrebungen entnehmen können; hier ging mir ein neuer Sinn dafür auf. Vor allem aber begeiſterte mich in Heidelberg der Reichthum einer wunderſüſsen, ſo anmuthvollen als im Erhabenen ſchönen Natur. Kam ich gleich aus dem freundlichen Montmorency, ſo war es mir doch in dieſer Fülle und Herrlichkeit zu Muth, wie einem Vogel ſeyn mag, der aus dem mit grünen Zweigen umſteckten Käfig in die Freiheit kommt.

Mein erſter Ausgang war nach dem Berge, wo die Trümmer des alten Schloſſes ſtehen, die mir, ſelbſt im Spätherbſt von Blüthen umwunden, ein wahres Wunder erſchienen. Über den Verfall der ſtolzen Werke von Menſchenhand ſchien die Natur den ewigen Sieg zu feiern, und rieſelnde Quellen, die auch im Winter nicht ganz verſtummten, ſangen mir Troſt in's

Herz. Mit meinen Kindern ging ich manchen schönen Tag einsam in dem blühenden Gottesgarten, den auch der Herbst so lieblich schmückt, und in der Gegend umher. Ich weidete mich an dem Entzücken der Kleinen, welche auch noch nie die Welt so schön gesehen hatten. Späterhin lernt' ich den Dichter Carl Thorbeder und seinen Freund Leopold von Gerlach kennen; beide ließen es sich angelegen seyn, mir die Reize der Gegend zu zeigen, ihrer anspruchlosen und herzlichen Freundschaft verdanke ich manche schöne Stunde. Ein Gefühl süßen Friedens, köstlicher Beruhigung, füllte mein Daseyn aus, die Fluthen des Neckar waren mir Lethe, in welchen meine Vergangenheit nicht verschwand, sondern als sanft verklärtes Bild mich wehmüthig lächelnd grüßte. Ich lebte beinahe ganz einsam, wenn mich gleich mancher Landsmann freundlich zu begrüßen kam: Paul Graf v. Haugwitz, Carl v. Raumer, Hr. v. Lamprecht, Hr. Jakob Berger, Professor Schelver, seine jetzige Gemalin, kamen von Zeit zu Zeit, meinen einsamen Liedern zu lauschen.

Einer meiner liebsten Spaziergänge, den ich auch öfter mit meinem Freund Horstig machte,

führte nach dem schönen Neuenheim, das, reich mit Trauben beladen, an den Fuß des heiligen Bergs angelehnt, sich im Neckar spiegelte. Auf einem leichten Nachen fuhren wir über die klare Fluth, links und rechts nur Lust und Fülle auf grünen Gebirgen, im Hintergrund über den tiefblauen Fluthen die schöngebildete Brücke, gegen das Grün der Waldeshöhen im Abendlicht purpurn hinschwebend, und in Westen die Vogesen, der Donnersberg, einen schönen duftigen Gürtel vom zartesten Blau im Abendgolde des Horizontes bildend. Die Fluthen dufteten und die Ufer glänzten; ein seliger, ungetrübter Frieden umfing mein Herz. Ich hatte damals von Heidelberg nur angenehme Eindrücke empfangen, die Menschen, so ganz verschieden von den Franzosen, erfreuten mich durch Offenheit und Heiterkeit des Wesens. In Gesellschaft kam ich nicht, ich sah nur meine freundliche Wirthin mit ihren Töchtern, die Professorin Fischer, und die obengenannten Landsleute; und der für mich so neue Genuß der herrlichsten Natur wurde dadurch erhöht, daß ich nun mir noch ganz unbekannte Werke durch die Freundlichkeit der Madame Fischer erhielt, welche mich stets nach Gefallen in

ihrer Bibliothek wählen ließ, und mir immer das Neueste schickte. Diese vielgeprüfte, höchst interessante Frau ist die bescheidene Verfasserin einiger sehr lieben deutschen Bücher, unter denen mich ein Roman: Margarethe, ganz vorzüglich angezogen hat. Ihr schmerzbewegtes Leben voll trüber Erfahrungen hat in ihr diejenige Stimmung hervorgebracht, vor welcher sich tief und zartfühlende Gemüther nicht immer zu bewahren wissen, — daß sie die Menschen liebt und flieht. Sie war mir, als einer schutzlosen Pilgerin, sehr freundlich, und ich verdanke ihr manche angenehme Stunde.

Eins der ersten Bücher, welche ich aus dieser Bibliothek benutzte, war Fouqué's Sigurd, der mich ganz entzückte. Fouqué war durch gemeinschaftliche Freunde meinem Herzen werth geworden, ohne daß ich noch viel von ihm gelesen hatte, dies Heldengedicht ergrif mich sehr, und regte mich wieder zum Dichten an, welches lange unterblieben war. Außer diesen Büchern erheiterten mich die freundlichsten Briefe meines Mannes, der sich unendlich freute, daß meine Kinder in Deutschland so gesund würden, und daß ich mich im deutschen Leben glücklich fühlte. Ich

bewohnte einige Zimmer am Fuß des Schloßbergs, dem schönen Bleichplatz nahe, an dessen Rand ein starker lebendiger Quell unaufhörlich rieselt, über welchen hin herrliche Obstbäume den Fels hinauf gepflanzt sind. Hier waren die Mondabende mir unaussprechlich süß, wenn ich mit meinen Kindern auf der steinernen Bank, von Epheu umrankt, an der Gartenmauer saß, und die Giebel der Schloßruine aus dem Grün des Waldes auftauchten. Ein schmales Gäßchen windet sich von diesem Hause nach dem Kornmarkt hin; Abends drang ein heller Schein vom wunderlieblichen, in Stein gehauenen, stets reichlich erleuchteten Marienbilde in dies Gäßchen, und erhellte meine und der Kinder einsame Schritte bis zur Hausthür, indeß rings umher Alles still war. Nie vergeß' ich, mit welchem süßen Gefühl von Zuversicht bleibender Ruhe des Daseyns ich an solchen Spätherbst-Abenden heimging, und an das bunte, bewegliche, traurige Paris dachte, das ich so gern verlassen hatte. Diese angenehme Freudigkeit erfüllte nach Gottes Willen wohl meine Seele nur, um mich zu neuen Kämpfen des Lebens zu stärken; aber ich

konnte das nicht ahnen, und genoß sie rein, in ihrer ganzen Fülle.

Noch waren in diesen glücklichen Thälern die letzten Gaben des Herbstes nicht ganz den Ästen entrissen, als die liebe Weihnachtszeit nahte. Ich freute mich innig, den Kindern auf deutsche Weise zu bescheeren. Ein ungeheurer Tannenzweig, auf ein starkes Brett befestigt, wurde mit dem Gold und Purpur der würzigsten Äpfel und Birnen beladen, die liebreichen Töchter meiner Wirthin vergoldeten Mandeln, Nüsse und Weintrauben, und stattlich prangte am Abend mit vielen Lichtern der reichbeladene Weihnachtsbaum, für die kleinen Pariser ein Götterfest, da noch mancherlei Zierliches vom Conditor und die Geschichte des Christkindes in der Wiege, nebst vielen Spielsachen den Reiz des Anschauens erhöhten. Den Kindern war noch nicht bescheert worden. Frankreich's Nation weiß nichts von dem anmuthigen Gedanken, daß das Christkind die guten Kinder liebt; keine Aussicht auf ein so herziges Fest erhellt dort die trüben Wintertage. Nur am Neujahrs Abend regnen die Bonbons nebst ekelhaften Spielsachen in die Häuser, so daß das neue Jahr die Kinder mit

verdorbenem Magen und verderbter Fantaſie findet; denn was kann der Polichinelle, und ſeine Frau Muhme die Mère Gigogne (eine ſcheusliche, rothgekleidete Puppe, aus deren Rockfalten ein Haufen Kinder ſpringt, wenn man einen Drath zieht) dem kindiſchen Gemüthe ſagen? Dies ſind jedoch die Stereotypen der pariſiſchen Kinderfreuden!

Meine Kleinen waren, wie geſagt, entzückt, und Mitternacht fand noch den leuchtenden Chriſtbaum, und unſre frohen wachen Blicke. Das Chriſtfeſt leuchtete noch durch die folgenden Tage bis zum Neujahre 1811 freundlich durch unſre einſamen Stunden hin, und das verhängnißreiche Jahr ſchloß ſich heiter in ungeſtörtem Frieden des Daſeyns für mich.

(Die Fortſetzung künftig.)

Gedichte.

Liebesschmerz.

Ich saß mit ihr am Bach allein,
Der Mond war aufgegangen,
Und lüstern sah der bleiche Schein
Den Morgen ihrer Wangen.

Da spielt' ihr purpurrother Mund
Mit goldnen Liebespfeilen;
Sie machen uns das Herze wund,
Und sie nur können's heilen.

Mich traf ein Pfeil im Liebeswort,
Mit wundersüßen Schmerzen;
Doch, wie er traf — da lief sie fort,
Und ließ ihn mir im Herzen.

Dein Hardstein.

Liebesklage.

Rothe Lippen, rothe Rosen,
Hat die Sehnsucht aufgeschwellt,
Meinen Kummer all verkosen
Könnt' ich in der Purpurwelt.

Blaue Augen, blaue Sterne,
Ziehen bald mein Sehnen hin,
Ewig schau' ich in die Ferne,
Wo die lieben Lichter glüh'n.

Wie die Rose in der Höhe,
Winkt mir fern der Sterne Schein;
Aber weil ich beide sehe,
Wird nicht Stern, nicht Rose mein.

Deinhardstein.

Die Antonsbrücke im Helenenthal bei Baaden.

Es ſteh'n zwei graue Felſen
Und ſchließen ein Bächlein ein;
Zwei Tannen ſchauen herunter,
Die Jedem das Herz erfreun.

Es wölbt ſich leicht eine Brücke,
Wohl über das Bächlein hin,
Das Leben drängt ſich ans Ufer,
Ein Leben traulich und grün.

Hoch oben ſchwebt ein Geländer,
Dort wo die Tannen ſteh'n;
Da hält mich die Sehnſucht gefangen
Die freudige Welt zu ſeh'n.

Und übers Geländer gebogen,
Hernieder ins liebe Thal,
Schau' ich all die klaren Wellen,
Und höre den ſüßen Schall.

Und immer möcht' ich hier bleiben,
Mir wird's ſo wohl in der Bruſt;
Und immer gehen die Wellen,
So voll der ewigen Luſt.

Deinhardſtein.

Alte Zeit.

Vor der Veste Merkenstein.

Andachtsvoll schau' ich nach jener Stelle
Niederknieen möcht' ich an den Stufen,
In der Burg, wo Männer lebten, schufen,
Wo die Jungfrau sang in frommer Zelle.

Wo sie lauschte, nach der Rosse Hufen
Ob er komme; dort, beim Klang der Welle,
Bis das Glöcklein von der Schloßkapelle
Sie zum Frieden wieder heimgerufen.

Alter Kraft hochheil'ge Überreste!
Armes Denkmal der vergangnen Zeiten,
Wie ein Traumbild bist du mir erschienen!

Wenn die Männer mir vorüberschreiten,
Schaut mein Blick so sehnend nach der Veste, —
Und die schlafen — sie liegt in Ruinen!

Deinhardstein.

Der Gang zum Liebchen.

Ich ging zum Liebchen seine
Hin über manchem Grab,
Schaut hin zum Mondenscheine,
Zur Erde nicht hinab.

Und plötzlich war verschwunden
So Mond als Liebchens Haus,
Im Grab' ich mich befunden
An einem Sarg voll Graus.

Das Grab, in das ich stürzte,
'nem Jüngling grub man neu,
Dem Lieb' das Leben kürzte,
Weil ihm sein Lieb nicht treu! —

Assur.

Die Begegnung.

Als ich ging zu meinem Kinde
Sah ich auf dem Weg zwei Blinde
Tappend mir entgegen gehn.
Herz, o werde drum nicht trübe,
Wallst ja auf den Weg der Liebe
Zu dem Gott, der nicht kann sehn!

Assur.

Blumen im Winter.

Wann Haine und Gärten im Winter erſtarrten,
Dann werden die Mägdlein zu lebendem Garten,
Sie tragen am Buſen die Blumen, die zarten,
Die blühen ſo lieblich auf weißem Gefild,
Im Rahmen des Winters ein ſommerlich Bild!

Wie ſchön ſich die lebenden Gärten bewegen,
Wie lieblich die blühenden Buſen ſich regen,
Beſtecket von Flora und Venus mit Segen;
So ſchwebten Semiramis Gärten in Luft,
Im lieblichſten Scheine, in Blüthe und Duft!

Aſſur.

Im Spätherbſt 1813.

Von feindlichem Geblüte wallt beſloſſen,
Gleich einer roth von Blut beſprengten Leiche,
Der Mantel, der die Glieder hält umſchloſſen,
Des Mondenlichtes Günſtling ſonſt, der Bleiche,
In dem ich oft erklimmt der Leiter Sproſſen,
Und Minnelieder ſang an jener Eiche,
Die ſtolz ihr Haupt zum Kämmerlein erhebet,
Darin die Holde ſchönes Leben lebet.

Den theuern Ring voll Lauterkeit und Veſte,
Den ich als ihrer Liebe Pfand getragen,
Und nächtlich oft an meinen Buſen preßte,
Hat mir im Kampf ein Degen kühn zerſchlagen,
Daß ſich die Hand vom Lebenspurpur näßte,
Erröthend ob des ſchnöden Feindes Wagen.
Nicht hätt' der Kämpfe ihn mir abgeſtritten,
Hätt' nicht ſein Stahl den Finger abgeſchnitten.

Wenn ſich der Freunde Schriftzüg' falb entfärben,
(Alſo uns lehrt der fromme Völkerglauben)
Bedeutet dies ihr jüngſt geſchehnes Sterben,
Als ob ſich Bäume falben und entlauben. —
So ſchaut der Gärten Schmuck man nun in Scherben,
Zerſtampft von Feindes Roß die reifen Trauben,
Der Bäume Laub ſich herbſtlich ſchon entblättern,
Elegiſch die Natur in falben Lettern!

Als jüngſt ich überlas der Holden Züge,
Da einſt ſie mich zu ſeel'ger Nacht geladen,
In der ich ſelig, wie ein Kind der Wiege,
Empfing des Himmels hohe Huld und Gnaden:
Erſchienen mir, wenn ich nicht betrüge,
Die Züge ſchier mit falben Roſt beladen. —
O daß ich doch in ſüßer Ruhe ſchliefe
Bei der Verfaß'rin jener falben Briefe!

Aſſur.

Lied des armen Mädchens.

Das schwarze Brod, das schwarze Brod,
Für meine Mutter in der Noth
Hol' ich vom Bäcker her.
O würde doch zum Diamant
Das ganze Brod in meiner Hand,
Wie froh, wie froh ich wär'!

Der Mutter brächt' ich ihn nach Haus,
Die tauscht' es bei dem Kaiser aus,
Und würde glücklich seyn!
Der Bäcker, der mir stets das Brod,
Und guten Tag durchs Fenster bot,
Der würde auch sich freun!

Assur.

Die Einſame.

Der Abend iſt ſo lange,
Mir armen Kind wird bange,
Ich ſitze ganz allein.
Die Laden ſind verſchloſſen,
So ſchläfrig die Genoſſen,
Das Licht giebt matten Schein!

Den theuern Freund zu Pferde! —
Vielleicht deckt kühle Erde
Sein ſchlummerndes Gebein. —
O Herze, ſanft und muthig,
Liegſt du im Felde blutig,
Und läßt mich ganz allein!

Aſſur.

Gloſſe.

Himmelſchlüſſel, Blümlein kleine,
Kommſt, den Himmel aufzuthun;
Himmel iſt's, auf Erden ruhn,
In der Liebe Maienſcheine.

Sprießet, knospt auf grünen Auen,
All' ihr Blümlein wonniglich,
Laßt in euren Blicken ſich
Goldne Sterne liebend ſchauen.
Wann die Perlen niederthauen
In der Liebe Maienſcheine,
O, dann hebt ihr duftend meine
Seele zu den Sternen hin,
Seid denn alle meinem Sinn
Himmelſchlüſſel, Blümlein kleine.

Wann die Fluren rund umfangen
Von der Mainacht ſüßen Glanz,
Duftend in der Berge Kranz
Roſig ſtehn der Erde Wangen,
Will ein ahndungsvoll Verlangen
Kund ſich in der Seele thun,
Und du ſchwebſt hernieder nun,
Stiller Liebe heil'ges Sehnen,
Thauſt auf Blumen hin in Thränen,
Kommſt, den Himmel aufzuthun.

Senke dich im Ätherbilde
Reiner Stern, der Blume zu,
All' ihr Sehnen biß ja du,
Und sie stirbt im Glanze milde,
Ihre Düfte vom Gefilde
Heben sich entfesselt nun
Ihre Liebe kund zu thun;
Nur in süßer Liebe Sehnen
Nur in Lieb' durchzitralten Thränen
Himmel ißt auf Erden ruhn.

Minne, perle, reine Welle,
Wo die goldne Lil'ge thront,
Auch in deinem Busen wohnt
Mond der Sehnsucht süß und helle,
Hingelockt zum Liebesquelle.
Singe, Nachtigall, im Haine,
Seufze süßer, was ich meine,
Lied, und Well und Blüthenleben,
Seele will zum Himmel schweben
In der Liebe Maienscheine.

Helmina.

Die drei Jünglinge.

Drei Jünglinge wandelten einſtmal gar weit, —
Erdolchet ſie fanden die lieblichſte Maid.

Da ziehet der Erſte ſein ſchimmerndes Schwert,
Das iſt ihm zur Rache noch einmal ſo werth.

Er küßet die Leiche, dann eilet er jach
Den blutigen Tritten des Mörders nach.

Der Zweite die Leiche mit Küſſen bedeckt,
Doch keiner in's Leben die Schlummernde weckt.

Da gehet er weinend und zögernd nach Haus,
Und klaget, und jammert, und härmet ſich aus.

Der Dritte trägt ſchweigend die Maid mit ſich fort
An einen verborg'nen entlegenen Ort.

Und gräbet zwei Gräber und ſchauet mit Schmerz,
Und aß nicht, und trank nicht, da brach auch ſein Herz.

Graf v. Blankenſee.

Die drei Schwäne.

(Als Aufgabe nach Gottschalks Sagen S. 202. treu bearbeitet.)

Ein Knabe ſtand auf grüner Flur,
Blickt ſehnend um ſich her,
Ihn lockt die blühende Natur,
Der Jugend Kreis nicht mehr.

Was ihn ſo trieb aus Dorf und Hag
War ihm nicht wiſſentlich,
Doch ſchon an manchem lieben Tag
Er durch die Fluren ſtrich.

Und klagte viel und weinte ſehr,
War er viel einſamlich,
Ihm ſey das Herz ſo voll und ſchwer,
Und nimmer heil' es ſich.

Da tönts um ihn, und um ihn rauſcht
Gar wunderſamer Klang,
Das Knäblein ſtill entzücket lauſcht,
Ihm ſcheint es Dreigeſang.

Und fühlt sich mächtig hingebannt,
Wie seine Sehnsucht steigt,
Dorthin, dorthin, vielleicht zum Land
Ob sich ihm Heilung zeigt.

Am Ufers Rand der Knabe steht,
Schaut in den See bewegt,
Denn Well auf Wellchen lispelnd geht,
Und zarte Töne trägt.

Und Blümlein an dem Ufer wehn,
Die duften wunderbar,
Da möcht' er gern als Blümlein wehn
Wohl in dem See so klar.

Und immer mächt'ger faßt es ihn,
Gesänftigt ist sein Weh,
Da sieht er erst drei Schwäne ziehn
Immitten auf den See.

Die segeln ruhig, stächentlang
So schneeigt, silbern her,
Und hauchen all' den Zauberklang,
Der ihn gelockt, so sehr.

Die mögen wohl von Ferne sehn,
Entzückt in seelger Ruh,
Ein Knäblein an dem Ufer stehn,
Und segeln darauf zu.

Da möcht' es zu den Schwänen hin,
Möcht' gern ein Veilchen seyn,
Und mitten in dem Spiegel drinn
Sich mit den Schwänen freun.

Brodkrumen reicht' es flehentlich,
Möcht' gern sie füttern gut,
Bückt liebend zu den Schwänen sich
Voll kindscher Liebesgluth.

Die blicken auch es freundlich an,
Und hauchen milden Sang,
Doch's Knäblein sie nicht haschen kann,
Läuft das Gestad' entlang.

Und legt sich auf ein schmales Brett,
Das an dem Ufer liegt,
Und treibt schon auf dem Fluthenbett,
Das ihn nun schaukelnd wiegt.

Und zu dem Dreipaar rudert er
Mit zarter Händchen Fleiß,
Und rudert lang', und rudert sehr,
Und wird so müd' und heiß.

Doch zu den Schwänen trägt's ihn nicht,
Wie sehr er sich auch müht,
Die zarte Kraft ihm all' gebricht,
Das Dreipaar vor ihm zieht.

Da weint das Knäblein bitterlich,
Daß so die Schwäne fliehn,
Die wenden still in Mitleid sich
Um nun mit ihm zu ziehn.

Da streckt's die Händchen zum Empfang,
Möcht sie noch streicheln fein,
Und danken für den Zauberklang,
Da schläft's ermattet ein.

Und lang' und süß es schlummernd lag,
Und als es drauf erwacht
Sieht sich's im schimmernden Gemach
Von Glanz und Duft umlacht.

Drei wunderschöne Jungfraun schau'n
Es hold und lieblich an,
Da lächelte der Knabe traun
Und schmiegt sich kindlich an.

Willst mit uns bleiben, lieblich Kind?
Sollst süß willkommen seyn;
Doch wenn dir froh die Zeit hier rinnt
Kannst nicht mehr oben seyn.

Und wenn dir's hier ein Jahr gefällt,
Drückt oben dich die Luft,
Du darfst nicht mehr zu jener Welt,
Sie drückt dich in die Gruft.

Da jauchſt das Knäblein fröhlich auf:
„Will mit euch bleiben ſchon!“
Und ſpringet von dem Lager auf,
Und hüpft, der Anmuth Sohn.

Die Jungfrau'n führen ihn umher
Durch Gärten und Pallaſt,
Das freut den Knaben gar zu ſehr,
Sein Aug' erblindet faſt.

Wie flimmert es, wie glänzt es dort
Von Demant, Perlen, Gold,
Und Frucht auf Frucht in einem fort,
Die winken ihm ſo hold.

Hier meint er ſey das Paradies,
Davon er oft gehört,
Wer darin wohnt, und's doch verließ,
Der ſey doch recht bethört.

Und tummelte ſich hoch beglückt,
Und ſpielt, im Sonnenlicht,
Und naſchte viel, war ſtill entzückt,
Der Heimath dacht' er nicht.

Und ſo verſchwand ihm manche Zeit,
Der nichts an Freuden gleicht,
Denn Neues ſich an Neues reiht,
Doch auch die Luſt erbleicht.

Und zu der Heimath treibt es ihn,
Ob er dagegen ringt,
Unwiderstehlich zieht's ihn hin,
Wie sehr er sich auch zwingt.

Da litt der arme Knabe schwer,
Und wollt' es nicht gestehn,
Doch seine Wangen bleichten sehr,
Die Schwestern konnten's sehn.

Und forschten sie auch nach dem Grund
Liebkosten tröstend sie,
Er that es ihnen nimmer kund,
Verrieth die Trauer nie.

Im Rasen lag er hingestreckt
Als just die Sonne sank,
Die Flur vom güldnen Strahl bedeckt
Balsamisch Kühlung trank.

Und Wohlgeruch erfüllt die Luft
Wohl reich und schwelgerisch,
Und in dem üpp'gen Abendduft
Wurd Alles froh und frisch.

Die Vögel sangen's Abendlied
Durch Wiesen und Gebüsch,
Der Schnitter schäkernd Häuflein zieht
Im fröhlichen Gemisch.

Da tritt der Heimath frommes Bild,
Des lieben Dörfchens Hag,
Der theuren Mutter Antlitz mild
Recht lebhaft an den Tag.

Wie nun die Mutter um ihn wein',
Und ihn verloren glaubt,
Da ſchluchſt er laut und hüllt ſich ein,
Verbirgt ſein glühend Haupt.

Und ſeinen Namen hört er laut,
Und fährt erſchreckt empor,
Und ſieht ein greiſig Weib, das ſchaut
Aus trübem Aug' hervor.

Das Scheuſal grinſt ihn freundlich an,
Und krächzet hohl zumal:
Zur Heimath ich dich bringen kann,
Wirſt du mein Ehgemal.

Fort, Ungeheuer, ruft das Kind,
Will nimmer dich mehr ſehn,
Die mir ſo hold und liebend ſind,
Sollt' ich, ſie hintergehn.

Und kaum zerrinnt der Worte Hall
Zerfließt auch die Geſtalt,
Und vor ihm ſtehn die Jungfraun all
In lieblicher Gewalt.

Weil du ſo redlich dich und rein
Jetzt gegen uns bewährt,
Soll auch der Wunſch gewährt dir ſeyn,
Den heimlich du genährt.

Da dankt der Knabe minniglich,
Wie ſie ſo gut, ſo hold,
Und wieder weint er bitterlich,
Daß er ſie laſſen ſollt.

Und ſchlummert ein erſchöpft darauf
In ſtillem Leid und Weh,
Und wachet ſpät erſt wieder auf
Am wohlbekannten See.

Da ſieht er die drei Schwäne ziehn,
Und ringt die Hände ſehr,
Die nicken freundlich, tauchen hin
Sah nicht ſie wieder mehr.

Und gehet ſtill ins Dorf hinein,
Im Dorf war alles Freud',
Und Allen mußt's erzählet ſeyn,
Die ſtaunen weit und breit.

Und als die Sehnſucht nun geſtillt,
Die Heimath er geſehn,
Da faßt ihn wieder unerfüllt,
Ach! ein unnennbar Wehn.

Da litt' der arme Knabe schwer,
Und wollt' es nicht gestehn,
Doch seine Wange bleichte sehr,
Er mußt' ans Ufer gehn.

Und täglich er am Ufer weint,
Sehnt zu den Schwänen sich,
Doch weder Klang noch Schwan erscheint,
Da seufzt' er und erblich.

Graf v. Blankensee.

Prüfungszeit.

Wenn die Zeit der Leiden naht,
Dir zu demuthsvollem Büßen,
Tilge nicht der Thränen Saat,
Such' die Thränen zu versüßen.
Aus dem wilden Thränen Thau
Blüht einst auf ein Himmelblau,
Süß, wie's werth nur zu genießen,
Wer recht ausgeharrt im Büßen.

Wilhelm von Schütz.

Der Liebe Jahreszeiten.

I.

Soll ich dich meiden, seligstes Verlangen,
Was scheinst du dich vor andern mir zu neigen?
Darf ich mich geben deiner Lieb' zu eigen,
Warum die Kälte, die mich läßt erbangen? —

Oft blieb ihr Blick an meinem Blicke hangen,
Doch nur um Strenge mir statt Gunst zu zeigen,
Kaum brach mein Flehen der Grausamen Schweigen,
Die duldend doch, daß sie mein Arm umfangen.

Wie oft wollt' ich die lieberglühnden Lippen
Dem süßen Munde zu vermählen streben
Um Labung für des Herzens Durst zu nippen.

Doch wie wenn Blumen kühner Lüfte Kosen,
Sich züchtig wendend, unberührt entschweben,
So flohn auch meinen Kuß des Mundes Rosen.

II.

Nun fürcht' ich nicht mehr des Geſchicks Empö-
rung,
Und jeden Wunſch mag es mir nun ver-
ſagen,
Auch werd' ich kaum noch einen neuen wa-
gen,
Seit meines ſehnlichſten mir ward Erhörung.

Im Traum mich wähnend zag' ich vor Zerſtörung
All meines Glücks, das ich nicht weiß zu
tragen,
Doch ſcheucht ein Wort des Zweifels banges
Zagen,
Sie liebt mich! heißt die mächtige Be-
ſchwörung.

So wars nur Prüfung, ob des Herzens Flamme
Fortlodern würde in der Stürme Toben,
Die dem Geſtändniß deinen Mund verſchloſſen?

Zu welchem Leid das Schickſal mich verdamme,
Es zu beſiegen iſt mein Muth entſchloſſen,
Dein Schweigen war die härteſte der Proben.

III.

Wohl mag ſo ſchnell des Stromes Fluth nicht rauſchen,
So raſch im Sturm der Wolken Flug nicht ziehen,
Als Liebenden die goldnen Stunden fliehen,
Wenn Blick um Blick und Kuß um Kuß ſie tauſchen.

Wie ängſtlich muß ich nun den Stunden lauſchen,
Seit du geſchieden, wie will ſich verziehen
Das hohe Glück, wo endlich mir verliehen
An deinem Mund mich wieder zu berauſchen.

Vergebens blick ich in die blaue Ferne,
Die jetzt dich hält, und leer verhallt die Stimme,
Die wie mein Auge zu dir möchte dringen.

Ach, flehen möcht' ich zu des Tages Sterne,
Der dort ſich hebt, daß er nicht mehr erglimme,
Bis er mir dich, mein Lebenslicht, wird bringen.

IV.

IV.

Was klag' ich noch, warum noch fließen Thränen?
Es will nicht mehr des Schickſals Strenge walten,
Die ſie mir raubte, mich zurückgehalten,
Sie iſt mir nah, es iſt nicht eitles Wähnen! —

Noch lieb' ich dich, und doch flieht dich mein Sehnen;
Bei heißer Glut ſchein' ich dir zu erkalten;
Doch Klüfte zwiſchen dir und mir ſich ſpalten,
Die weiter ſich als Land und Meere dehnen.

Dämon'ſches Mißverſtändniß, hart Geſchicke!
Du hältſt mich feſt in deinen tauſend Schlingen,
Kaum darf ich klagen, was ich nicht verſchuldet.

Säh' ſie im Kampf mich mit mir ſelber ringen,
Verkünden müßten ihr die Thränenblicke,
Daß ſolchen Schmerz die Unſchuld nur erduldet.

C. N.

Das Wahre.

Wenn, was wahr iſt, du willſt finden
Lerne, eine Lieb' erfaſſen,
Von ihr bis zum Tod nicht laſſen,
Und Ein Licht wird ſich entbinden.

Alle Tön' in Einen ſchmelzen
Dann, die ſonſt wie einzeln klangen,
Und die Seel' iſt ganz gefangen
In des einen Lichtſtroms Glänzen.

Wenn, was wahr iſt, du willſt finden,
Lerne, Eine Lieb' erfaſſen,
Von ihr bis zum Tod nicht laſſen,
Und Ein Licht wird ſich entbinden.

Wilh. von Schütz.

Miſstrauen.

Wie haſt du dich, Freude,
Verirrt mir ins Herz?
Geflügelte, ſcheide,
Hier wohnet nur Schmerz.

Ein Sonnenſtrahl, fällſt du
Zum Kerker voll Nacht,
Nur Schrecken erhellſt du
Mit glanzvoller Macht.

Mein Aug' hat gewöhnet
An's Dunkel ſich nun:
Mit Thränen verſöhnet
Wünſcht nur es zu ruhn.

Willſt du mir nun blenden
Den krankenden Blick?
Dann grauſam dich wenden,
Mich neckend mit Glück?

Haſt du mich gefunden,
Um treu mir zu ſeyn?
Kann noch ich geſunden?
Kann noch ich mich freun?

Wenn Zufall dich führte,
Zu mir in die Nacht,
Flieh, eh mich berührte,
Die Hoffnung mit Macht.

Nicht grausam vergebens
Entfalte dem Blick,
Den Teppich des Lebens
Voll Freuden und Glück.

Hinein mir nicht funkle,
Du Farben-Gespenst,
Zu schwarz wird das Dunkle
Wo hell du geglänzt.

Den farbigen Bogen
Mal' nicht in mein Grau:
Versöhnung gelogen
Hat oft mir sein Bau.

Nicht fleht ja mein Kummer
Um Gaben dich mehr,
So laß mir den Schlummer
Von Täuschungen leer.

Nicht mehr mag ich trauen,
Dir, täuschender Gast,
In Lüften mir bauen
Der Wünsche Pallast.

Zu oft hintergangen
Hat mich dein Beſuch,
Du flohſt, und gefangen
Hielt feſter mich Fluch.

Koreff.

Marc Aurels Büſte.

Der Beſchauer.

Sprich, warum denn ſo ernſt, warum in die Güte der Weisheit
Miſcht ſich der Trauerzug, der um die Lippe dir klagt?

Der Kaiſer.

Schau' in mein Leben zurück! Tief hab' ich die Menſchen geliebt ja,
Redlich wollt' ich ihr Glück, ach! und ich kannte ſie gut.

Koreff.

Frühlings- und Gesanges-Erwachen.

1.

Könnt' ich einmal wieder singen,
Wär' ich wiederum gesund,
Aber noch will's Herz zerspringen
Und in Trauern schweigt der Mund.

Kaum, daß diese leise Klage
Aus dem vollen Busen drang,
Wie an einem Wintertage
Oft schon halb ein Vogel sang.

Wie aus Wolken eng verschlossen
Halb oft dringt ein Sonnenblick,
Bald von Regen übergossen
Wiederkehrt in sich zurück.

Also hellte mein Gemüthe
Ach nur kurz ein lichter Traum,
Und vom aufgeweckten Liede
Hallten diese Töne kaum.

2.

Es wollen Vögel wieder ſingen,
Es wollen Blumen wieder blüh'n,
Mein Herz! kannſt du dich nicht bezwingen,
Nur einmal noch der Luſt erglüh'n?

Was nimmer Leben durfte hoffen,
O ſieh! das blickt jetzt friſch hinauf,
Hat dich ſogar ein Froſt getroffen,
Daß du dich nimmer richteſt auf?

Es ſchafft, es klopft, es möcht' ſich heben,
Doch kann es nicht, es iſt zu krank!
So ſchafft, ſo klopft, man hört's mit Beben,
Im Sarge der Scheintodte bang.

Dann kommen eilend ſeine Lieben,
Befrei'n ihn aus des Grabes Graus.
Du Herz, aus dieſer Bruſt, der trüben,
Kommſt du, ach! nimmermehr heraus!!

Juſtinus Kerner.

Lied.

O könnt' ich einmal los
Von all' dem Menschentreiben,
Natur! in deinem Schooß
Ein herzlich Kind verbleiben!
Mich rief ein Traum so schwer
Aus deinen Mutterarmen,
Seitdem kann nimmermehr
Das kranke Herz erwarmen.

Der Menschen Treiben, ach!
Das hält mich nun gefangen,
Das folgt mir stäts nach
Wo Erd' und Himmel prangen.
Doch ist dies Treiben mir
So fremd und so unherzlich,
Und, Mutter, ach nach dir
Zieht mich ein Heimweh schmerzlich!

O nimm dein reuig Kind
In deine Mutterarme,
Daß dir's am Busen lind
Zu neuer Lieb' erwarme!

Wie iſt's ergangen mir,
Daß ich verirrt ſo lange!
Mutter! zu dir, zu dir!
Wie iſt's mir weh und bange
Bis ich wie Blum' und Quell
Dir darf am Herzen bleiben,
Mutter! o führ' mich ſchnell
Hin, wo kein Menſchentreiben!

Juſtinus Kerner.

Lied.

Warum du nur Klagetöne?
Warum du nur ew'gen Schmerz?
Stimmt Natur mit ihrer Schöne
Dich nicht einmal um zu Scherz?

Kommen Wolken hergezogen,
Liegt die Erde kalt und grau,
Bald ein luſt'ger Regenbogen
Schimmert über Wald und Au.

Muß der Baum dem Sturm ſich beugen,
Steht er ohne Farb' und Duft,
Bald mit tauſend Blüthenzweigen
Spielt er üppig in der Luft.

Warum du nur ewig Schmerzen?
Du nur ewig bangen Traum? —
Läg' ich an dem Mutterherzen
Der Natur wie Erd' und Baum,

Sång' ich luſt'ge, farb'ge Lieder,
Spielt' ich wie ein herzlich Kind,
Jetzo wein' ich bis ich wieder
Die verlorne Mutter ſind'.

Juſtinus Kerner.

Geheimer Wunsch.

Mich entzückt das Frühlingswehen,
Und des Sommers Morgenluft,
Wie die Wässer wieder gehen
Und sich wiegt der Blumenduft,
Alle Vöglein munter sprechen
Durch die grüne Waldesnacht,
Daß mein Herze möcht' zerbrechen
Wann der süße Klang erwacht.

Wenn die lieben Stimmen schallen
Werd' ich, ach! so tief gerührt,
Schlüge gern mit Nachtigallen,
Wo's zu Sternen sich verliert;
Ist's mir doch als riefen alle
Töne, komm an's trunkne Herz!
Und ich folgt' dem holden Schalle,
Halb in Lust und halb in Schmerz.

Jäger möcht' ich wahrlich werden,
Schweifte durch die grüne Nacht,
Schönres giebt's wohl nicht auf Erden
Als des Weidmanns freie Macht.

Wenn die Hörner laut erklingen,
Wenn sich Roß und Mann zerstreut,
Wird, verdeckt von Laubes Schwingen,
Um ein süßes Kind gefreit.

Oder werd' ich gar wohl Sänger,
Fühl' ich ahndend nicht den Drang,
Schlägt mein Herz nicht bang, und bänger
Bei des Liedes Zauberklang?
Wunsch sieht man mit Wünschen tauschen,
Wechselnd wird die Brust durchbebt,
Doch der Töne heimlich Rauschen
Iſt's, was ewig in uns lebt.

Wilhelm, Freih. v. Eichendorff.

Einſamkeit und Liebe.

Nur Ein Wort, nur Ein Gedanke!
Hatt' ich doch die Welt im Sinne,
Daß ich wieder mich gewinne,
Nicht im Taumel ewig ſchwanke!
Ob ich lebe, ſterbe, kranke,
Ob mich Nacht, ob Tag hält inne,
Wie ich mich auch tief beſinne,
Löſ't der Geiſt doch jede Schranke;
Töne, Düfte möcht' ich denken,
In ein einzig Wort verſenken.

Oft, ſo ſcheint es, flieht die Nacht,
Und ich ſteh' im vollen Lichte,
Kenne ſchauend die Geſichte,
Habe viel und viel gedacht.
Weiß ich, wie vom Traum erwacht,
Dann verklungen das Gedichte,
Wie ich die Gedanken richte,
Hab' ich Keines doch gedacht;
Seh' das Bild mir ſteigend winken,
Und ich muß mich neigend ſinken.

Lockend durch die Sinne ziehen
Oft mir Worte wie Geſtalten;
Greif' ich, eine nur zu halten,
Seh' ich Blick und Gruß entfliehen.
O verwirrt, unſelig Mühen!
Stumme Fragen, Lüfte halten
Tod durchglühend ſtill erkalten,
Sonne Nacht, Mai ohne Blühen;
Keine Welt und Lieb' alleine:
Iſt kein Gott denn hier der meine?

Würden Schatten Töne werden,
Die Geſichte ſüße Mienen,
Wo die Blicke Worte ſchienen,
Dieſer Taumeltanz Geberden;
Senkten Düfte ſich zur Erden,
Um als Blumen ihr zu dienen,
Würden Arme mir aus ihnen
Selig mich umfangend werden:
Lebt' im Kuß das Wort verloren
Ich im Worte neu geboren.

Gottwalt.

Novellen.

Graf Alarkos.

Bleiche Rose, bleiche Rose
Sprichst so schmerzlich mir zum Herzen;
Kennst mein Leid, daß du so traurig?
Weißt du, Rose, meine Schmerzen?
Was denn bleichte dir die Wangen?
Bist du fern der Sonn' entblüht?
Hat ein sehnendes Verlangen
Durch dein Blumenherz geglüht?
Bleiche Rose, bleiche Rose
Bleiche Schwester meiner Wangen,
Sehnend welke, Farbenlose;
Traurig ist dein Lenz vergangen.

So klagte die Infantin in ihrem einsamen Schloß, getäuscht in ihres Herzens Hoffnung, von Alarkos vergessen. — Sie stand am Fenster, wo die zarte Rose entblüht war, und schaute in den Abendhimmel, in das weite Thal, über den Strom auf die Hügel hin; überall grünte und duftete es, nichts war für Solisa schön, nichts gab ihr Erquickung. Ihr lechzendes Herz bangte nach einem Blick von Alarkos, der nirgend mehr ihr begegnete, seit jener Stunde, wo sie ihm ihre Liebe gestanden.

Solisa ließ die muthigen Rosse satteln, und ritt in die Ferne, weit ließ sie ihr Gefolge hinter sich zurück, und schweifte den blumigen Schlangenpfad hinauf, der über eines Berges Rücken führte, in einen dichten Wald, der wiederum in ein tiefes, kühles Thal hinab sich senkte. Hier verschränkten sich mit den blühenden Apfelbäumen die hohen Myrthenstauden; schlanke Mandelbäume sproßten neben uralten Kastanien auf, der Boden, wie Smaragd, war mit Sinnblüthe wie mit einem himmelblauen Netz überzogen, zahllose Quellen spielten, wie silberne Schlangen, rieselnd und murmelnd um die bemoosten Stämme der Eichen: der ganze Ort erfüllte das Herz

mit Entzücken. Soliſa konnte der anmuthigen Gewalt dieſes Eindrucks ſich nicht ganz entziehen, doch als ihr liebekrankes Herz ſich noch kaum erlabt an der ſüßen Fülle von Schönheit, fühlte ſie tiefer und glühender ihr Leid, und es ſchmerzte ſie, daß alles um ſie her ſo ſchön ſey, und ihr Herz ſo einſam in der blühenden Welt.

Wie nun Soliſa an der Quelle roſig und blau beblümtem Rande abgeſtiegen, dem ſchneeweißen Rößlein den goldnen Zaum, mit Rubinen und Perlen geſtickt, freundlich auf den Hals hingeworfen hatte, und der Zelter, den Wink verſtehend, ſittig weiter ging, graſend und aus der Quelle Kühlung ſchlürfend, warf ſich die Infantin nieder, und ließ ihren brennenden Thränen freien Lauf. Indem ſie mit den Blicken die Schwingung der Hügel im Thal verfolgte, gewahrte ſie an eines hohen Felſen Rücken den ſpitzen Giebel eines ſchneeweißen, gar zierlich gebauten Häuschens, welches, ſo recht in des Thales blühendſten Buſen, wie eine hohe Lilie aus all den grünen Wipfeln hervorſah. Soliſa ging faſt unwillkührlich auf das Häuschen zu. Da ſaß, an einem Tiſch, auf dem Raſenplatz eine hübſche, junge Frau, auf ihrem Schooß ein

Mägdlein von einem Jahre, aus deſſen himmelſüßen Blicken alle Anmuth und Schönheit der blühenden Natur entzückender zurückſtrahlte. Die Infantin konnte von dem ſüßen Kinde die Augen nicht abwenden, wie eine Zaubermacht verſtrickten Lächeln und Blick ſie, wie Erinnerung dämmert' es ahnend auf in ihr; plötzlich ſtand es klar vor ihren Sinnen, es war Alarkos Auge und Mund! Aus ihr heraus rief es, ihr faßt unbewußt: Graf Alarkos! Die Bäurin ſchaute ſie verwundert an. Der Herr Graf ſendet Euch wohl her, ſchöne Dame, ſagte ſie, nach der kleinen Blancheflour zu ſehen? Ihr könnt ihm ſagen, wie ihr ſie gefunden, doch werdet ihr zuvor eine Erquickung genießen! Mit dieſen Worten ſetzte die Bäurin das Kind auf den Raſen neben ein weißes Lämmchen, das ſogleich mit Blancheflour zu ſpielen begann, und eilte in die Hütte.

Wie ein zerſchmetternder Donnerſchlag war dieſe Entdeckung auf Soliſas Herz gefallen. Blancheflour hatte den goldnen Saum des Gewandes der Infantin ergriffen, und ergötzte ſich jubelnd an dem blanken Schein der Perlen und Edelſteine darauf. Soliſa betrachtete das unſchuldige

Kind mit funkelnden Blicken. Sie fühlte, daß es nicht helfen würde, wenn sie nach der Mutter fragte, doch haschte sie schnell nach allen Erinnerungen des jüngstverflossenen Jahres; ein fast vergeßner Vorgang, der ihr einst einigen Verdacht erweckt, kam in ihr Gedächtniß zurück, sie sah Blancheflour forschend an, und schnell stand es eben so deutlich vor ihrer Seele, Blanka war des Kindes Mutter!

Jetzt kam die junge Frau zurück, beladen mit Weinkrügen und Orangen, die golden aus frischen Rosen hervorblickten. War Fräulein Blanka kürzlich hier? fragte Soliſa. Das wagt ſie nicht, antwortete die Bäurin, denn Graf Alarkos hält ſeine Ehe geheim, aus wichtigen Gründen, wie es heißt. So, ſo! ſagte die Infantin, und zum Himmel ſchauend, in deſſen duftendem Blau ſchon der Vollmond hing, erinnerte ſie ſich, daß die Nacht ſchon herannahe, und ihr Gefolge um ſie bekümmert ſeyn müſſe; ſie warf der Amme einige Goldſtücke hin, rief den weißen Zelter, ſchwang ſich hinauf, und verſchwand.

Die Bäurin ſah lange gedankenvoll nach, wie des Roſſes Schnee, des Purpurkleides Funkeln noch durch das friedlichen Thales Grün

blitzten. Das mag wohl eine Waldkönigin seyn, meinte sie; denn sie wußte Alles, und doch haben der Graf und die Gräfin geschworen, Niemanden etwas zu sagen. Sie sah nicht freundlich aus, sondern hatte so recht etwas von einer Verzauberung an sich. Was sie nur mit den Goldstücken gemeint hat? Was sollen wir damit, wir haben hier Wald, Feld, Heerden und den Gottesgarten, das vollblühende Thal! Es mag wohl ein Unsegen auf dem Golde ruhn. Ergriffen von diesem Gedanken nahm das junge Weib die Goldstücke und warf sie in die rieselnde Fluth, beruhigt schaute sie dann in den Vollmond, und ging in die Hütte, weil es schon kühl thaute.

In der Infantin racheglühende Brust sank der Himmelsthau nicht hinab. Sie sah vom einsamen Lager die ganze Nacht hindurch in den einsamen Mond und in die bleichen Rosen hinein, und sehnte sich nach dem Tode. Frühmorgens ließ sie die schöne Blanka rufen, um doch nicht so allein an Schmerz und Grimm zu zehren. Die Schüchterne kam, die Stirn von Ahnung umwölkt, die Infantin empfing sie mit übelverhaltenem Zorn, und schon nach der ersten Begrüßung sagte sie ihr: „Eure Schönheit

hat sich wunderbar erhalten, Frau Gräfin! Doch Blancheflour sieht dem Vater noch mehr gleich, als der Mutter." Blanka wurde bleich, und schwankte, ihr vergingen die Sinne, zu den Füßen der Infantin taumelte sie hin, umschlang diese, und konnte vor Entsetzen und Jammer weder weinen noch sprechen. „Beruhigt Euch, Blanka," sagte Soliſa: „ich will des Kindes Mutter seyn, ich selbst werde sie erziehn!" Sie zog die Schelle, und ihr Kämmerling Rickardo trat herein. „Geht eiligst," rief sie ihm zu: „nach dem Thal Selva Florida, wo ihr in der Amme Armen, oder in der Wiege, die kleine Blancheflour finden werdet. Bringt sie sorgfältig und insgeheim nach dem Schlosse, in meine Wohnung!" Rickardo neigte sich, und ging, den Befehl zu vollstrecken. Blanka hatte indeß Thränen und Worte gefunden, und sagte der Infantin: „Ja, Prinzessin! Graf Alarkos ist mit meines Vaters Einwilligung mein Gemal. Unsere Liebe hat mit der Kindheit begonnen, und wird im Grabe nicht enden. Du hast uns verziehen, und so bleibt mir nichts zu wünschen übrig, nur um das Eine fleh' ich dich, laß mir Blancheflour!" — „Dies ist unmöglich!" rief die Infantin: „Blanche-

flour wird die Meine; denn hierin habe ich meine ganze Luſt.“ — „So wär' es denn Unrecht noch zu widerſtehen,“ ſprach Blanka: „dankend küß' ich deines Kleides Saum.“ Die Infantin ließ ein Frühſtück bringen, nur um das Gift noch mehr einzuſaugen, das mit Blanka's Worten in ihre Seele floß. Blanka mußte ihr berichten, wie ihre Liebe entſtanden ſey, wie hoffnungslos und treu ſich Alarkos um ſie beworben, und wie zuletzt ſein Gram, ihre Verzweiflung, des alten Grafen, ihres Vaters, Herz beſiegt, ſo daß er zu einer heimlichen Heirath ſeine Einwilligung gegeben habe; denn ihr Gemal habe gewünſcht, daß ihre Ehe eine Zeitlang verborgen bliebe. Nun ſah die Infantin klar, wie falſch ſie Alarkos Worte und Blicke gedeutet, und das für Liebe genommen, was doch nur Ehrerbietung und gefällige Sitte war; auch verſtand ſie es nun erſt, daß Alarkos ihren Hof nur Blanka's wegen ſo oft beſucht. Ach! es that ihr alles um ſo heißer weh, je klarer es ſich ihr entwickelte, und ihr Schmerz ward zur heftigſten Wuth, deren Ausbruch ſie kaum zurück zu halten im Stande war. Jetzt kam Rickardo zurück, und berichtete, daß die Kleine mit ihrer

Amme

Amme Bartolina in der Sänfte unten am Schloßhof hielten. „O Himmel, laßt ſie mich ſehen!“ rief Blanka. „Du wirſt ſie früh genug ſehen,“ ſprach Soliſa, und gebot dem Rickardo, Blancheflour ſogleich nach dem Schloß in die Stadt zu bringen. Rickardo gehorchte, und auf der Infantin Wink entfernte ſich Blanka.

Kaum war Soliſa allein, als der König, ihr Bruder, von der Jagd zurückkam, und nach ſeiner Schweſter verlangte. Es war der König ein blühender, herrlicher Jüngling, glühend für Ehre und Ruhm, raſch und gewaltſam.

„O, Schweſter!“ rief der König Soliſa zu: „welche Wunder birgt dieſer Wald!“ — „Ja wohl,“ ſeufzte die Infantin; denn ſie gedachte der wunderbaren Begebenheit des vorigen Abends. „Laß dir ſagen, was mir geſchehen,“ ſprach der König. „Ich verfolgte einen Hirſch bis in des Waldes tiefſtes Dickicht, mein Geſchoß erreichte ihn, er ſank an einer Quelle nieder, in ſeinem Blute gebadet. Die Stelle war ſo anmuthig und kühl, daß ich hier zu ruhen beſchloß. Ich ließ das Pferd graſen, und warf mich auf den Sammetteppich der Fluren nieder, um einen Augenblick zu ſchlummern. Meine Augen ſchloſſen ſich, und alsbald war

es mir, als sey ich völlig wach; denn ich sah Wald, Quelle und des Hirsches entseelten Bau, und ein Greis mit Silberlocken führte mich bei der Hand zu einem Fels, der auf sein Wort sich verschloß, und den Eingang zu einer leuchtenden und funkelnden Grotte zeigte. In diese hinein leitete mich der Greis, schweigend und ernst, und wir stiegen bergab durch tiefdunkle Hallen, wo nur Gewässer rauschten, sonst die tiefste Stille herrschte. Endlich gelangten wir in dieser Grotte Centrum, wo alles uns licht und blühend, wie ein ewiger Frühling, umfing. Ein Blumenkreis umgab einen kleinen silberhellen See, ringsum war dunkles Gebüsch, und alles still umher, kein Vogel zog durch die Luft, kein Windhauch rührte die Blätter, die spiegelglatte Fluth schwieg. Schau in diesen See, sprach der Alte, und wisse, ich bin Merlin, der hier um Viviane in ewigem Sehnen mit himmlisch-süßen Schmerzen ringt, und nun vom Weh nicht wieder scheiden mag; dir, König, ist von den Sternen ein Anderes beschieden, doch verlangt dein seliges Glück Beharrlichkeit und Treue! Nun schaute ich in den See hinein, und erblickte, nicht mein Spiegelbild, sondern im Glanze gol-

dener Locken ein Hirtenmädchen, ſchlank und königlich gebaut. Ihre Wangen trugen den Glanz des jungen Morgens, Blick und Lächeln machten die Sinne trunken. Sieh dies holdſelige Bild, ſprach Merlin, dieſe iſt deine Geliebte, deine Braut! Ehe noch Silberhaar deine Scheitel krönt, wird dieſe dein; glaube und beharre! — Ich hörte nur halb auf des Alten wunderbare Worte, ſo durſtig trank mein Blick des Bildes Wunderreiz, das lächelnd meine Seele ſtahl. Doch die Fluthen des Sees trübten ſich, das Bild zerrann, mich ſtreckte ein Donnerſchlag betäubend nieder, und da ich erwachte, lag ich an des Quelles Rande, neben mir der Hirſch, der noch kaum verendet. Dies Bildniß, o Soliſa, waltet nun ewig in meiner Seele, nun iſt mein Leben glühender Sehnſucht geweiht, den Träumen meine Freude verfallen.“ Mit dieſen Worten verließ der König ſeine Schweſter, welche nun einſam blieb mit all' ihrem Leid.

Indeß kam wohlgemuth Graf Alarkos, der erſte Feldherr des Königs, nach einem rühmlich beendigten Kriege zurück. Er ging nach dem Dorfe in der Nähe von Selva Florida, wo er Blanka finden ſollte. Blanka's erſtes Wort war

die Nachricht, daß die Infantin Blancheflour zur Tochter angenommen. Bei der Infantin Namen erblaßte und bebte Alarkos. Blanka, deren Seele an des Geliebten Augen hing, sah dies und rief: Was ergreift dich so, mein Gemal? Vergebens suchte Alarkos auszuweichen, er mußte seines Kummers Grund entdecken, und zitternd gestand er seinem Weibe Solisa's von ihm unerwiederte Liebe. „O," rief die reine Blanka: „wie verblendet dich dein Urtheil! Wenn Solisa dich liebt, so wird ihr dein Kind unaussprechlich theuer seyn, du kennst sie nicht; sie ist ein Engel auf Erden!" — „Laß das, mein edles Weib," sprach Alarkos: „nicht in allen Herzen gestaltet Liebe sich auf gleiche Weise; hier ist sie ein Seraphsfittich der Seele, dort ein Gift, das die edelsten Kräfte verzehrt."

Beide Liebenden kamen nun überein, ihren Vater zu bewegen, daß er ihre Heirath öffentlich erklärte, damit auf der Tochter Geburt kein Makel bliebe, und Solisa sie der Mutter wiedergeben müsse. Dann schied Alarkos von dem holden Weibe, um dem Könige von den Siegen, die er erfochten, Kunde zu bringen.

Als Solisa erfuhr, daß Alarkos seine Hei-

rath mit Blanka erklären wollte, ließ ſie die Gräfin rufen, und ſagte ihr kurz und ſcharf: „Blanka, ich habe ein ernſtlich Wort mit dir zu ſprechen. So dir Alarkos theuer iſt, mußt du wiſſen, was es ſey, ihn zu lieben. Ermiß denn, nach dem Umfang deines Glücks, den Umfang meines Leides, und reize nicht meines Zornes Gluth. Wenn deine Tochter dir theuer iſt, ſo nimm des Grafen Hand nicht an, ſondern ſchlag' ihn aus, denn dein Ja iſt Blancheflours Tod!" Mit dieſen Worten verließ Soliſa die bebende Blanka, die im herzzerreißenden Kampfe mit ſich ſelbſt zurückblieb, erſtarrend vor dem Übermaaß von Grauſamkeit in einem Herzen, in dem einſt ſo viel Liebe und Huld wohnte. Wie nun Blanka, von Zweifeln beſtürmt, ihr herbes Loos beweinte, nicht wiſſend, welchen Ausweg ſie ergreifen ſollte, da erwachte in ihrer reinen Seele der Glaube an die Menſchheit wieder. Sie hielt es für unmöglich, daß die Infantin ihrer Eiferſucht das Leben eines holden, unſchuldigen Kindes opfern könne, und ſie beſchloß, Alarkos die Hand zu geben, und erklärte dies der Prinzeſſin ſchriftlich in den herzergreifendſten Worten; ſie ſagte ihr am Schluß jenes Briefes,

wie sie dafür halte, daß Solisa sie nur prüfen wolle, um zu erfahren, ob Blanka wohl einen Augenblick an der Großmuth eines so edlen Herzens irre werden könne, doch sey es ein grausamer Scherz, den ihre Treue nicht verdient habe.

Statt aller Antwort ließ Solisa Blanka zu sich einladen. Sie erschien bang und ahnend, und fand bei der Infantin den König, der ihr huldvoll sagte, er freue sich, Alarkos Gemalin zu begrüßen. Auch Solisa zwang sich zur Freundlichkeit, und lud Blanka zum Mittagessen ein. Der König entfernte sich, und auf Solisa's Wink entwich jedermann aus dem Saale. Da ergriff die Infantin Blanka's Hand, und führte sie in ein Zimmer, wo ein Tisch mit einem einzelnen Gedeck bereit stand. „Hier, Blanka," rief sie mit zornfunkelnden Augen: „genieße das Mahl, das ich dir bereitet habe, und sage mir dann, ob es dich erquickt hat!" Jetzt ließ die Infantin Blanka allein, die in heißer, dumpfer Angst und schmerzlicher Ahnung halb bewußtlos auf den Sessel hinsank, und kaum zu athmen Muth hatte. Mit bebender Hand wagte sie endlich, die silberne Schaale, die vor ihr stand,

aufzudecken, da lag auf weißen Rosen ein kleines, zartes, noch zuckendes Herz. Bei diesem Anblick sank Blanka bewußtlos auf den Boden hin, und als sie Hülfe von den herbeigerufenen Dienerinnen empfing, war sie ganz ohne Besinnung, und sprach verworrene Worte vom Herzen, das die weißen Rosen mit blutigen Thränen benetzt habe! Niemand als Solisa verstand Blanka's düstre Reden und ihren unermeßlichen Schmerz, doch sie weidete sich am Anblick ihres Leides, und schickte dann die Unglückliche, die mit dem Tode rang, als Wahnsinnige in einen Thurm.

Rickardo war beauftragt worden, Solisa's Grimm die zarte Blancheflour zu opfern, doch der sonst so tief verderbte Schmeichler entsetzte sich vor dem Verbrechen, und der Unschuld süßes Lächeln stahl sein Herz. Er nahm alsbald das Kind in seinen Mantel, und trug es durch den Garten seines Hauses auf das Feld an den Strom, wo ein leichter Nachen an einem Pflock gebunden war. Er legte die holde Blancheflour hinein, auf ein Lager von weichem Moos, und neben sie einen Juwel von sehr großem Werth; sanft löst'e er dann den Nachen, der vom mil-

den Windhauch getrieben stromabwärts glitt, indeß das zarte Kind süß schlummerte. Mit heißen Thränen rief Rickardo der Armen ein bittres Lebewohl nach, und flehte den Himmel um Schutz für die Unschuld an. Dann nahm er eines jungen Rehes Herz, und brachte es Soliſa'n, die nicht zweifelte, daß ihr Kämmerer ihren Befehl erfüllt habe. Doch von dieſem Augenblick verabſcheute Rickardo ſeine Gebieterin; ſobald ſie ihn entlaſſen, entfloh er in verſtellter Tracht, und nahm den Weg ſtromabwärts, forſchend nach Blancheflour. Es war Abend und heller Vollmondſchein. Rickardo ging ſehnenden Herzens die blühenden Ufer entlang, viele Stunden. Weit umher war keine Hütte ſichtbar, und ſchon vermeinte Rickardo, das Kind möchte wohl mit dem Fahrzeug in den Wellen umgeſchlagen und ertrunken ſeyn. Er ſchalt ſich, daß er nicht auf andre Weiſe geſucht, Blancheflour zu retten, und ſie nicht in ſeinem Hauſe verborgen hätte, ſtatt daß er, von die Furcht übermannt, nun wider ſeinen Willen zum Mörder geworden. Wie er ſich den bleichen Leichnam des Kindes in den Fluthen dachte, ſo ergrimmte er gegen ſich ſelbſt, und fluchte den Banden, mit

welchen der Böſe die Menſchen umſtrickt, die der Macht ſchmeicheln, und ihr gehorchen, wenn ſie Verbrechen gebietet, ſtatt daß ſie nur auf der Seele Heil bedacht ſeyn, und dieſe zu retten ſuchen ſollten. In ſo heißer Reue ging Rickardo immer weiter, und die ewiglächelnden Himmelslichter, die ſich in den Fluthen ſpiegelten, ſtrahlten keinen Frieden in ſein Herz.

Mit jedem Schritte ſtieg Rickardo's Angſt und Reue, da hört' er mit einem Male im Schilf ein leiſes Wimmern, ahnend ſtürzte er auf die Stelle zu, und erkannte beim Mondlicht den Nachen, den das Geſchilf feſthielt, und ſah die holde Blancheflour, die hülflos und einſam dort ſchon mehrere Stunden gejammert hatte. Da ſtürzte Rickardo zuerſt auf die Kniee, und dankte Gott, der ſeine Seele von Verzweiflung gerettet hatte; dann eilt' er, das Kind aus dem Nachen zu heben, das ihn nicht ſobald erſah, als es ſtill wurde, und ſüßer lächelte, als der Mond am Himmel. Da drückte Rickardo das Kind mit ſanften Küſſen und Thränen an ſein Herz, ſchöpfte ihm Waſſer in der hohlen Hand, und wiegte es dann auf ſeinem Schooße in Schlummer. Darauf ergriff er den leuchtenden Edelſtein,

der noch im Nachen lag, und eilte, die süße Last am Herzen, auf eine Einsiedelei zu, deren großes schwarzes Kreuz hoch über die Wipfel der nahen Wäldung emporragte.

Sehen wir indeß wieder auf die trostlose Blanka zurück, die, als Wahnsinnige, in einem hohen Thurm an der Ringmauer der Stadt saß, sich verzehrend in hoffnungslosem Weh, nicht ahnend, daß der Himmel sich ihrer erbarmt. Wohl mag auch Mancher, der diese Worte lieset, jetzt irgend ein Leid beweinen, wie Blanka, und weiß es nicht, daß die Rettung schon da ist! Wie eine Wolke vor die Sonne, lagert sich oft ein schweres Leid vor unser süßestes Glück, damit es nachher um so herrlicher strahle; denn der himmlische Vater umhüllt gern die rosige Freude mit Trauerschleiern, und läßt sie dann selig lächelnd aus Thränen hervorgehen.

Um die Wälle des Kerkers her ging schwermüthig, tiefgebeugt, Graf Alarkos, vor wenig Stunden noch der Ritterschaft leuchtendster Stern, nun der unglücklichste der Männer. Als Blanka vom Gitter des Thurms Alarkos sahe, da wichen des Wahnsinns Nebel vor dem süßen Licht der Liebe, und sie rief seinen Namen aus. Alarkos

vernahm Blanka's Ruf. In meine Seele, ſprach er, dringt ein Ton, der alle Wolken durchbricht, wer dieſe Stimme vernimmt, kann nicht mehr zweifeln, wer dieſen Blick ſieht, banget nicht mehr! Nein, alles iſt gut! Ich ſehe ſie, und ſie hat mich erkannt! „Mein Alarkos!" rief Blanka: „bin ich nicht mehr dein? Hat ſich denn Alles von mir gewendet?" — „Du, mein geliebtes Weib, Du, Seele meines Lebens!" ſprach Alarkos: „ſage mir, hält denn finſtrer Wahnſinn deinen Geiſt in Banden? Wirſt Du meiner Liebe zurückgegeben werden? O, laß mich eilen, Deinen Kerker zu öffnen, kehre wieder an meiner Hand in das ſchöne Leben!" — „O, rette mich," rief Blanka; „denn wiſſe, Soliſa, die mich zum Gaſtmal einlud, und mir — o unermeßlicher Jammer! — in ſilberner Schaale auf weißen Roſen Blancheflour's noch zitterndes Herz darbot, ließ mich durch ihre Wache als Wahnſinnige nach dieſem Thurm bringen." — „Meine Blancheflour iſt dahin!" rief Alarkos: „wie, und Soliſa lebt? Ihre eigne That iſt nicht wie ein Donnerſchlag zerſchmetternd auf ihr Haupt gefallen? Iſt noch ein Gott im Himmel! Scheint ihr noch immer heiter herab, ihr ewigen Sterne? Doch, meine Blanka,

faſſe Muth! Der Himmel hat uns Kraft gegeben, dieſen Schlag zu tragen, laß uns leben, daß wir uns rächen und Troſt finden!"

Indeß die beiden Gatten ihren Thränen und ſchmerzlichen Herzensergießungen freien Lauf ließen, kam der König des Weges geritten. Er ſtieg vom Pferde, als er den Grafen erblickte, deſſen bleiches Antlitz von ſeinem Schmerz zeugte. Alarkos wollte vor dem König die Kniee beugen, doch dieſer nahm ihn freundlich bei der eiskalten, zitternden Hand, und führte ihn ins Gehölz, welches dem Thurm ſo nahe lag, daß ſeine Spitze über die Wipfel hin noch ſichtbar war. Des Königs Gefolge war auf ſeinen Wink zurückgeblieben, und die beiden Helden wandelten ſchweigend durch düſtergrüne Baumgänge bis zu einer Quelle hin, die hoch vom waldbewachſenen Felſen herab in ein ſchwarzes, von tauſendfarbigen Blumen umduftetes Marmorbecken fiel. Hier ließ der König ſich auf den Raſen nieder, und ſprach bewegt zu Alarkos: „mein edler Graf, ich leſe eine tiefe Trauer in Euren Blicken; ſagt mir an dieſer anmuthigen Stelle, deren Duft, Kühlung und Schatten ſchon das Herz erquicken, was Ihr für Kummer tragt, und

laßt Eure Thränen hier am Quelle rinnen, der nicht aufhört ein süßes Leid zu beweinen. „Mein Schmerz" entgegnete Alarkos: „ist nicht von der Art, daß er durch Klagen gemildert werden könnte, und wie könnt' ich am Rande dieser Quelle süße Zähren vergießen, da ich mein Herzblut in Thränen ausweinen möchte! Nein, solch' ein Echo von Nachtigallen, als von diesen Felsen tönt, ist nicht für meinen Schmerz, und nicht diese grüne Einsamkeit ein anmuthiger Zufluchtsort, mein Leid darin zu hegen. Die Nacht dumpfiger Mauer und des Grabes Schrecken würden der Botschaft geziemen, die Du, mein theurer König, von mir zu vernehmen hast. Wisse denn, daß ich, seit zarter Kindheit mit Blanka in reiner Treue verbunden, vor zwei Jahren mit der Braut den Segen der Kirche mit des Vaters Bewilligung empfing, und daß vor kurzem die Geburt eines wunderlieblichen Mädchens uns beglückte. Dies Röslein der Flur, das ein Sturm knickte, dieser Stern einer kurzen Nacht wurde, o Himmel! das Schlachtopfer der unerhörtesten Rache. ... Die Infantin, — wer kann solche Grausamkeit mit solcher Huld und Schönheit vereint denken? — die Infan-

tin ließ die zarte, unſchuldige Blancheſtour ermorden, und der Mutter das zitternde Herz des Kindes in ſilberner Schaale reichen. Daß ich Wahrheit geſprochen habe, ſchwöre ich Euch bei meiner Rittertreue! Ich ſchwöre es Euch bei dieſem Herzen, das Euch mit Liebe ergeben iſt. Außerdem ſitzt meine unſchuldige Gemalin als Wahnſinnige in jenem Thurm gefangen.“ —

„Es iſt genug, Alarkos,“ ſagte der König. „Ihr ſollt Gerechtigkeit finden.“ Mit dieſen Worten ſprang er auf, und verbarg ſein glühendes Angeſicht vor Alarkos, unaufhaltſam nach dem Ort hineilend, wo ſein Gefolge geblieben war. Alarkos folgte ihm bang und ahnungsvoll; denn es war ihm nicht unbekannt, welche Gewalt Soliſa über ihres Bruders Herz ausübte.

So wie der König in ſein Schloß zurückgekommen war, ließ er ſeine Schweſter rufen. Er ſchaute lange mit funkelnden Blicken auf ſie hin, doch Soliſa veränderte nicht die Farbe. „Ich verſtehe Dich, mein Bruder und mein König,“ ſagte ſie: „doch ſo frei ſpricht mich mein Herz, daß ich Deinen Zorn nicht ſcheue. Was ich gethan, werd' ich nie leugnen; denn meine Liebe und meine Ehre kann ich hier als meine einzigen Richter

erkennen. Sie ſind es, die meine Schmach gero-chen haben." — „Sage mir, Barbarin," unter-brach der König Soliſa: „ob die Fabel von Circe oder von Medea eine gräßlichere Unthat berichtet? Einem holden, unſchuldigen Kinde nimmſt Du das Leben? Was bewegte Dich zu einer ſolchen Gräuelthat? Biſt Du von meinem Blut? Kann in Deinem, mir verwandten Herzen das Erbar-men todt ſeyn, und nur die Grauſamkeit leben?" — „Beſänftige Dich, Herr!" rief Soliſa: „und höre meine Rechtfertigung. Wiſſe, daß längſt Graf Alarkos durch anhaltende Bewerbung mein Herz gewann, daß er in mich drang, ihm meine Hand zu verheißen, und daß ich ihm meine Ehre zum Pfande meines Verſprechens gab. Bei die-ſem Allen war Blanka meine Vertraute. Urtheile nun, ob ich mich rächen mußte, ob ich einen ſol-chen Schimpf ertragen durfte." — „O Ueber-maß von Weh!" rief der König aus: „die voll-ſte Genugthuung ſoll der Schweſter werden, doch muß ich die Mörderin ewig verabſcheuen." Soliſa ging bleich und zitternd fort; ſie fühlte wohl, daß ſie nun gewiß noch größeres Unheil an-gerichtet habe, doch ſie konnte keinen Schritt zu-rück thun. Wenn der Böſe ein Herz einmal in

seinen Stricken hat, so reißt er es unaufhaltsam durch immer künstlichere Verwirrungen in den höllischen Abgrund hinein.

Inzwischen war auf des Königs Befehl die unglückliche Blanka der Gefangenschaft entlassen worden. Zu ihres Vaters Schloß zurückgebracht, warf sie sich weinend an ihres Mannes Brust, den sie dort antraf. Der alte Graf, der von ihrer Gefangenschaft nichts erfahren hatte, war weit weg geritten, um seine Tochter zu suchen, von der er glaubte, sie sey mit Alarkos entflohn. Beide Liebende waren allein in den Hallen der alten Burg. Alarkos, erfüllt von schwarzen Ahnungen, saß in dumpfem Schweigen neben Blanka, die, eingedenk des Verlustes ihres süßen Kindes und der Schrecken des Kerkers, in den Gemal drang, daß er sogleich mit ihr entfliehen möchte. „Komm, mein Gemal," sagte sie: „verachte allen Tand irrdischer Größe und Herrlichkeit, da auf Erden kein anderes Glück treu ist, als das der Liebe in unsrer eignen Brust. Komm mit mir in die tiefste Einsamkeit! In den Wäldern wollen wir leben, wo die grünen Bäume uns in gastfreien Räumen empfangen. Die friedlichen Quellen, die lächelnden Blumen

ſollen uns dafür tröſten, daß der Menſchen Verderbniß ſo groß iſt! Die leichtbeſchwingten Sänger in den ſäuſelnden Wipfeln werden uns Ruhe in das Herz ſingen, und das Feſt treuer Liebe feiern; Feld und Wald werden uns reichen, was der Genügſame bedarf. Wir bauen uns dann für den Winter eine kleine Hütte, und finden dort Schutz und ſüße Ruh. Wenn die Flamme auf dem kleinen Heerde leuchtet, und die Geiſter der Einſamkeit uns mit Frieden umwehen, dann werden wir jedes Leides vergeſſen; wir werden dann fühlen, welche Freuden dem Menſchen bereitet ſind, der reines Herzens ſein Glück nur in der Liebe und in der Natur ſucht. Indem Blanka ſo herzliche Worte ſprach, war es Alarkos zu Muthe, als tränke er himmliſche Erquickung aus einer reinen, kühlen Quelle, und jeder Wahn von eitler Größe ſank wie eine Laſt von der erleichterten Bruſt, die ein ſeliger Frieden erfüllte. „Ja, mein herrliches Weib,“ ſprach er: „komm mit mir, wir wollen nur meinen treuen Diener, den erſten Boten unſrer Liebe und unſre Koſtbarkeiten mit uns nehmen, und in ein fremdes Reich entfliehen, wo wir auf ländlicher Flur eine Heimath der Liebe und

Treue begründen werden!“ Indem die Liebenden so sprachen, und schon im Begriff waren, die Anstalten zur Flucht zu treffen, kamen mehrere Trabanten des Königs in den Saal, die ihnen erklärten, daß sie auf der Stelle ihnen folgen müßten, weil der König sie beide zu sprechen verlange. Blanka sank, bleich wie eine zerknickte Lilie, ohnmächtig in Alarkos Arm, der sie die Marmorstufen des Schlosses hinunter in die Sänfte trug, welche bereit stand, die unglückliche Gräfin zu holen. Alarkos schwang sich auf sein Roß, und ritt athemlos zum Könige hin, um sein Geschick von dessen Lippen zu vernehmen. Der König erwartete den Grafen in dem Garten des Schlosses, am Ufer des reißenden Stromes, wo ein Nachen, mit silbernen Ketten an einer Säule befestigt, auf den Fluthen schwebte. Alarkos erkannte beim ersten Blick, daß er sich über die Art und Weise der Botschaft des Königs, die einer Gefangennehmung ähnlich sah, nicht getäuscht habe, und daß er und Blanka verloren seyen. Da nun der König mit funkelnden Augen dem bebenden Alarkos zurief: „daß keine Strafe schwer genug sey, um sein Vergehen zu rächen, und daß die ent-

ehrte Soliſa ihrem Bruder ein Geheimniß enthüllt, das der König nicht auf dem Herzen tragen könne," ſo ſank der Graf zu ſeines Herrn Füßen; er wollte ſich vertheidigen, doch die Worte fehlten ſeinem Entſetzen und ſeinem Schmerz. Der König fuhr fort: „nur Blut kann den ungeheuren Frevel ſühnen, doch nicht Dein Blut, Alarkos! Dank' es der Liebe der Infantin, daß meine Huld Dein der Rache verfallnes Daſeyn friſtet, und Dich auf den Gipfel der Ehre und Macht erhebt, ſtatt Dich in den Abgrund zu ſtürzen. Ich habe über Deinem Frevel nicht vergeſſen, daß Du mein edelſter Held, mein erſter Heerführer biſt. Du ſollſt mein Bruder, der Gemal Sollſa's ſeyn; Blanka ſterbe, ſie hat den Tod verdient; denn ſie, die in der Nähe der Infantin lebte, wußte von Deinem Bündniſſe mit meiner Schweſter. Dieſer Nachen erwartet die Pflichtvergeſſene; mögen die Wellen ſie in den kühlen Schooß hinabreißen, damit Du, der unwürdigſten Bande entledigt, dem früheren Wort Gnüge leiſten könneſt!"

Bei dieſem Ausſpruch des Königs ſah Alarkos ſchweigend gen Himmel, als müßte ihm von dort aus Troſt werden; doch der blaue Aether

und die ganze Natur blieben ungetrübt bei seinem Jammer, und während er mit seinem stummen, herzdurchbohrenden Schmerz rang, kamen die Trabanten, welche Blanka herbeiführten. Als der König sie erblickte, wendete er sein Angesicht weg, denn sie stand todtenbleich in stiller Ergebung da, wie ein Lamm, das zum Opfer geführt wird. Schwere Thränenperlen sanken auf die schwarzen Ringellocken nieder, die den blendenden Hals umflossen. „Du kennst mein Gebot," sprach der König zu Alarkos: „und Deiner Reue erstes Zeichen sey Übung des heiligen Gehorsams, den ein Unterthan seinem König schuldig ist." So verließ der König Alarkos, der noch regungslos und in die Wolken starrend, wie versteinert stand. Die Trabanten lösten jetzt die Kette, welche den Nachen am Ufer festhielt; einer der finstern Männer, der kalt und höhnisch auf die unglückliche Blanka sah, die in schneeweißen Kleidern und Schleiern zitternd dastand, hielt das Ende der silbernen Fessel in der Hand, und schien den Augenblick ungeduldig zu erwarten, wo er das leichte Fahrzeug der Wuth der reissenden Wellen Preis geben könnte. „Nehmet nur Abschied von Eurem Herrn und Ge-

mal!" rief der Kriegsmann: „denn Eure Todesstunde ist gekommen." — „Ja, meine Blanka," rief Alarkos: „des Scheidens bittre Stunde hat geschlagen! Auf diesen Fluthen soll der Tod Dich treffen, der König hat es befohlen, und ich bin Alarkos und sein Unterthan. Stirb denn, Du süßeste Hälfte meines Seyns, stirb, und laß meinen Leichnam hier, der ohne Dich, wenn nicht des Lebens, doch der Seele beraubt, umherwandeln wird!" — „Wie ist es möglich, mein Gemal," rief Blanka, indem sie mit Mühe Worte fand, ihren Jammer auszusprechen: „wie ist es möglich, daß Du Dein treues Weib vor Deinen Augen willst ermorden sehn? Wenn Du nicht der Liebe gedenken willst, die noch jetzt unsre Seelen vereint, o so gedenke doch derjenigen, mit der Du sonst an mir hingst. Wenn es ein Verbrechen ist, Dich zu lieben, so habe ich immer nur dieses begangen! Wie kannst Du von der innigsten Liebe zum Haß übergehen; denn wenn Du mich nicht haßtest, würdest Du mich dann nicht zu retten streben? Weißt Du noch, wenn Du in Selva Florida am rieselnden Quell mich in Deinen Armen hieltest, da wo die ewigen Felsen das blühende Thal umschließen? Du sagtest mir:

eh' ſollen dieſe Felſen wanken, als mein Herz! Ach, dieſe Felſen ſtehen noch da, aber Dein Sinn iſt verändert! Doch nein! Du biſt nicht Schuld an meinem Tode, nur mein Unſtern führt ihn herbei. Nicht den Tod werd' ich fühlen, nein! nur daß ich von Dir laſſen muß! Das Leben iſt ja nur eine Flamme, die ſich in der eignen Glut verzehrt, eine Blume, die ſich erſchließt, um zu welken; ich auch glühte und ſtrahlte, um ſchnell zu verlöſchen, blühte und prangte, um ſchnell zu verblühn. Zu ſüß war mein Glück, um auf Erden Dauer zu finden! So lebe und blühe denn, nur Blanka falle und leide! Erlöſche mein Stern, nur der Deine ſtrahle! Gott ſey mit Dir, Gott, der mich auch im Tode nicht verläßt, meine treue Liebe geht mit mir in den Tod, und wird mit mir in den Himmel gehen, wo unverſchuldet Leid Troſt und Ruhe findet." — „Zitternd und mit ſchwer durchbohrtem Herzen ſteh' ich vor Dir, o mein geliebtes Weib," ſprach Alarkos: „jede Deiner Thränen trifft wie ein glühender Pfeil meinen Buſen, jedes Wort iſt ein Donnerſchlag für mich, jeder Seufzer ein Tod. Eile denn in dieſen Nachen, der als Sarg Deiner harrt, geh' und vertraue den tobenden

Fluthen Dein Leben; ſie werden barmherziger ſeyn, als Deine Mörder!" — „Ich gehorche," ſprach Blanka: „ſo gieb mir denn den Abſchiedskuß, das letzte Glück meines Lebens!" — „Nimm ihn hin," ſprach der Graf, und drückte Blanka an ſein Herz, feſt und feſter, als dürfe keine Macht ſie ihm entreißen. Als nun das ſüße unſchuldige Weib mit geſchloſſenen Augen und bleichen Lippen an Alkaros Bruſt lag, kalt und ſtarr wie ein Marmorbild, da übermannte den Helden ſein Leid, und er ſank ohnmächtig auf den blumigen Raſen nieder.

Als Alarkos erwachte, hörte er aus weiter Ferne noch den ächzenden Ruf ſeiner Blanka, den Scheidegruß des Todes, der ſein Herz mit unendlichem Jammer erfüllte. Die Trabanten hatten des Königs Befehl vollzogen, und Blanka irrte auf dem Strome umher. Alarkos konnte es nicht faſſen, daß er noch lebe, und ließ ſich in dumpfer Betäubung zu der Infantin hinleiten, der er vor dem Altar der Schloßkapelle die Hand reichte, welche ſie in thörichter Freude empfing, wie Eine, die nun das Ziel ihrer Wünſche erreicht hat. Der König verbannte das Ehepaar auf ein weitentlegenes Jagdſchloß im Walde,

nach welchem sie noch in derselben Nacht hinreiseten. Ihren schneeweißen Zelter mit funkelndem Geschmeide spornte die schöne Königstochter, und hielt sich für die Besitzerin der Welt, da der edle Alarkos als Gemal an ihrer Seite prangte; doch dieser ritt schweigend und in sich gekehrt durch die blühenden Fluren, und da der Pfad neben dem Fluß hinlief, so horchte er nur auf das Brausen der Wellen, die seinen Schmerz um Blanka mit ihm zu klagen schienen. Als nun aber der Pfad in das Gebirg führte, und das letzte Rauschen der Fluth verhallte, da mußte Alarkos von der Hoffnung scheiden, seiner Blanka Leichnam zu erblicken, und er sprengte in dumpfer Verzweiflung weiter.

Als Alarkos am Abend das hochzeitliche Lager bestieg, zog er sein gutes Schwert, und legt' es zwischen sich und der Infantin. „Siehe wohl zu, o Fürstin," sagte er: „welche Frucht aus böser Saat reifet! Dies Schwert liegt zwischen uns, weil Blanka's Gemal nicht der Deinige werden kann; wohl muß ein kaltes Schwert unsre Körper scheiden, weil unsre Seelen geschieden sind. Die Hand mußt' ich Dir gezwungen reichen, doch mein Herz hast Du nicht, denn Du

bist

biſt ein grimmiges Wild, das mein Liebſtes zerfleiſcht hat! Weib und Kind haſt Du mir gemordet, ſiehe nun, ob ich Dich lieben kann! Als die Infantin dieſe Worte vernahm, traf es ſie wie ein Donnerſchlag, ihr Gewiſſen erwachte, und die Schlange der Reue durchbohrte ihr Herz. Sie fluchte nun im Stillen der ſündlichen Liebe, welche ihr Gemüth mit dem Wahn ſo eitler Hoffnungen umwoben hatte, und beweinte ihre Miſſethat, indeß Alarkos manch brünſtiges Gebet für das Heil der Seele ſeiner Blanka, wenn nicht in Worten, doch in Seufzern zum Himmel ſandte.

Auf dieſe Weiſe vergingen viele Jahre, welche Alarkos in ſtiller Andacht der Feier ſeiner Schmerzen, Sollſa in Reue und Buße zubrachte, welche die Botſchaft vom Tode des Vaters der unglücklichen Blanka noch ſchmerzlicher machte. Beide Gatten vermieden einander mit Sorgfalt.

Da begab es ſich eines Morgens im Maien, daß der König, von Sehnſucht nach ſeiner Schweſter ergriffen, nach dem Walde hinritt, in welchem das Jagdſchloß lag, das ihr zum Aufenthalt diente; er hoffte im Herzen, er würde ei-

was von Solisa erfahren, oder ihr vielleicht im Walde begegnen. Die unsichtbare Macht, die den König nach jener Gegend gezogen, täuschte ihn nicht, denn als ihn das Roß nach der östlichen Seite der Waldung durch einen Pfad von blühenden Olivenbäumen trug, gewahrte der König am Ausgang des Pfades die weißen Giebel einer Capelle, die sich mit vielen Thürmen gar zierlich in die tiefblaue Himmelswölbung mit Blumen, Knäusten, Zacken, und mit schöngewundenen Pfeilern emporhob, und, wetteifernd mit dem Blumenflor des Waldgrunds, mit den bemalten Fenstern im Morgenstrahl funkelte. Einsam schimmerte die ewige Lampe, hangend an schweren goldnen Ketten von der Kuppel, durch die offne Pforte. Der König wollte nicht weiter, ohne dem leisen innern Ruf Folge zu leisten, der ihn mahnte hier zu beten, er band sein Pferd an den Stamm einer herrlichen Eiche, und ging mit entblößtem Haupte die Marmorstufen hinan. Da traf er Solisa bleich, abgehärmt, weinend und knieend am Hochaltare, die schönen Locken, die auf den Marmorboden hinflossen mit Asche bestreut. Bei diesem Anblick wich aller Zorn aus des Königs Herzen; er

ging raschen Schrittes auf die Infantin zu, die er aufhob, und an seine Brust schloß. Zum erstenmale nach so herben Leiden fühlte Solisa wieder Süßigkeit in ihren Thränen, und Hoffnung dämmerte in ihrer Seele, als sey das Ziel ihrer Leiden nah.

Indeß Solisa, durch des versöhnten Bruders Liebe erheitert, an seiner Hand die Waldeshöhe hinauf nach dem Schlosse wandelte, gestand sie ihm, daß sie ihn getäuscht hätte, als sie behauptet, Alarkos hätte sich um ihre Gunst beworben, und Blanka sey ihre Vertraute gewesen. Den König ergriff ein tiefer Schmerz, daß er die arme unschuldige Blanka zum Tode verurtheilt, ohne vorher ihre Vertheidigung zu hören, und er bat Gott, ihm seine Sünden zu vergeben, und ihm ein neues Herz zu schaffen. Beide Geschwister reinigten ihre Seele durch innige Thränen der Reue. Dann erzählte der König seiner Schwester, wie er am gestrigen Tage, bei einem Dorfe in der Nähe von Selva Florida, ein hohes schlankes Hirtenmädchen bei einer Heerde von Lämmern erblickt habe, dessen Gestalt, Lächeln und Auge das treuste Abbild der Erscheinung im wunderbaren Gewässer sey, welches ihm Merlin vor

vierzehn Jahren im Traume gezeigt, und welches das Ziel seiner heißesten Sehnsucht stets geblieben sey. Der König bat Solisa, mit ihm nach Selva Florida zu kommen, wo er das wunderbare, liebliche Bild wieder zu sehn, und um des Mädchens Liebe zu werben Willens sey. Solisa war sogleich willig, den Bruder zu begleiten, auf dessen Befehl auch Graf Alarkos erschien, den er seit Blanka's Tode nicht wiedergesehen hatte. Alarkos schwieg, als er mit schuldiger Ehrfurcht ein Knie vor dem König beugte, doch sein bleiches Angesicht, sein Thränenschweres Auge erschütterten den König mehr, als Vorwürfe, und die Erinnerung an Blanka's Mord zuckte wie ein Dolchstich durch seine Brust.

Mit Eile schwangen sich nun die drei auf ihre Rosse, um der peinlichen Beklemmung ihrer Seele Luft zu machen, und schlugen den Weg nach Selva Florida ein. Alarkos ritt voraus, da es ihm unmöglich war, mit den Geschwistern nur ein Wort zu sprechen, die ihm das Liebste gewaltsam geraubt.

Als Alarkos tiefer in das holdblühende Thal hinein kam, so verstrickten sich Sinne und Herz dergestalt in die blumengewundenen Pfade,

daß er ganz abseits von der Heerstraße in die Kastanienwaldung gelangte, wo er vor vielen Jahren so selige Stunden der Liebe mit Blanka verlebt hatte. Hier, wo die süßesten Erinnerungen seine Brust bestürmten, stieg Alarkos vom Pferde und warf sich in das duftende, weiche Gras, an eines klaren Bächleins Rande, das munter abwärts von einer rauschenden Mühle floß, die im kühlsten Grunde ihre Räder trieb. Hier überließ Alarkos sich ganz der Wehmuth seiner sehnenden Gedanken. „Warum denn kann ich weder Trost fassen, noch auch den Tod finden?" rief er aus: „und warum ist nicht diese liebliche Stelle, dies Thal, von blühender Luft umfangen, wo ich so glücklich war, mir nun zum Grab beschieden? Wenn meine Blanka in dieses Baches Krystallen ihr himmlisches Ebenbild schimmern sah, und ich auch hineinschaute, dann zeigte die Liebe unsern entzückten Blicken im Fluthenspiegel nicht zwei Angesichter, sondern zwei Seelen. O du rieselnde sanftbewegte duftende glänzende Fluth, an deren Blumenrand ich schmachtend liege, unerquickt von deinen kühlen Perlen, unerfreut von deinen Blumen, möchtest du mir nur einmal, einmal noch Blanka's

Engelsbild zeigen können! Warum hieltest du es nicht fest, leichtsinnige Welle, konntest du süßeren Raub begehen?" Bei diesen Worten schaute Alarkos in das Bächlein hinab, und siehe, da schwebte auf der Fläche des Wassers das lächelnde, blühende Bild der Geliebten. Da Alarkos nicht anders glauben konnte, als daß Sehnsucht, Phantasie, Sonnenlicht und der Blumen süßer Wiederschein diese Erscheinung wöben, athmete er kaum, damit sein Hauch das Gebilde nicht zerstöre, das wehmüthig lächelnd aus den Fluthen in sein innerstes Herz blickte, aber plötzlich verschwand die Erscheinung. Alarkos rief: „verweile noch, du meiner Seele Leben!" Da fühlte er sich umschlungen, und Blanka lag lebend und liebevoll an seiner treuen Brust.

Wie selig war dies Wiederfinden! Wie süß unterbrachen Thränen und Küsse die Erzählung überstandener Leiden und der wunderbaren Rettung der holden Unschuld aus den Fluthen, denen ihr Leben Preis gegeben war. Schon sank die Sonne hinter die Gebirge, als die beiden Getreuen noch am Rand des Bächleins saßen, ihr Bild in den klaren Wellen anschauend, und keiner andern Erquickung genießend, als der

Wonne sich wieder vereinigt zu sehen. Wie die Wipfel der Waldeshöhe, mit Gold und Purpur der Abendsonne bestreut, sich mit dem Glanze des Vollmondes krönten, da klangen hell silberne Glöcklein, und weiße Lämmer kamen fröhlich blökend heim, und gingen der Mühle zu; ihnen folgte ein blühendes, hohes Mägdlein, in der wunderbaren Zauberei der Abendbeleuchtung prangend, wie die junge Morgenröthe, vor der die Nacht entweichen muß. Alarkos verlor sich im Anblick der himmlischen Schönheit, doch sie entfernte sich, und ihr folgte ein ältlicher Mann in Hirtentracht, der plötzlich auf den Grafen zueilte, sich ihm zu Füßen stürzte, und sie mit heißen Thränen umschlang. „O Herr!" rief der vermeintliche Hirt aus: „erkenne Rickardo in mir, und sieh, wie herrlich die ewige Liebe waltet! Schon hast Du Deine Blanka wiedergefunden, und diese holde Schönheit, werth einen Thron zu schmücken, ist Deine Tochter Blancheflour, von der Du glaubtest, daß sie ermordet sey. Ich habe die Gerettete wiedergefunden, und sie mehrere Jahre bei einem Einsiedler erzogen. Als er gestorben war, zogen wir hieher. Ich wollte der edlen Blanka, welche ein guter Engel in diese

Wildniß geführt, wohin ich einige Jahre später als sie, mit Blancheflour gelangte, nicht die Fülle ihres Glückes anvertrauen, denn sie erkannte weder mich in der fremden Tracht, noch ihre Blancheflour. Es war mir genug, daß Mutter und Tochter auch unerkannt sich so innig liebten, und ich hoffte fest auf den allmächtigen Gott, der das liebliche Kind vor der Verblendung meines eignen sklavischen, verderbten Herzens, Blanka vor der Wuth reißender Wellen bewahrt, und Beide in diesem Felsenthal vereinigt hat, um Euch den Lohn für Leiden mancher Art zu bereiten." Indeß Rikardo durch diese Kunde die Herzen des wiedergefundenen Paares mit neuem Glücke beseelte, ging Blancheflour aus der andern Pforte der Mühle wie ein herrliches Licht hervor. Sie trug einen Krug voll Milch, umwunden mit einem Kranze von wilden Rosen, und setzte ihn eben an der Quelle nieder, als Vater und Mutter zugleich sie weinend an ihr Herz drückten, Gott mit inbrünstigen Seufzern anflehend, daß er ihnen helfen möchte, diese Ueberfülle des Glückes zu tragen. Wie wunderbar beweat wurde Blancheflour, die ein so edles als glühendes Herz im Busen trug, daß ih-

rer Kindheit ahnender Traum in Erfüllung gegangen, und daß sie von hoher Abkunft sey. Viele süße Worte wurden nun gewechselt, und die glücklich Wiedervereinten würden vergessen haben, daß es einen Thron in der Welt gäbe, oder eine Feindin, welche ihnen so schweres Leid bereitet hatte, wäre nicht der König mit Solisa herbeigekommen, die zu Fuß in diese anmuthige Wildniß gelangt waren, von einem Hirtenknaben geleitet, den sie auf der Weide angetroffen, auf welcher sie Blanche-flour vergebens gesucht hatten. Hier in der Mühle hatte ihnen der Hirtenknabe gesagt, würden sie das schöne Schäfermädchen finden, und sie erkannten sie wirklich, die im Vollmondlichte zwischen Alarkos und Blanka, Hand in Hand, auf einer Rasenbank saß, zu ihren Füßen ein schneeweißes Lamm, während sich Rikardo, süß schwelgend im Anblick der Glücklichen, auf einen Baumstamm lehnte. Alle diese erfreuten Herzen ahnten nichts von der Gegenwart derjenigen, welche sie belauschten; denn sie waren in eine süße, feiernde Stille versunken, und die heitre Landschaft ertönte nur von einzelnen Glocken der Lämmer, vom fernen Abendgeläut und vom Rieseln der Gewässer.

Indem der König und Soliſa die Gruppe mit Verwunderung und Luſt betrachteten, ſtieg eine Ahnung der Wahrheit in ihnen auf, und ſie erkannten alsbald den treuen Rickardo, welcher der Infantin durch die Lebensrettung Blancheflour's den theuerſten Schatz, die Gewiſſensruhe, erhalten hatte. Als die Infantin und ihr Bruder von der Wahrheit Gewißheit hatten, da ſank der König zu Blancheflour's Füßen hin, und bot ihr ſein Herz und ſeine Krone; Soliſa aber drückte die edle Blanka an ihre Bruſt, und bat ſie lautweinend, ihr ihre Miſſethat zu verzeihen. Blancheflour reichte gern ihre weiße Hand zum Bunde mit dem Könige, der, in aller Herrlichkeit männlicher Schönheit prangend, und von namenloſer Rührung durchdrungen, ihr wie ein höheres Weſen erſchien, und ihr unſchuldiges Herz gewann. Alarkos, verſöhnt mit Soliſa und dem Könige, weihte nun Beiden die herzlichſte Treue, die er noch oft in Zukunft durch ritterlichen Muth gegen die Feinde des Reiches bewährte.

Aber die vielgeprüfte Blanka blieb immer in der holden Waldeseinſamkeit, in der ſich bald, unfern der Mühle, ein freundliches Landſchloß,

als ihr liebſter Wohnſitz, erhob. Nichts konnte ſie bewegen, die Feſtlichkeiten des Hofes mit ihrer Gegenwart zu ſchmücken, ſtandhaft widerſtrebte ſie allen Bitten Soliſas und des Königs, welche ſie vereint mit denen ihrer Tochter beſtürmten. Jenes rauſchende Leben, ſagte Blanka, gab mir nichts als Schmerzen; die Natur, welche die Wiege meiner Liebe geweſen war, iſt auch, nach langem Weh, wieder die meines neuerwachenden Glückes geworden. Ihr will ich treu verbleiben bis in den Tod. Kein Marmor ſoll meinen Grabhügel hier am Quelle ſchmücken, nur liebliche Blumen ſollen mein Denkmal ſeyn, und gern wird mein Geiſt an dieſer Stätte weilen, um noch ſpät geprüfte, treue Liebende, die an dieſer Stelle eine Zuflucht gefunden, ſegnend zu umſchweben.

Abhandlungen.

Vom Seyn und Schein im christlichen Wandel.

Eine Skizze.

Wer jemals die Süßigkeit des innern Lebens in Gott und in Christo empfunden, und sich aus dem Treiben der Welt in jenes Asyl zurückgezogen, wo des Herrn Frieden waltet, und wohin wohl keiner, wie gerecht er sich selbst erscheinen möge, ohne Buße gelangt; — wer jemals sein irdisches Hoffen, so wie sein Leid in Gottes Hand gelegt, und jedes Mißgeschick mit Ergebung getragen, eingedenk der Leiden unsers Erlösers, und klar erkennend, daß es sonst für uns kein Unglück giebt, als das, den himmlischen Vater durch Sünde zu betrüben: der hat auch wohl einen unwiderstehlichen Drang empfunden, sein aus Schmerzen erblühtes Glück den Brü-

dern mitzutheilen, und seine Lieben auf dem Wege, den er für den rechten erkannt, zu Gefährten einzuladen; der hat auch wohl wünschen müssen, Gott möchte die Kinder der Welt der Leere und Trostlosigkeit eines Daseyns entreißen, das, mit Selbstsucht nur für die nichtige Vergänglichkeit irdischer Hoffnungen berechnet, dem Irrthum und der Sünde verfallen ist.

Hierin mag wohl der erste Keim der Entstehung von Gesellschaften zu suchen seyn, deren ersteren Absonderung von der großen Gemeine, zu einer Verwilderung und zu abgeschlossenen Andachtsübungen, das unschuldige Bedürfniß zum Grunde lag, mit Gleichgesinnten im vollen Einklange die Weihe schöner frommer Gefühle zu begehen, wo kein ungünstiges Eindruck von Außen her die Feier stören könnte.

Der Reformation ging diese Absonderung eine geraume Zeit voraus; wir können sie sogar als eine Vorbereitung derselben betrachten. Beim katholischen Gottesdienst war das Wesen der Religion in der Form untergegangen, den Sinnen wurde geschmeichelt, das Herz blieb leer; nicht durch den Willen der Reformatoren wurde dem katholischen Glauben ein Stoß gegeben,

und in der christlichen Kirche eine Spaltung bewirkt, sondern das Schlechte mußte in sich selbst untergehen, und dem wahren Christenthum mußte Rettung werden. Es war unerfreulich, daß nun auch in der entgegengesetzten Richtung nicht Maaß noch Ziel gehalten wurde, indem man die Altäre zertrümmerte, und Tische an ihre Stelle setzte, indem Heere von empörten Unruhstiftern Kirchen verwüsteten, und fromme Kunstdenkmale zerstörten; doch das Höhere war errungen, das Christenthum war wieder reine Lehre, und so mag auch das Untergegangne für solchen Preis kein zu theures Opfer gewesen seyn; ja man darf dies da um so weniger in Anschlag bringen, wo Märtyrer, wie Huß, die ächt-evangelische Lehre mit ihrem Blute besiegelt. Wir sehen viele unsrer Zeitgenossen, und unter diesen ausgezeichnete Männer, zur alten Kirche übertreten, und die theuer erkauften Segnungen des evangelischen Glaubens wieder von sich werfen; — wer möchte über die Gefühle und Handlungen eines Andern, sobald es solch einen Gegenstand betrift, den Stab brechen? Möge ein Jeder katholisch werden, der es zu bedürfen glaubt, wenn gleich ein unbefangenes Herz von

solch einem Bedürfniß keine Ahnung hat. Die katholische Kirche hat viel Förmliches und Ceremonielles, die Pracht und Zierde beim Gottesdienst wirkt angenehm auf die Sinne. Beim Eintritt in einem kerzenhellen, Weyhrauch- und Blumenduftenden, von feierlicher Musik ertönenden, mit wunderlieblichen Gemälden ausgeschmückten Dom, wird allerdings das Gemüth schnell dem gewöhnlichen Leben entrückt, und durch den Eindruck, den all diese herrlichen und anmuthigen Gegenstände auf unsre Sinne machen, wird auch die Seele erhoben. Allen christlichen Kirchen wäre Pracht und Zierde zu wünschen, indeß so wesentlich ist doch wohl nicht das Äußere, das Blendwerk, daß es für den Christen ein Bedürfniß wäre, und daß es den Edlern bewegen könnte, das prunklose Haus Gottes, wo er sonst zum Herrn betete, nun als unwürdig zu verlassen, und ihm das reich aufgeputzte der andern Glaubensgenossen vorzuziehn! Die katholische Glaubenslehre weicht nur da von der Evangelischen ab, wo die Kirche mit gebieterischer Willkühr Satzungen erschaffen hat, von denen Christus und die Apostel nicht gewußt. Die Schlichtheit des Lebens der ersten Christen

hatte nichts gemein mit all dem Prunk der katholischen Geistlichkeit, und wir Reformirte und Lutheraner stehen jenem Wandel viel näher, wenigstens da, wo das Lutherthum das geblieben ist, was Luther gewollt hat, und dies kann ja jeder Einzelne erstreben! Für sein innres Leben kann auch der Katholik ein evangelischer Christ seyn; in jeder Äußerlichkeit sind Unvollkommenheiten, denn diese sind von Menschen eingesetzt, und nur was der Mensch in seinem Herzen mit Demuth will, das ist von Gott, und ist gut und wohlthätig! Warum nun scheiden sich Mitglieder des evangelischen Glaubens vom Schooß der Kirche, in welche sie einmal aufgenommen? Wie herb ist die Trennung von dem, was wir in zarter Jugend geehrt, geliebt, beschworen, mit den reinen schönen Thränen des unschuldigen Herzens, das zum erstenmal in seinen Tiefen erschüttert wird, beschworen haben. Wie können wir dies als einen strafwürdigen Irrthum von uns stoßen, und nun den Glauben beschwören, von dem uns gelehrt wird, daß er der allein seligmachende ist, und daß alle diejenigen verloren sind, die ihn nicht umfassen! Und wer lehrte das? Christus? — Nein, der Papst

und die Kirche! Christus lehrt nur Duldung, Treue, Liebe und Barmherzigkeit. Die protestantische Lehre ist eine Annäherung an das alte, ächte Christenthum; das Übertreten zur katholischen Kirche ist ein gewaltsames Zurückschreiten Einzelner, deren Beispiel keine Nachfolge zu wünschen ist.

Abgeschlossene Brüdergemeinen, die, wie wir vorhin bemerkten, schon vor der Reformation bestanden, und nach ihr fortdauerten, entstanden, wie gesagt, aus dem innigen Bedürfniß eines warhaft reinen, ungestörten Gottesdienstes ohne Prunk, ohne Volksdrang, eines Vereinigungspunktes für Gleichgesinnte. Sie vermehrten sich nach und nach, und verbreiteten sich unter verschiedenen Namen und Gestalten durch die ganze Christenheit; viel Gutes, Segensreiches, Großes und Beglückendes ging aus ihrem stillen Wirken hervor. Ordnung, Milde, Reinlichkeit, Demuth, Einfalt der Sitten, Versöhnlichkeit und tägliche Andachtsübungen werden von den Mitgliedern dieser Gemeinen gefordert, und finden sich in sehr hohem Grade bei den mehrsten Brüdern. Dahingegen besitzen auch viele derselben diese christlichen Tugenden

blos ſcheinbar, und auch hier ſieht man mit Schmerz, wie ſchlechte Menſchen ſo leicht das Heiligſte mißbrauchen können, um eigennützige Abſichten zu erreichen.

Übertritt zur katholiſchen Kirche, und Eintreten in eine Brüdergemeine aber ſind beides Schritte, die ſchon darum Denjenigen, der einen von beiden thut, der Rüge der Andern nicht Preis geben ſollten, weil ſie doch immer von einem innern Drang des Menſchen Zeugniß geben, weil ſie darthun, daß er das Heil ſeiner Seele ſucht; auf welchem Wege, das iſt ſeine Sache! Er würde es gewiß auch finden, wenn er bei der Konfeſſion bliebe, der er bisher angehörte, kein Anderer aber, als er ſelbſt, mag ermeſſen, in wie fern er zu ſeiner innern Beruhigung mancher Äußerlichkeiten bedarf. Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet. So wie der Chriſt, der in einer andern Form des Glaubensbekenntniſſes, als ſein bisheriges war, ſein Heil ſucht, es ohne Prunk und Geräuſch thut, und von dem Augenblick an einen noch muſterhafteren Wandel führt, als zuvor, oder von Schwächen und böſen Angewöhnungen gebeſſert wird, iſt ſein Schritt gewiß zum Seegen nur

nothwendig gewesen. Ein Anders ist's mit den meisten mystisch-poetischen, religiösen Schwärmern, von denen diejenigen, welche nicht Heuchler sind, doch in Selbsttäuschung leben; wie Manchen sehen wir, der, nicht ohne Bewußtseyn, daß er träumt, einen ihm lieben Traum festzuhalten sucht, und sich vor dem Erwachen hütet. Viele schwimmen getäuscht im Strom der mystischen Frömmigkeit fort, und verbleiben stets im blöden Wahn; andere sind begeistert von den erhabenen Ideen der Religion, aber um ihre eigne Veredlung ist es ihnen nicht zu thun; sie sind zufrieden, wenn sie mit poetischen Bildern, mit Kunstwerken und mit schönen Worten ein Spiel treiben können, welches dem Ernste ähnlich sieht. Die Religion ist ihnen ein Deckmantel ihres Hochmuthes, mit welchem sie sich selbst recht christlich erscheinen. Der ächte Christ hegt seine Gesinnung tief im Herzen verschlossen, und trägt ehrfurchtsvolle Scheu, das Heiligste mit Worten zu entweihen, die, wo man zuviel ausspricht, leicht zum Irrthum hinreißen können. An seinem Wandel ist der Christ zu erkennen. Dem Unbefangenen schaudert vor dem hochaufgethürmten Prunkgebäude poetisch-religiöser My-

ſtik in dem dürren Sandboden eines eiteln, oder gar von Schuld und Sünde befleckten Herzens, das ſich ſelbſt mit ſchönen Worten genug thut, wo es That und Wahrheit gilt. Entſetzlich und ruchlos iſt das Wiederaufſuchen des verſchollnen Aberglaubens an Geſpenſter und Teufel, denen Gott Macht gegeben, Menſchen zu quälen, oder gar zu morden, und vor Allem iſt es empörend, wenn die verworfenſten Weſen uns überreden wollen, daß ſie höherer Erſcheinungen, des Anblicks des Herrn in ſeiner Herrlichkeit, des Erlöſers am Kreuz, der Engel und Seraphim, gewürdigt worden. Straßenräuber und Mörder ſind minder gräßlich, als Heuchler, denen das Heiligſte zur Larve dienen muß, und die mit dem Höchſten ein Spiel treiben.

Die Inbrunſt und Kraft, welche ſelbſt die unſchuldigen Opfer myſtiſcher Religionsſchwärmerei auf ihre Träume verſchwenden, würde, wenn ſie auf die That, und auf das Leben gerichtet wäre, ſicherlich gottgefällige Früchte tragen. Die unſichtbare Welt der Geiſter iſt von der Sinnlichen ſo ſtreng geſchieden, daß wir mit Zuverſicht glauben können, der himmliſche Vater habe dies zu unſerm Beſten ſo gewollt. Nur

dem innern Auge giebt sich Gott kund, nur dem Herzen, das ihn sucht und ihm vertraut. Eben darum ist der Glaube so schön, weil wir glauben, ohne zu sehen. Und sehen wir nicht dennoch Gott in seinen Werken? Erkennen wir nicht Christus in unserer Gebrechlichkeit und Sündhaftigkeit, die den Erlöser und Mittler so unentbehrlich macht? Wo wir Gottes Wort im Evangelium besitzen, wo seine Schöpfung seine Herrlichkeit offenbart, was bedarf es da neuer Verkündigungen, Erscheinungen, Wunder? Wozu sollen wir mit irdischem Auge zu erschauen wünschen, was unsre unsterbliche Seele ewig füllt und belebt? Wie möchten die blöden Sinne das Anschauen der Herrlichkeit Gottes tragen! Verhüllte Moses nicht sein Angesicht? Sahen die Propheten Gott den Herrn anders, als in Träumen? Sah St. Stephanus den Himmel offen, eh er, entfesselt, die irdische Hülle von sich warf? Und wir, die wir die Frucht jener Siege der ersten Gläubigen und Christen im ernsten Streben nach innerer Heiligung genießen sollen, wir durften Wunder und Zeichen sehen, und ohne Märterthum des Anschauens der ewigen Herrlichkeit Gottes gewürdiget werden? Nein!

der

der Sinnenwelt ist dies unmittelbare Anschauen verschlossen, seit das Reich Gottes im Geist begründet steht, und seit wir auf den Wegen, welche viel tausend Märtyrer mit ihrem Blut gebahnt, nur fortzuschreiten haben.

Die ruhig besonnene Betrachtung der jetzigen Zeit entdeckt in den Resultaten des Wirkens inbrünstiger Mystik und poetisch-katholischer, üppiger und tändelnder Schwärmerei, den Keim großen Unheils im Leben und im Gebiet der Poesie und bildenden Kunst. Die vor einiger Zeit noch bestehende Ableugnung und Erkaltung war gräßlich, und hat viel Unglück auf die Welt gebracht; allein sie konnte nicht so viel schaden, als jetzt die Heuchelei. Der Gläubige wird sich vom kalten Spott, und von der Gotteslängnung nicht bethören lassen, ein Anderes ist's mit der Kunst religiöser Schwärmer und Heuchler, welche die feinste Wollust des Daseyns in sinnlich geistiger Verzückung entdeckt haben, und die Natur nur überwinden, um die Sünde noch sündlicher zu begehen. Diesen dient ihre Schwärmerei nur zur Steigerung und Verfeinerung sinnlicher Genüsse, und die Religion ist ihnen eine glänzende Larve; sie tragen das Bild

Gottes zur Schau, wie der ſtehende Sumpf Sonne und Sterne, ſie ſind die übertünchten Gräber, denen unſer Heiland flucht; fällt die Larve, ſo ſchaudert's dem Reinen vor dem Übermaaß innerer Verderbtheit, Eitelkeit, Gotteslästerung und Sünde, und wir fühlen, wie es beſſer wäre, einfach und rechtlich fortzuwandeln, ohne Kunſt und Poeſie, ja ohne Drang danach, als ſo zu heucheln.

Wenn es den Redlichen drängt, ſich aus der Verderbniß der Welt zu Gott hinzuflüchten, ſo ſoll der Zweck dieſes Flüchtens an das Vaterherz nicht eine müßige Ruhe ſeyn, ſondern er ſoll ſich in der Andacht Stunden nur zu einem wirkungsreichen, thatkräftigen Leben vorbereiten und ſtärken, und dies alsbald beginnen. Einem edeln Gemüthe genügt nicht ein ſelbſtiſches Treiben; es will ſeinen Wirkungskreis wohlthätig für ſeine Zeitgenoſſen geſtalten, es will ein höheres Ziel erreichen, und kann es, ſobald es das Reich ſchöner Gebilde auf den feſten Grund eines ſchönen Lebens baut.

Die Überſicht myſtiſcher Poeſien und Schriften, welche zeither erſchienen, die Aufzählung von Sektenſtiftern, unberufenen Bekehrern,

Heuchlern und Schwärmern wäre hier nicht an ihrer Stelle, auch ist schon manches, was hiezu gehört, weltkundig geworden. Der Ewige, der dies Alles zuläßt, thut es wohl nur, damit die Menschen einsehen lernen, daß nur ein stilles, redliches Streben, zur Wahrheit und zur Seligkeit führt. Möchten doch Alle, die sich berufen fühlen, den Herrn auch außerhalb der Kirchen zu predigen, uns nur durch ihr Beispiel belehren wollen! Dem Wort ist viel Kraft gegeben, doch, den besten Nachdruck giebt ihm erst die That. Ein redliches Wirken, das sich in einem engen Kreise wohlthätig kund thut, ist mehr vor Gott, als das unruhige Treiben, das Vieles auf einmal erjagen will, und sich in Schaum auflöst. Lieber einigen Unglücklichen geholfen, als Hunderten gepredigt und zugesprochen. Dem Neurungssüchtigen wird oft ein glänzender Erfolg; aber ohne Dauer. An seinem Treiben ergötzt sich die Neugier, der Heuchler gewinnt ihm lauschend ein neues Colorit für seine Gaukeleien ab, der Bessere wendet sich seufzend weg, die öffentliche Meinung bricht ihm den Stab, und der guten Sache ist großer Schade geschehen. Wohl möchte Jeder, der die Süßigkeit des

Glaubens empfunden, sie über die Welt hinströmen, damit sie gut und glücklich würde, weil ein reines Glück nur einem christlichen Herzen zu Theil wird; doch ist's mit den Worten nicht gethan, diese können viel Nutzen stiften, aber auch viel Unheil bringen, dahingegen ein demüthiges, christliches Leben, reich an stillen, guten Thaten, durchaus keine andere Früchte, als die reinen Seegens tragen kann, mithin ohne alle Gefahr für den Nebenmenschen und für uns selbst ist.

Aus dem Grunde, daß der wahre Christ nur Gott und sich selbst von seinen Empfindungen Rechenschaft giebt, und nicht gern das Heiligste zur Schau trägt, kann manch ein frommes Herz am unruhigen Treiben der Schwärmer ein Ärgerniß nehmen. Dies sollte vor Allem vermieden werden, um so mehr, da der Eindruck schöner Worte auf den großen Haufen keine andere Wirkung thut, als wenn man mit einem Stabe auf die Wellen schlägt. Dagegen wirkt ein edles Beispiel kräftig auf die Mitgenossen, und wenn der Gerechte während seiner Lebenszeit das Gute im Stillen ausübt, so wird doch der Dank an-

seinem Grabe laut, und so wirkt noch sein Andenken auf die Zurückgebliebnen.

Wahr ist's, daß viele Menschen ganz so leben, als wäre das Ziel ihres Daseyns das Grab, und als müßten sie bis dahin nur für den Genuß ihres Lebens sorgen. Dieser Irrthum ist es, aus welchem viel Unheil hervorgeht, und diese unglücklichen, verblendeten Menschen sind zu beklagen, weil alles, was sie so mühsam erjagen und erstreben, ihnen ja doch nicht genügt. Das rechte Genügen geht erst aus der innern Freudigkeit hervor, die ohne Kampf und Opfer nicht zu erringen ist, und die der beste Mensch nie ganz vollkommen empfinden kann, weil auch dieser fehlt, und immer viel gut zu machen hat. Die anhaltende Beschäftigung mit dem Heil unsrer Seele ist die erste Angelegenheit des Lebens, und die belohnendste aller unserer Beschäftigungen, alles, was wir sonst thun können, ist nichts dagegen; von diesem Grunde aus muß jedes andre Bestreben ausgehen, weil gute Frucht nur auf gutem Boden gedeiht. Wer das aber nicht von selbst empfindet, wer nicht sein Seelenheil auf das Evangelium zu begründen sucht, den werden

Worte nicht bekehren, darum genüge es Jedem, der sich Gott näher fühlt, für den irrenden Bruder zu beten.

Die Werke des Allmächtigen sind so reich und wunderbar, daß kein Menschenleben ausreicht, sie alle zu kennen, und zu bewundern. Die Überzeugung, daß der Ewige, Allmächtige unsrer denkt, uns liebt, uns nahe ist, hat in sich etwas so überschwänglich beseligendes, daß unser Herz durch die Erkenntniß Seiner Größe, Herrlichkeit und Vaterliebe nur zu Dank und Rührung erhoben werden kann. Dies ist der unversiegbare Liebesquell im Herzen der Frommen, dies ist das Schönste, was dem Menschen zu Theil wird; doch diese Fülle von Lust und Rührung kann das Herz nicht so in sich verschlossen tragen. Auch äußerlich möchte der Fromme dem Drange der Liebe in seinem Herzen genug thun, und da beut ihm denn das Leben den herrlichsten Anlaß dar, in einer Zeit, wo so viele Leidende Hungers sterben, wo ganze Gegenden dem unerhörtesten Mangel Preis gegeben sind. Ein Jeder vermag hier zu wirken, wenn er ernstlich will, das Scherflein der Wittwe ist dem Herrn willkommen; nicht nur

in den Alpen, im sächsischen Erzgebirge, in den Ardennen ist das Elend daheim, es ist jetzt überall zu Hause. Der Frieden hat Viele, welche gesund und kraftvoll die Heimath verließen, krank, verblindet, ärmer als zuvor, zurückgeführt. Die Fabriken feiern, zahllose Familien armer Weber und Kattundrucker betteln, die fremde Waare kommt um einen Spottpreis in das Land, bereichert den spekulirenden Kaufmann, und nimmt dem inländischen Arbeiter sein Brod. Die Maschinen, jetzt überall im Gange, thun auch ihr Werk, und machen die fleißigen Hände unzähliger Arbeiter entbehrlich; — doch, wie vermöchte man dies, und so viel Andres in einem kurzen Umriß darzustellen? Genug, daß die Zeit da ist, wo der Christ sich durch die That zu bewähren hat, und wo die Herzen mit Macht geweckt werden müssen: durch Beispiel aber, denn nur dies hat Kraft! Vergebens wird man alte Mönchslieder aus dem Staub hervorrufen, und in zierlichen Weisen nachzuahmen suchen, vergebens Legenden dichten, und Abgötterei mit Bildern treiben, so lange das Leben derjenigen, die die Welt bekehren wollen, sich zu ihrem Dichten verhält,

wie die Kehrseite zum bunten gestickten Teppich. Auch der roheste Mensch hat von der Natur den richtigen Sinn bekommen, daß er auf den Grund geht, und nach der Wahrheit verlangt. Wenn sich der Grund nicht ganz ächt findet, so wird auch das Bessere im Streben eines solchen, äußerlich mit Heiligkeit prunkenden Menschen verkannt, wie ein zierlicher Schmuck nicht geschätzt wird, wenn die Steine unächt sind.

Die bildende Kunst ist immer ein Abglanz und Spiegel der Zeit und des Lebens. Wenn sie vor mehrern Jahrhunderten, und zwar eine Reihe von Jahrhunderten hindurch, in ihren frommen, schönen, gediegenen Werken beurkundete, daß in Europa dazumal edle, fleißige, betriebsame Völker ernst und heiter sich des wohl erworbenen Reichthums erfreuten, und wenn alles, was in jener Zeit aus den Händen des Künstlers hervorging, ein Werk war, das den Meister lobte: so sind wir Nachkommen, die wir jetzt nach langem Rausch zum Gefühl der Nothwendigkeit eines ernstern Strebens erwacht sind, mit Recht von der Würde, der Aechtheit und keuschen Schönheit dieser Kunstwerke ergriffen und hingerissen. So wie sich

aber nun dies Gefühl in leeren Worten, oder in nichtigen Bestrebungen eiteln Nachahmens verhaucht, welch ein Gewinn kann für unsere Mitgenossen daraus hervorgehn? Kein einziger, sondern nur die traurigste aller Wirkungen; nämlich, daß dies schöne Gefühl des Erwachens zu einer neuen Zeit, durch Mißbrauch entheiligt, zu einem Treiben Anlaß giebt, das kurze Zeit die Schwindelköpfe hinreißt, und zur leeren Form, zur Mode wird, und auf diese Weise in sich selbst untergeht, wie es schon mit der Deutschheit gegangen ist, die sich zwar im Kriege bewährt, in Benennungen der Frauen aber, und in der Nationaltracht sich ganz bescheiden spurlos zurückgezogen hat, ohne daß es jemand gemerkt hätte. Eben so wird auch bei den Nachbetern die Mode der Frömmigkeit und der blinden Anbetung altdeutscher Kunst vorübergehn. In der Litteratur waltet der Geschmack am überkräftigen vor, das Einfach-Liebliche, das Ernst-Gehaltvolle behagt dem überreizten Sinne nicht mehr, der selbst an Satanas, Zauberei, Mord und Graus aller Art nicht mehr genug hat, und sich nur dann ergötzt, wenn ein Neu-Romantiker die Früheren in dergleichen Gräueln überbie-

tet. Im Gegensatz mit diesem unruhigen Treiben steht die leere Nüchternheit der Egoisten, die aufgeblasene Selbstgenügsamkeit der Gemeinheit, die Stumpfsinnigkeit der Alltags-Menschen, die dem Augenblick leben, und sich vor Schaden hüten. Dazwischen bleibt unangefochten der ernste ächte Christ, der still seinen Weg fortwandelt, und die Lehre der Zeit im Herzen erwägt. Das weltliche Treiben kann weder den Geprüften, die vom Baume des Lebens schon unter Schmerzen die süße Frucht innigen Sehnens nach dem bessern Leben gepflückt, noch der muthigen, lebensfrohen unverdorbenen Jugend genügen. Jede edle Kraft will sich eigne Bahnen brechen; allerdings haben die Besseren sich nun vom alten Schlendrian losgemacht, und sehen einer herrlichern Zeit entgegen; aber nicht in der Idee, in der That muß diese Zeit begründet werden, und hier ist vor Allem die Erfüllung der nächsten und einfachsten Pflichten unerläßlich. Ist diesen genug gethan, dann ist es Zeit, den Wirkungskreis zu erweitern, die Fülle innerer Kraft allbelebend auf das Ganze hinzuleiten, und die starre Masse mit der eignen, edlen Glut entflammend, mit sich hinaufzuziehn; doch dies

Alles bedarf der vollen Mitwirkung der Zeitgenossen, und kann nicht so aus eines Einzelnen Streben hervorgehn. Alles, was für die Ausbreitung des Glaubens geschieht, und sich nicht auf den Grund eines frommen, reinen Lebenswandels, eines edlen Willens und einer kindlichen Ergebung in Gottes Rathschlüsse stützt, muß in sich selbst untergehen; denn es ist die Anstrengung des Fieberkranken, der zuletzt gefesselt in Ohnmacht sinkt.

Wir haben Alle das frische Andenken einer Zeit, an Leid und Wundern reich. Wir alle, die wir für das Ganze empfinden, haben den Opfern der Zeit-Ereignisse fromme Thränen zu bringen; wir alle haben vor uns große Pflichten, um uns her große Noth, Gott wird helfen. Bete und arbeite ist sein Gebot. Der Einfältigste, der nach dem Wort des Evangeliums lebt, kann zur Seligkeit gelangen; ja, er findet wohl noch zuerst den Weg dahin, weil er so schlicht und gradaus geht, und weder rechts noch links, sondern nur nach oben schauet.

Die altdeutsche und altniederländische Malerkunst.

Geschichtliche Uebersicht alter Gemälde,

im Besitz

der Herren Fochem in Cöln, Wallraf ebendaselbst, Boißerée in Heidelberg, Freiherr von Mehring und Lieversberg in Cöln, Bettendorf in Aachen, Obrist Rühle von Lilienstern in Berlin, und einiger Gemälde in der Schloßgallerie zu Aschaffenburg.

Dem ewig denkwürdigen Erwachen deutschen Volkssinns zur That, ging als Herold wenige Jahre das Erwachen des Sinns für altdeutsche Kunst und Poesie voraus. Gleichzeitig mit der Uebersetzung des Liedes der Nibelungen, und andere schönen Bestrebungen, war das Wiederaufsuchen der heiligen Überreste der bildenden Kunst unserer Väter, waren die Bemühungen würdiger junger Künstler: Cornelius, Tieck, Hen-

ſchek in Caſſel und vieler Andern, wieder ein frommes und ernſtes Streben in der Malerei und Bildhauerkunſt zu ergreifen, und im Geiſt der Väter Künſtler zu ſeyn.

Das Wiederaufſuchen alter Gemälde hat durch Friedrich Schlegels Anregung in Cöln am Rhein ſeinen Anfang genommen. Die vielen daſelbſt zerſtörten Klöſter und Kirchen enthielten Schätze des Alterthums, unbeachtet, ja gemißbraucht in der betriebſamen, damals ſo ganz franzöſiſchen Handelsſtadt, in welcher ſogar das Lehren der deutſchen Sprache in den Schulen von Napoleon verboten war. Als die erſte Anregung von wackern Freunden der Kunſt ausgegangen war, bewirkte die Gewinnſucht, was der Kunſtſinn dort nimmer bewirkt hätte. Die bereits zerſägten und zu Fenſterladen und Taubenſchlägen und andern Bedürfniſſen vielfach angewendeten Bilder auf Goldgrund, wurden von ihren geldgierigen Beſitzern der Haft entlaſſen, des Schmutzes entladen, und in die Häuſer der Dilettanten zum Verkauf geſchleppt, woſelbſt ſie noch beſonders durch die Kunſt des geſchickten Malers Fuchs wiederum zu Ehren kamen.

Herr Kanonikus Wallraff, der Herr Lieversberg, Herr Rektor Fochem, und vor allem die Herren Sulpitz und Melchior Boißeree, waren die ersten, welchen wir es zu danken haben, daß eine ungeheure Menge wahrhaft köstlicher Alterthümer dem Untergang entrissen worden sind. Herr von Mehring hat seine schöne Sammlung größtentheils geerbt, besitzt in dieser auch keine bedeutende Anzahl altbyzantinischer und altdeutscher Gemälde, wenn diese gleich sehr schön sind. Bettendorffs Gemälde sind gleichfalls Familien Eigenthum. Obrist von Rühle verdankt seine Sammlung anhaltenden preiswürdigen Bemühungen.

Der Hauptzweck benannter Gemäldesammlungen ist: Altdeutsche Kunstwerke vereinigt zu bewahren, und sicher ist dieser Zweck jedes Lobes werth! Nur allzulang hat es uns Deutschen an Sinn für die wahren Vorzüge unsers Vaterlandes im Gebiete der Kunst, der Poesie, und selbst an Sinn für die Vorzüge unsers herrlichen Klima's, unsrer wunderreichen Gegenden gefehlt. Aus dieser Kälte für das Eigne, aus der blinden Bewunderung des Fremden, ging nicht blos unser Kaltsinn gegen

unſre Künſtler hervor, der lange Zeit alles Gedeihen der Kunſt hemmen, oder doch erſchweren mußte, ſondern die Gründe unſers langen Elends, unſrer erlittenen Schmach liegen tief in dieſem Kaltſinn für das Vaterländiſche im Gebiete der Poeſie und der bildenden Kunſt. Die Seele eines Landes iſt das, was im Reiche des Genius entſteht, der Körper iſt ſein phyſiſcher Wohlſtand, ein bloß phyſiſch verſorgtes Daſeyn erlangt nie Selbſtſtändigkeit und Würde. Innig verwebt mit den edelſten Gefühlen unſers Daſeyns ſind vaterländiſche Poeſie und Kunſt; ſo wie wir dieſe wahrhaft ehren und befördern, haben wir auch ein Vaterland; nur aus ächtem Nationalſinn können Poeſie und bildende Kunſt in voller Herrlichkeit erblühen, ſo wie ſich auch wiederum der Nationalſinn an ihren Schöpfungen ſtärkt und entflammt.

Deutſchland hatte einſt Schulen der Kunſt, urſprünglich von Byzanz aus entſtanden. Der Styl und Geiſt der Werke jener neugriechiſchen Künſtler, die nach Italien und Deutſchland kamen, war höchſt verſchieden von dem ihrer Schüler und Nachfolger. Jene Bilder auf goldnem Grund mit hellen Farben erinnern mich an

mehrere aus Herkulanum, die ich in Paris bei Madame Buonaparte gesehn. Auch strebten jene Künstler nicht nach individueller Darstellung, weshalb Vasari schon ihnen Schuld giebt, sie hätten in ihrer eignen modernen Manier gemalt, und die Natur nicht nachgeahmt. Die neugriechische Schule muß als die Stamm-Mutter der Europäischen Malerei angesehen werden. In Cöln hat sie zuerst, und dort am reichsten, geblüht. Daher die Ähnlichkeit altkölnischer Bilder mit Giotto, Cimabue, und andern gleichzeitigen Italienern, die auch noch von den Neugriechen gelernt hatten. Die Kunst fing in Italien zuerst an eine eigenthümliche Richtung zu nehmen, und in treue Darstellung des Lebendigen, Wahren, Wirkungsreichen überzugehen. In den Niederlanden blieb die Composition länger als in Italien piramidalisch, symmetrisch, oder, wenn man will, plastisch und episch, statt pittoresk und dramatisch zu werden. Beinahe bis zu Lukas van Leydens Zeit, und selbst in einigen der Bilder dieses herrlichen Niederländers, erkennt man noch Spuren der byzantinischen Schule. Johannes van Eyk scheint der Erste gewesen zu seyn, der in den Niederlanden

die Wirklichkeit ergriff, und in das Gebiet der Kunst hinüberzog.

Alles, was uns von jenen Werken der Vorzeit aufbewahrt worden ist, mahnet uns, ernster und rührender vielleicht als selbst die Geschichte, an das, was unsre deutschen Väter waren. Immerdar ist die bildende Kunst eines Volkes ein treuer Spiegel seiner Individualität. Sehen wir nun diese ernsten, erhebenden, seelenvollen Bilder, in ihrer gediegenen Vollendung, in ihrer herzlichen keuschen Anmuth, so erkennen wir, aus welchem Geiste solch ein Streben hervorging.

Rein und erquickend wehet noch aus jenen Bildern der Hauch der Freudigkeit einer schöpferischen Kraft, die recht aus innerm Drang des frommen Herzens entquoll, und von keiner weltlichen Rücksicht bedingt war. Der Künstler rang nach Schönheit, doch diese sollte nur gleichsam als zarter Blumenkelch den reinen Thau in sich tragen, in welchem das ewige Licht sich spiegelt. Die Vorzeit erbaute, erhob sich an den Gebilden der Kunst, unsre Zeitgenossen wollen sich blos zerstreuen und ergötzen.

Als frommes Andenken widmete der alte deutsche

Künſtler ſeine Werke dem ſpätern Geſchlecht. Sie waren beſtimmt Kirchen und Kapellen zu ſchmücken, oder unverletzliches Familien Eigenthum. Ihre ganze Einrichtung zeugt von Sorgfalt für ihre Erhaltung. Luft und Staub, der Farbe feindlich, und die zerſtörende Zeit, haben der blühenden Schönheit dieſer Bilder nicht ſchaden können, denn ſie waren durch geſchloſſene Seitenflügel oder Laden wohl verwahrt. Von Außen waren dieſe Flügel noch mit ſchönen Griſaillen, auch wohl mit farbigen Malereien geſchmückt, die jedoch nicht ſo ſchön vollendet, als das innere Bild waren. Die Farben wurden damals noch aus dem Orient, aus ächter Quelle bezogen, oder von wackern Chemikern ſorgfältig aus den Urſtoffen abgeſchieden, und alle ächt, darum haben ſie ſich ſo köſtlich erhalten. Manches hing auch von der ſinnreichen Bereitung der Farben ab. Die Malerkunſt war damals gewiſſermaßen ein Gewerb, ein Geheimniß, die Meiſter bildeten eine ehrwürdige Zunft, und hielten getreulich zuſammen. Sie hatten auch die gehörige Aufmunterung, ſie wurden von einem Volke, das ſich ſelbſt im Beſitz der trefflichen Meiſter geehrt fühlte, geliebt und belohnt;

von oben herab kam zugleich viel Ermunterung, Beifall und Dank. Dies ist Alles nicht mehr so, und wann wird es wieder so werden? —

Nicht nur dem Maler war die Ehre beschieden, durch ein göttliches Bild seinem Vaterlande eine neue Zierde zu verleihen, auch der wackere Schnitzer, dem der kunstreich vergoldete Rahmen zu machen befohlen war, hatte seinen Antheil an dem Ruhme des Gemäldes. Nichts übertrifft die Pracht und sinnreichen Zierden jener breiten, ächt vergoldeten und köstlich geschnitzten Rahmen. Auch erhob dieser reiche goldne Rahm die Farbe durch seinen reinen ruhigen Schimmer, und hob durch Pracht und Anmuth das Bild gleich aus den übrigen Umgebungen heraus. Das ächte ernstliche Streben unsrer Väter leuchtet aus jedem Bestandtheil der Werke aus alter Zeit. Alles war überdacht, reiflich abgewogen, in der sinnreichsten Mannigfaltigkeit wurde Einklang nicht vermißt, und auch im kleinen waren die Kunstwerke groß und bedeutsam. Aus allen diesen Bildern leuchtet fromme Liebe, keuscher Sinn, kindliche Freudigkeit in Gott hervor. Man könnte unter gewissen Bedingungen ein Gleiches von den alten Italienern sagen, nur

daß diese minder schlicht, minder streng, als die alten Deutschen sind. Nicht Mode, sondern Geist der Zeit erforderte ausschließlich Gegenstände der Religion für die bildende Kunst. Der Künstler erkannte das Heiligste für den einzig würdigen Gegenstand des ihm von Gott in die Seele gelegten Triebes zum Schaffen.

Die Kunst war die Seraphs Schwinge, auf welcher sich die Seele zu Gott hob. Mit und in der Religion konnte sie sich zur Göttlichkeit heben, mit dem Sinn für Religion ist sie gesunken. Sie mußte sinken, von dem Augenblick an, wo der Mensch sie nicht mehr als himmlische Offenbarung, sondern als menschliche Kraft verstand, und sobald der Künstler mehr dahin strebte den Sinnen zu schmeicheln, als das Gemüth des Beschauers zu erheben. Nur durch Reinheit und Demuth des Künstlers, nur im Rückblick auf die alte Zeit vermag die Kunst sich wieder zu heben.

Nicht dürftig und schwach, wie so Manchem, erscheinen mir in ihren kleinen Mängeln die altdeutschen Gemälde. Was half es, späterhin Kraft und Fleiß zu blühender Zeichnung der Glieder und zu überraschendem Licht-Effekt zu

verwenden? Was half es, Fabel und Geschichte zu erschöpfen, wenn über dem allen das Höchste untergehn mußte? Das Schöne und Geistige wurde bald zum Mittel herabgewürdigt, die Kunst gab die Seele für den Leib dahin.

Man wähne indessen nicht, daß die alten deutschen Künstler das Schöne vernachlässigten, wenn sie gleich weniger geübt, als es die Neueren seit Michel Angelo Buonarotti sind, in der Anatomie der Zeichnung waren. Die Köpfe ihrer Madonnen, Heiligen, Apostel, Engel dürfen sich dem Herrlichsten entgegenstellen, was Italien hervorgebracht, und Farbe, Gruppirung, Effekt, Drapperie, die Behandlung der Stoffe und Metalle findet man oft bei ihnen in einem höhern Grade der Vollendung, als späterhin selbst bei denjenigen Niederländern, die ausschließlich in diese Dinge ihre Virtuosität setzten, z. B. Miéris, Gerhard Dow, Schalken u. a.

Diese Bemerkungen, die Jedem, der Boisserée's unvergleichliche Sammlung, der das göttliche Bild im Dom zu Cöln gesehn, sehr dürftig und trocken erscheinen müssen, hielt ich nothwendig für alle diejenigen, welche mit einseitigen Ansichten und nicht mit Liebe vor ein

Kunstwerk aus altdeutscher Zeit hintreten. Der Meister gab seine Seele, er verlangt die eurige dagegen; alle seine Kraft bot er auf, zu eurem Gemüth zu sprechen, warum verschließt ihr euch dem Ruf seiner Liebe? Er offenbart Gestalt und Wesen himmlischer Engel, und ihr verlangt üppigen Sinnenreiz! Er stellt die Heiligen dar, die für die Wahrheit gelitten, und ihr geht Theilnamlos, wohl gar mit leisem Hohn an ihnen vorüber. Die Heiligkeit, zu der sich edle Naturen erhoben, hat der ämsige Meister in ihrer Darstellung umgeben mit frühlingsblühenden Lieblichkeiten der Erde, hat kein Plätzchen unausgestattet mit Reiz gelassen, und euch den heimathlichen Boden hingezaubert, wie er noch nach Jahrhunderten um euch her quillet und blüht. Dem Fels entsprießt die Blume, der Efeu, die sinnige Umwindung von tausend zierlichen Kräutern schmückt den rauhen Stein, selbst aus Ritzen dumpfer Gemäuer keimen Blümlein, und geben Kunde vom nieversiegenden Quell des Lebens. Die Bäche rieseln über Gold und Corallen, der maiengrüne Rasen prangt mit süßen Blumengebilden, die Baumwipfel sind mit Blüte beladen, Täubchen und Vöglein ziehen durch

reines Himmelblau, oder niſten am traulichen Giebel. Jedes ſteht in holder Eigenthümlichkeit da, will zum Herzen ſprechen, will anmuthig feſſeln den Sinn, und ihn einheimiſch machen im Bilde. Unbefangne Zuverſicht und fromme Scheu gaben dem Künſtler die wahre Richtung. Das Schwerſte ſtellte er mit ſo kindlicher Wagniß als liebevollem Fleiße dar. Dem Blicke verſchließt ſich die reiche Landſchaft, in ihrem Schooß die hohen Burgen, der gewundene Strom, die Städte mit ſchlanken Thürmen, die Dörfer mit luſtigen Gehegen, der friſche Wald, die duftigen Wieſen mit ſilberweißen Lämmlein, Kornfelder blau und roth durchblüht, die ſchlanken Reben auf ſonnigen Hügeln, die fernen Vergißmeinnicht-Kränze der Gebirge, und drüber der lächelnde Himmel voll Liebe, der Alles umfängt.

Der Gegenſtand, den ich mir zur Behandlung wähle, iſt ſo reich, ſo tief, daß Muth und Liebe zu meinem Verſuch gehören; möchte dieſe Beſtrebung, in ihrer anſpruchloſen Mangelhaftigkeit einen Funken zur Erweckung des Lichtes in ſich tragen!

Eine ältere Schule ging in den Niederlanden, namentlich in Cöln, der des van Eyk mehrere Jahrhunderte voraus. Der sinnige Alterthumsforscher, Herr Professor Wallraff, zeigte mir noch den Ueberrest eines Gemäldes vom Jahre 900. Diese Schule bezeichnet Göthe mit dem Namen der byzantinischen, neugriechischen. Boisserée's, Wallraffs und Friedrich Schlegels Nachforschungen verdanken wir die erste Wiederauffindung und Classifikation ihrer Gemälde; ersterem die Anschaffung und Restauration vieler köstlicher Meisterwerke, und besonders des herrlichen Bildes im Dom, welches verdunkelt und halb vergessen im Saale des Rathhauses hing, und nun, vom Herrn Maler Fuchs mit der zartesten Sorgfalt gesäubert und restaurirt, im Dom auf das behutsamste bewahrt wird.

Die letzten Gemälde, die ich von dieser Schule kenne, z. B. das im Dom, ist aus der Zeit des van Eyk. Zwischen der Oelfarbe des Erfinders der Oelmalerei, van Eyk, wie auch der köstlichen Bilder Hemmelinks, von welchem auch behauptet wird, er habe mit Eiweißfarbe gemalt, läßt sich kein Unterschied wahrnehmen. Gleiche Kraft, gleiche Frische, gleiche Harmonie,

gleiche

gleiche Transparenz. Auch konnte man noch durch keine der wissenschaftlichen Untersuchungen, welche durch Fürst Kaunitz und seit ihm veranstaltet wurden, entdecken, womit diese Farben eigentlich präparirt wären? Sie sind zu sehr von den vielen Firnissen getränkt, die seit ihrer Entstehung aufgetragen worden, ihre köstliche Erhaltung beweis't die kunstreiche, chemische Zubereitung, indem sie weder nachgeschwärzt haben, noch abgeblaßt sind *).

Die altdeutsche, gräcisirende Schule verdankt ihren Ursprung griechischen Künstlern. Maler gingen von Griechenland nach Italien und Deutschland. Ob sie Bestrebungen oder Anfänge zu einer Kunst dort antrafen, ist mir unbekannt, die Epoche ihres Eintreffens eben so,

*) Die Behutsamkeit und der Fleiß, mit welchen die Tafeln zu den Gemälden zubereitet worden, hat auch bedeutend zu ihrer Erhaltung beigetragen. Ein vortreffliches, sehr dickes eichenes Brett, wahrscheinlich mit großer Sorgfalt getrocknet, wurde zuerst mit flawkem Kreidegrund, dann mit rothem Bolus überzogen. Ueber dies Brett wurde eine Leinewand gespannt, die noch mit Kreide und Bolus, dann mit einem Grunde vom feinsten Golde belegt wurde, und auf diesen erst wurden die Farben aufgetragen.

nur weiß ich, daß sie der Erscheinung von Cimabue und Giotto noch beinahe um hundert Jahre vorausgingen. Die wesentlichen, charakteristischen Züge, durch welche diese Schule sich so ganz von allen übrigen unterscheidet, will ich hier anzudeuten suchen.

Die Figuren sind, besonders auf den früheren dieser Gemälde, nur einzeln neben einander gestellt; aber nicht gruppirt. In der Composition ist Symmetrie das vorwaltende Princip. In dieser symmetrischen, meist pyramidalen Anordnung, wie in den einfachen lieblichen Farbentönen der Gewande und der anschmiegenden Drappirung, liegt Einklang, nicht Eintönigkeit. Die Gesichtszüge, nicht individuell, sondern im Geist des griechischen Ideals, lassen die menschlichen Gefühle nur verklärt und beruhigt schauen. Der Ernst dieser Gestalten ist mild und liebevoll, und ihre Ruhe bewegt anmuthig die Seele, indem sie ein Sehnen nach gleichem Frieden und gleicher Klarheit erweckt. Sanft, und dennoch mit unwiderstehlicher Gewalt, entrücken diese wunderbaren Gebilde den Sinn in eine andre Welt. Verschieden von allem, was sonst im Gebiete der Kunst erscheint, sind sie uns dennoch

so bekannt, dem Gemüthe so befreundet. Was tief in der Seele geschlummert, erwacht bei ihrem Licht, das still und liebend die innere Welt beleuchtet, und verwandte Gestalten aus seiner Tiefe hervorruft.

Boisserée's Sammlung eröffnet ein weites Feld, die fortschreitende Entwickelung dieser Schule zum Theil wahrzunehmen. Wenn in den frühsten Bildern die Zeichnung dürftig und zaghaft, die Farbe mehr in Masse aufgetragen, als kunstreich verschmolzen ist, so findet man in den späteren und letzteren hohe Vollendung und Anmuth, bis man zuletzt im unvergleichlichen Gemälde im Dom zu Cöln alle geistigen Lieblichkeiten der Idee und Composition mit allen holden und kraftvollen Schönheiten technischer Ausführung vereinigt erblickt.

Der Geist und Styl dieser Schule, der Kunst ursprünglicher, reinster und edelster Geist, ist zu schnell von der Erde verschwunden. Unverkennbar ist seine Spur bei den Italiänern, in Fra Bartolomeo, Pietro Perugino, Giovanno Bellini, Mantegna. Süß und rein war noch sein Anklang in den Werken Rafael's, Correggio's, Leonardo's; dann ging er unter. Was

die andern Künstler und Schulen betrifft, so liebe ich in ihren Werken wohl einzelne Vortrefflichkeiten und Schönheiten, finde aber selten die Einheit der Idee und die heilige Majestät der Kunst wieder, es wäre denn in Michel Angelo Buonaroti's Schöpfungen, der in eigner feuriger Region athmet und waltet. Die Kunst neigte sich in der folgenden Zeit, theils noch mit Liebe und Würde, theils mit lüsterner Gefallsucht in das Leben, bis sie zuletzt zur Dirne herabsank, die den niedrigen Lüsten der Gemeinheit dient.

Rein erhielt sich die Kunst lange Zeit in Deutschland, neben der früher entstandenen grächirenden Schule, und lange nach der Blüthenzeit Van Eyks und Hemmelinks sah man Martin Schön, Albrecht Dürer, Lukas Kranach, Lukas van Leiden, Johannes Scoreel, Vater und Sohn, Holbein, Hemskerk den heiligen Funken rein im Busen tragen.

Das Prinzip der Bildner des Apoll, der Venus u. m., verschmolzen mit der liebevollen Milde und Sehnsucht des Christlichen, waltet ganz unverkennbar in den altdeutschen Gemälden der byzantinischen Schule. Es ist der Geist himmlischen Friedens in edlen, reichen Naturen,

die von der Störung feindlicher Gewalten, wenn nicht ganz ungetrübt, doch unerschüttert geblieben sind, und nun im Glanz der vollendeten Heiligung die Feier des veredelten Daseyns begehen.

Rafael, der Einzige seiner Zeit, der sich lange mit frommen, kindlichem Sinn, dem Streben seiner Meister anschmiegte, bis in späterer Zeit Michel Angelo's Erscheinung ihn gewaltsam ergriff, offenbart in seiner jugendlichen Entfaltung das süßeste Geheimniß dieses Geistes der Kunst, der es ihm anvertraute, und mit diesem Liebeskuß von der Erde schied, um fortan nie wieder einen Maler zu beseelen. Leonardo da Vinci, der Tiefsinnige, der unablässig rang, die Ausführung mit der Idee in vollen Einklang zu bringen, trug wohl das Licht dieses Geistes im Busen, gab sich ihm aber nicht, wie Rafael, kindlich hin. Ueber der Strenge und Vielseitigkeit seiner Bestrebungen gingen viele seiner Werke verloren, von deren Vollendung er, nach Vasari's Bericht, verzweifelnd abstehen mußte. Correggio, der Lichtblühende, hatte (wie Prometheus den Olympischen Funken) dem Himmel und der Natur ihren Früh-

lingsglanz entwendet, und der Kunst gebracht. Seine wehmüthig süße Zartheit war der Liebe blühendster Reiz, ganz einzeln steht er auf seiner Höhe, ungeahnt von der Vergangenheit vor ihm, unerreicht von der Zukunft. Mit wunderbarer Leichtigkeit den Stoff beherrschend, spielt und schwelgt er in den Farben, wie der Frühling in Blumen, und reiht daraus anmuthige Kränze, durchflochten mit Lichtstrahlen goldner Haare, durchleuchtet vom Thau der Blicke. Der Hauch der Seele, der in seinen Schöpfungen weht, webt linden Zauber um das Auge. Die Sinne fühlen seiner holden Gestalten weiche Locken, den Schmelz der rosigen Glieder, des Lächelns liebkosende Anmuth.

Titian, der Lebensvolle, wird bei aller seiner Kraft und plastischen Fülle, bei dem der Natur abgelauschten Colorit, dennoch immer unter diesen dreien stehen, weil bei ihm die Ausführung nicht der Idee, sondern die Idee der Ausführung untergeordnet ist. Ueberhaupt sind die Lehrer dieser hohen Künstler noch immer dem ächten Geist der Kunst näher, als ihre von der Welt mehr gefeierten Schüler. In der sinnlichen Entfaltung sind Jene übertroffen worden,

in der Geiſtigen hatten ſie den Gipfel erreicht, und treffen auch hier ganz im ſchönſten Einklang mit den alten deutſchen Meiſtern zuſammen. Ein unnennbares Etwas im Blick und Weſen der Geſtalten Perugino's und Bellini's, zart und licht, wie ein ewiger Frühling, rührend und dennoch heiter, herzig und dennoch erhaben, ſo liebevoll als rein, ſo kindlich hold als ernſt und bedeutſam, hat ſelbſt Rafael nur ſelten, nur in ſeinen erſten Werken, erreicht, wenn ſie gleich in Rückſicht auf äußere Vollendung ſeinen ſpäteren nachſtehen. Fra Bartolomeo's Madonnen, Engel und Jeſuskinder tragen auch etwas von dieſem himmliſchen Zauber in ſich, ſein Feuergeiſt offenbart ſich aber eigenthümlicher auf ſelbſtgebrochner Bahn in den Apoſteln und Heiligengeſtalten, und ſein Streben nach antikem Styl, nach plaſtiſcher Schönheit in Gruppe und Drapperie, iſt Vorbote von Rafaels Vollendung auf dieſem Wege. Im Uebrigen waltet in den Compoſitionen Perugino's, Bellini's und Fra Bartolomeo's noch das Symmetriſche, Pyramidaliſche der Gruppirung der neugriechiſchen Schule, und in beiden erſteren die ſanfte Ruhe der Geſtalten vor,

wie auch die lichten Massen der Gewande, die sich noch bei Rafael und auch in dessen Schule zeigen, die in ihrer ersten Zeit auch noch immer Spuren des obwaltenden griechischen Styls in sich trägt.

Andrea Mantegna verschmolz phantastisch, und dennoch rein und edel, die Elemente des Antiken mit denen der christlich-romantischen Welt. Weniger lernt man ihn aus den Gemälden verstehn, die in der Gallerie von Paris aufbewahrt sind, als aus unzähligen Handzeichnungen, die ich von ihm gesehen. Nie werde ich seine Judith vergessen, antik im reichsten und herrlichsten Sinne des Wortes. Wenn man diese göttliche Zeichnung, die in allen ihren Theilen so richtig als kühn ist, betrachtet, wundert man sich, wie sein Schüler Correggio sich so ausschließlich der Farbe hingeben konnte. Doch Alles, was diese Meister theils entfalteten, theils in sich trugen, wurde von ihren großen Schülern noch mit neuen Bestrebungen vereint, und in technischer Rücksicht erreichten sie den Gipfel menschlicher Kunst. Nachher aber sank die Kunst stufenweise, und es zeigte sich in derselben ein ganz weltliches Streben. Am reinsten hatte sie

ſich noch in Rafael erhalten; er löſ'te dem Irrdiſchen die Bande, und vermälte es dem Himmliſchen. So lange ſein Streben unbefangen und kindlich war, ſo lange ſteht er als einzig liebevoll und herrlich da, ſo bald er Michel Angelo nachrang, war er immer noch groß und ſüß, aber ſchon das nicht mehr, was er hätte werden können, wenn er dem eignen Lichte immer treu gefolgt wäre!

Wären die erſten von denjenigen ſpäteren Künſtlern, welche die Kunſt als einfache Lebensanſchauung ohne höhere Beziehung begriffen, nicht misverſtanden worden, ſo würde die himmliſche Muſe ſelbſt im liebevollen Eindringen in das Leben noch ihren Urſprung bewährt haben. Es ſoll der Kunſt in jeder Art unverwehrt ſeyn, auch eine friſche, holde Lebensblüthe in ihr Reich aufzunehmen, und der Vergänglichkeit zu entreiſſen; allſeitig ſoll ſie ſich ausbreiten über die Höhen und Tiefen der Welt und des Gemüthes. Allzuſchnell aber ging ſie ausſchließlich in das Leben über, der Gegenſtand mußte der Ausführung nur zum Mittel dienen. Schon das Trennen der Fächer, eine Sünde, die noch nicht viel über 200 Jahr alt iſt, veranlaßte Hem-

mung und Störung. Mit herrlicher Kraft vereinigten die früheren Meister, was jetzt einzeln und geschieden, wie verwaist, in selbstgezogenen Gränzen trauert: Landschaft, Blumen, Architektur, Geschichte und Bildniß. Durch diese Trennung wurde die Composition der Gemälde einseitig und dürftig; viel symbolische Beziehungen und die lieblichsten Reize der Poesie, der Darstellung gingen verloren.

Wenn ich nun Geist und Styl der griechischen Malerei als Grundprinzip und Quelle des Strebens der ältern Italiener erkenne, so erscheint der Weg, den Van Eyk, Hemmelink, Martin Schön, Albrecht Dürer, Johannes Scorecl, Lukas van Leyden, Lukas Kranach, Holbein, Hemskerk und so mancher edle Meister nahm, ganz entgegengesetzt. Eine andre Welt thut sich uns in ihren Bildern auf, immer noch eine schöne, heilige Welt, die aber schon mehr häusliches und gewöhnliches in sich faßt. In der gräcisirenden, altdeutschen Schule offenbart sich das Streben nach der Ruhe und Verklärtheit des Ideals; die Gewande, in hellen, einfachen Tönen, sind durch orientalischen Schmuck im griechischen Styl mit einfacher Pracht

verziert, und erinnern durch nichts an das gewöhnliche Leben. Das Licht des Goldgrundes und des breiten goldnen Nimbus ist die helle, sonnige Region, in welcher die gottgeliebten Naturen athmen, und die holden Blümlein und Pflanzen, demüthig sprießend zu ihren Füßen und von den zarten Tritten unverletzt, möchten wohl bedeuten, wie von allem was irdisch ist, nur kindliche Demuth, Unschuld und Treue würdig seyen, dem Heiligsten zu nahen.

Auch die alten Italiener, wenn gleich abweichend vom Goldgrund und der einfachen Glorie, unterließen nicht, die heiligen Gestalten würdig zu umgeben. Fra Bartolomeo läßt sie in herrlichen Tempelhallen erscheinen, seine Madonna thront in der Höhe. Eben so ist es bei Perugino, der auch noch gern die Blumenhäupter seiner jungfräulichen Gestalten in den dünnen geistigen Hauch eines klaren Himmels emporsprießen läßt. Bellino, der Venetianer, schon mehr zum Effekt geneigt, wählt kühne, weiße, goldverzierte Tempel-Rotunden, über die ein tiefblauer Himmel hervorblickt. Mantegna nimmt auch Säulenhallen, Tempel, doch schon fantastischer schmückt er sie mit Blumenschnüren,

Korallenzweigen und andrer reich verschlungener, bedeutsamer, heiterer Pracht. Rafael war der erste Italiener, der sich aus Liebesfülle des Gemüths an das Leben schmiegte, und deutsche Traulichkeit in seine Gemälde wob. Wiegen, Gemäuer, Burgen, dunkle Eichen, schwanke Bäumchen, im Himmelsblau lispelnd, Buschwerk und zarte Blumen und Kräuter zu den Füßen der himmlischen Gestalten, schmücken seine Bilder; seine Madonna ist nicht mehr bloß Himmelskönigin, sondern auch süßes, holdes Weib und selige Mutter. Auch Correggio, Leonardo, Giorgione, vor Allen aber Tizian, neigten sich dem Leben mehr zu, wie die deutschen Meister nach der grăcisirenden Schule. Wahrscheinlich mußten nach und nach die Anhänger jener byzantinischen Schule, hingerissen vom Strome der lebendig individuellen Auffassungen, sich der neuen Tendenz anschließen, die der Zeitgeist nun erforderte.

Im Museum zu Frankfurt am Main, und an anderen Orten, traf ich mehrere Gemälde von ungenannten, altdeutschen Meistern; es ist keinem zu verargen, wenn er sie barbarisch findet. Ohne in den Gestalten wahre Schönheit, im

Technischen Vollendung zu zeigen, bieten diese Gemälde die grellsten Contraste dar, die Behandlung der Farben ist trocken und hart, wenn schon alles recht fleißig ausgepinselt ist. Der Contrast wird durch Carrikatur bewirkt, jeder unedle Affekt durch Häßlichkeit versinnlicht, meist ohne Tiefe.

Einen höheren Standpunkt, eine andere Ansicht bieten Boisseree's Gemälde dar; der Beschauer tritt wie in einen Tempel ein, der Würde deutscher Vorwelt geweiht. Man könnte jedes Einzelne dieser Bilder einen Juwel nennen, jedes wird uns theuer, und betrachtet man die Köstlichsten derselben, so ist man unschlüssig, welchem man den Kranz reichen soll, weil jeder dieser edlen, sinnigen alten Meister auf eigner Bahn den Gipfel hoher Vollendung erreicht hat.

Die neugriechischen Bilder dieser Schule sind von mehrern Schriftstellern, vornemlich von Göthe, in den zwei Heften vom Rhein und Mayn, schon zur Genüge bezeichnet. Wenden wir uns lieber zu denen, die uns durch ihre Lebendigkeit anziehen. Der Dichtungsreichste unter den Meistern, welche einen andern Weg als die byzantinische Schule einschlugen, ist Hemmelink. Nicht

eines der Gemälde, die ich von ihm kenne, ist ohne Tiefe und dichterische Kraft. Ein glühender Geist weht aus den Zügen, und ergreift Seele und Herz des Schauenden. Hemmelinks Landschaften sind Gluth und Nacht, sein Frühling ist ätherische Flamme. Die Verklärung des schaffenden Gemüths durchdringt die Farben, wie mit Licht von Innen heraus. Der wehmuthvolle Ernst der Gesichtsbildungen, die Klarheit und Bestimmtheit, die Eigenthümlichkeit des Wesens, die Hoheit des Gemüths, bezeichnen diese Gestalten ganz unverkennbar. Weibliche Schönheit und kindliche Lieblichkeit hat Hemmelink minder erreicht, als den Ernst und die Tiefe des Lebens.

Boisseree, Fochem und Bettendorf besitzen die herrlichsten Hemmelinks die ich kenne, außerdem habe ich nur unbedeutende angetroffen. Bloß vom Geschmack hängt es ab, welchem derselben man den Vorzug geben will; denn in jeder dieser Darstellungen hat der Meister sein eigenes Selbst der Nachwelt übergeben.

Das umfassendste und reichhaltigste von allen ist unstreitig die Darstellung aller bedeutenden Momente des Lebens des Erlösers, in eine einzige große Anschauung sinnreich und anmuthvoll

geordnet. Auch hier sind die freundlichsten dieser Bilder, z. B. die Anbetung der heiligen drei Könige, die Flucht nach Aegypten u. a. m., ausführlicher und liebevoller als andre behandelt, und auf dem ersteren Plan dem Beschauer näher gerückt. Wohl funfzehnhundert Gestalten mag der Blick entdecken; Meer und Erde, Paläste und Hütten, Jerusalem und sein Tempel, versteht sich alles Deutsch, und die anmuthigsten Gefilde, von der Hand des Frühlings geschmückt, die Schädelstätte und das Grab des Auferstandenen, — alles dies umfaßt der Blick mit Einemmale. Alle Köpfe sind köstliche Miniatur. Reichthum und Kühnheit dieser ächt dramatischen Composition sind überschwenglich. Die tiefen rührenden einzelnen Schönheiten, die Harmonie der durchdachten Fülle der Anschauung, Fleiß und Kühnheit des Pinsels, Lieblichkeit und Zartheit der einzelnen Ausführung, die Mannigfaltigkeit der Gruppen, der Stellungen, der Charaktere, die sprechende Wahrheit der Bildungen, sind über alle Beschreibung. Dies Bild wäre allein hinreichend gewesen, den großen Meister unsterblich zu machen.

Von Hemmelink habe ich eigentlich noch mehr

Darstellungen aus dem alten Testament, als aus dem Neuen gesehen. Wahrscheinlich zog ihn, der seine Gestalten gern im romantisch-orientalischen Styl kleidete, und der überhaupt ein so fantastischer Dichter war, der poetische Glanz, das Ansprechende der patriarchalischen Lebensweise mehr an. Die Engel bei Abraham, in Bettendorfs Besitz, das Mannah in der Wüste und die Begrüßung Melchisedechs, beide bei Boisseree, und viele andre zeigen von dieser Vorliebe. Das wunderherrliche Himmelslicht über den Gebirgen, im Mannah in der Wüste, entzückt, und mit sicherer Kraft sind die Gruppen geordnet und gebildet. Doch die Krone dieser Schätze ist die Anbetung der heiligen drei Könige, mit ihren zwei Seitenflügeln: St. Christophorus und St. Johannes der Täufer.

Maria sitzt mit dem Kinde an der Vorhalle eines schönen Gebäudes, auf dessen Giebel Täubchen flattern und ruhn. Rosen und andre Lieblichkeiten umblühen das Bild; es ist die schöne Sommerzeit. In des Heilands Nähe hat der Winter keine Macht. Maria ist hausmütterlich liebreich, die drei Weisen sind ehrenfeste Männer aus Brabant, augenscheinlich Abbildungen

Ihr Weſen iſt voll der reinſten Demuth, welche das Licht der Weisheit freundlich mildert. Wie überall zeigt ſich auch hier Hemmelink als Meiſter im Schmuck und in den Umgebungen. Unübertrefflich blüht die Farbe. Minder reich und anziehend iſt jedoch das Hauptgemälde, als die Seitenflügel. Bei dieſem fantaſtiſchen und dennoch ſo gemüthlichen Zauber fühl' ich mich beſchränkt von der Worte Dürftigkeit. Wer je in jenen glücklichen Gegenden, welche dem Einfluß der Sonne näher ſind, den Odem der blühenden Erde, der Wälder- und Frucht- und Kornreichen Berge in ſich geſogen, wen je das Rieſeln ſilberner Bäche durch Blumen hin, Entzücken in die Seele getönt, wer, über ſich den tiefblauen Himmel, in duftige ferne Gebirgsketten ſchaute, und im unermeßlichen Thal aus geſegneten Gefilden die ſchlanken Thürme der Städte und Dörfer ſprießen geſehn, der weiß, was ich meine, wenn ſolch ein Bild mich entzückt! Hier lebt und webt in ſüßen Blumenreizen der Lenz auf grüner Au, umduftet die Felſen, und ſpielt mit zarten Himmelslichtern im Bächlein, das über köſtliches Geſtein durch die ſonnigen Gefilde wallt. Ruhiges frohes Leben der Vöglein umher. Ernſt

und sinnig steht Johannes, von dieser Fülle der Anmuth der Natur umgeben, im Herzen erwägend das Mysterium der heiligen Liebe, aus welcher die Schönheit der Welt entsprungen. Eine hohe, schlanke, volle Lilie sprießt neben ihm aus dem Grase, auf seinen Armen ruht das Lamm. Der breite Strom verschmilzt auf dem anderen Gemälde in der Ferne mit dem glühenden Morgenhimmel. An beiden Seiten begränzen den Vorgrund gewaltige Felsen. In seliger Gluth und Fülle des jungen Lichts erwacht die frische Morgensonne. Oben auf dem dunkeln Felsen ist noch Dämmerung; vor dem einsamen Hüttchen wandelt der Besitzer, ein Licht in Händen, das, dürftig wie irdischer Verstand, nur den nächsten Schritt erhellt. Kühn und gewaltig durchwandelt der herrliche Christophorus, auf den starken Stab gestützt, in brennendem Purpurgewande, die leuchtenden Fluthen. Auf seinen Schultern, in himmlischer Ruhe und Milde, mit segnender Hand, das lichte Haupt von der Glorie umflossen, das Christuskind.

Dies Gedicht, voll Kühnheit und Gluth, prägt sich unauslöschlich der Seele ein. Wie herrlich gedacht sind die Gegensätze in den drei Darstel-

ſungen! Hier holdes Walten des häuslichen, des ſtädtiſchen, des ſinnig betriebſamen Lebens, dort die zwei Anſchauungen, gegriffen aus der Fülle der Natur; hier zarte Frühlingsau, dort die Fluth hinſtrömend zwiſchen gewaltigen Felsmaſſen; hier die Taubenunſchuld der Liebe im Johannes und im Lamm, dort die durch Liebe bezwungene wilde Kraft, die nun der hohen, heiligen Gewalt willig dient, der ſie erſt unterlag.

Der würdigſte Uebergang von Hemmelink, iſt der zu van Eyk, von welchem mir ſonſt kein ſo herrliches Bild bekannt iſt, als das, welches die Herren Boiſſeree beſitzen. Hier hat der Meiſter mit Ernſt und Treue nach hoher, bedeutungsvoller Individualität hingeſtrebt, mit inniger Freude faßte er jede herrliche Erſcheinung auf, fühlte jede, noch ſo zarte Beziehung heraus, und wußte das ſcheinbar fremdartige in liebevoller Bedeutung mit dem Hauptgegenſtande zu vereinigen. Das Höchſte, das Heiligſte, das von oben herab kommt, Auge und Herz mit des Himmels Ahnung zu laben, wollte der fromme Meiſter darſtellen, ſo wie es in ſeiner Seele lebte, wenn er ſich in Stunden der Andacht erhoben, und es ſeinem innern Auge offenbar geworden war. Wie

wurde da jede Mühe zur Luſt. Wie liebevoll ſuchte er dem Ernſt und der Hoheit das Anmuthige anzuſchließen, und ſein ganzes Werk mit ſinnreicher Zierlichkeit bis in den kleinſten Beſtandtheilen zu ſchmücken. Auch der geringſte Raum ſollte nicht leer, nicht unbedeutend bleiben. Ein reich ſtrömender Schatz von Vorſtellungskraft ließ aus ſeiner Fülle die unendlichen Bilder des Lebens hervorquellen, und zog eine Welt in das Gemälde hinein.

Der erſte Flügel ſtellt die Verkündigung vor. Die Jungfrau kniet vor einem Betſtuhl, ſanft und ſchüchtern nach dem himmliſchen Boten hingewendet, ihr ganzes Weſen Zucht, Demuth und Lieblichkeit. Der blaue Mantel umfließt keuſch und zierlich die ganze Geſtalt, zu beiden Seiten der lichten Stirn wallt das reiche, goldne Haar, geſcheitelt, in anmuthigen Wellen herab. Zart dämmern die Stralen der Glorie um das blühende Angeſicht. Maria weiß es nicht, daß ſie Himmelsglanz trägt. Ihre Geſichtszüge ſind voll jugendlichem Reiz und ſanfter Würde; zu ihren Füßen ſprießt aus goldnem Gefäß eine hohe Lilie, ohne Staubfäden, auf dem Betſtuhl iſt der Sündenfall abgebildet. Den Engel um-

wallen leicht und zierlich goldene Locken, über denen ein zartes Kreuz mit Rubinen schwebt. Sein weißes Gewand weht noch im Fluge, die großen weißen Fittiche senken sich nieder, unwillkührlich beugen sich seine Knie, indeß er Maria erblickt. Hinter dem Engel ist das hohe, schöne Fenster sichtbar, Strahlen dringen in das stille Zimmer, wo der Geist der Fülle und Ordnung waltet. Jedes Nebenwerk ist mit der höchsten Sorgfalt behandelt; der Purpur der Vorhänge, der golddurchwirkte Purpursammt des Bethimmels, die schwellenden Polster, der treffliche Hausrath, alles gewährt einen recht befriedigenden Blick in das Leben, so daß man vermeint, man sey selbst mit in dem anmuthigen Zimmer, und daß die zwei Figuren, die sich bis zur Täuschung lebendig hervorründen, sich vor unsern Augen bewegen. Das Mittelbild zeigt uns die Anbetung der heiligen drei Könige.

Hellstrahlend über einem verfallenen Götzentempel, schwebt der Stern des neuen Lichtes, der die drei Männer aus Morgenland geleitet, und es ist heller Tag.

Lieblicher noch als die Jungfrau sitzt Maria, die glückselige Mutter, mit dem Kinde auf ihrem

Schooß, das Herz von Wonne und Ahnungsschmerzen durchglüht. Sie legt die Hand auf das Herz, als wollte sie diesen Augenblick dort festhalten, der ihr so groß und bedeutend erscheint, daß sie, was sie beseligt und mit Angst erfüllt, kaum zu tragen vermag. Aus einem verfallnen Gewölbe kommt Joseph, ein hoher, ernster Greis, herzvoll, redlich, besonnen und treu; er sieht mit stillem Erstaunen die Herrlichkeiten der Welt zu des Kindes Füßen. Dies göttliche Kind streckt dem ältesten, knieenden Könige die Händchen entgegen, der sie faßt und inbrünstig küßt, indeß er die Füßchen zart unterstützt. Ihm zu Füßen stehn reiche Gaben. Der zweite folgt dem ältesten König, in Händen einen Kelch. Hinter ihm erscheint der Dritte, braun von Angesicht, mit warm schwellenden Lippen, treuem, begeistertem Blick, hoch und stolz; es ist ein Riese, der Legende gemäß. Er hat eben den köstlichen Hauptschmuck von den wilden, schwarzen Locken genommen, und scheint im Fortschreiten zum Jesuskinde hin vom Anblick des Erschauten wie überrascht und fest gezaubert, die wilde Kraft wird der Liebe unterthan, es wird Licht in seinem Herzen.

Nun reiht sich an die Gruppe der heiligen drei Könige ein Zug an, der sich tief in die Ferne verliert, und noch zwischen Bergen weithin sichtbar ist. Die Säulen des verfallenen Tempels bilden den ersten Plan, so daß die Ferne zwischen durch mit vieler Anmuth und Natürlichkeit sichtbar wird. Das Ganze ist in angenehme Verhältnisse gebracht, und klingt gut zusammen. Vom Mittelpunkt des Bildes, der Jungfrau und dem Kinde aus, ist eine bewunderungswürdige Abstufung der Affekte beachtet. Das Himmlische, Beseligte, Gerührte geht auf den verschiedenen Gestalten zum reflektirenden Erstaunen und zuletzt zur Neugier der unbefangenen, rohen Natur über, wo die muntern Hirten eindringen. Die Nebenwerke sind unübertreflich gut behandelt. Der Schmuck der Könige ist reich und edel, der schlichte, natürliche Faltenwurf der Gewänder läßt die Zeichnung des Körpers durchscheinen, die vortrefflich ist. Die Thiere an der Krippe sind auch recht charakteristisch behandelt. An der spärlich versorgten Krippe steht der Esel stumpfsinnig, nur auf Nahrung bedacht, dahingegen das Rind sich neugierig und scheu umsieht. An der Wand über Mut-

ter und Kind schwebt ein kleines Kruzifix, als Vorbedeutung künftigen Leides. Aus dem Dach der versunkenen Halle sprießen Bäume und Gesträuch. Spinnweben hangen an den Pfeilern, alles ist morsch und feucht. Herrlich schimmert zwischen den Säulen die weite Landschaft, mit blauen Gebirgketten, in tiefster Ferne. Zwischen Auen und blühenden Gehegen liegt Bethlehem, mit schlanken Thürmen und wohlgereihten Straßen. Durch das rege Menschengewühl macht sich der Blick Luft, und zieht mit bis vor die Thore der Stadt und in die weite Landschaft hinein. Hinter der Stadt thront die hohe Burg des Herodes. Um den Tempel her, der nun zum Stall gebraucht wird, sind schöne Gehöfte mit blühenden Bäumen von lustigen Weideplätzen umgeben. Dies alles ist nicht bloß angedeutet, sondern ist in der Perspektive, wenn nicht meisterhaft, doch keinesweges ungeschickt oder anstößig, und steht recht treu und lebendig da, das Auge höchlich erfreuend.

Der große Flügel zeigt uns die Vorstellung im Tempel. Hier ist die Perspektive vortreflich, und bewunderungswürdig groß und bedeutend auf dem kleinen Raum. Es ist eine Kirche im

vor-

vorgothiſchen, griechiſchen Styl, eine köſtliche weiße Rotonde. Sie könnte nicht kühner, wahrer, noch ausführlicher behandelt ſeyn, und die Geſtalten regen ſich, und athmen friſch und lebendig auf dem weißen Hintergrunde.

Der Madonna würde ſich Rafael freuen, wenn ſie ſeinem Pinſel entblüht wäre, ſo groß und herrlich iſt ſie in der Empfindung, wo ſchon ahnungsvoll ein Schwert durch ihre Seele geht. Simeon hat eben das Kind genommen, und ruft: Herr, nun laß deinen Diener in Frieden fahren! — und Henoch hat Marien geſagt: Es wird ein Schwert durch deine Seele gehen. — Schlichter, ſtrenger, edler, als dieſe habe ich nie eine Geſtalt drappirt geſehn; ſie iſt zur Hälfte ſichtbar, die weiße Binde ſchlingt ſich um ihre Stirn, und vom Scheitel bis zur Sohle fällt der blaue Mantel mit Würde herab. Auch Joſeph und der Hoheprieſter ſind gegenwärtig. Die Compoſition iſt voll Leben und Wahrheit, zugleich ſehr groß gedacht und ausgeführt.

Von Van Eyk beſitzen Boiſſerée's noch den heiligen Lukas, der die Madonna malt; augenſcheinlich iſt der St. Lukas Bildniß, und wenn mich nicht Alles täuſcht, eignes Bildniß

des Künstlers, denn mit dieser buchstäblichen Treue wird nicht leicht eine fremde Gestalt aufgefaßt. Die Lebenskraft des Apostels scheint sich in seinem Auge, wie in einen Brennpunkt, vereiniget zu haben; erfüllt vom Anschauen der heil. Jungfrau, fühlt er eine Bangigkeit, ob er sie auch würdig abkonterfeyen werde, und alle Wonne und Wehmuth des Schaffens drückt sich auf seinem Angesicht aus. Die heil. Jungfrau hält das Kind an der Brust, wo es Nahrung findet, weil es dann desto ruhiger ist; das Kind ist herrlich. Hinter der Halle ist eine Gallerie sichtbar, über sie weg ersieht man den kühn gewundenen Strom, und die Stadt, lebensreich, prachtvoll, heimisch und groß, fernhin köstliches Gebirge. Alles ist lebendig, wahr, treu und und sinnvoll ausgeführt.

Johannes van Eyk ist in seinen Gemälden gar nicht zu verkennen. Wo er die Schönheit darstellt, hat er, wie Leonardo da Vinci, eine Gesichtsbildung, die er gern wiederholt, ein gar frommes, sinniges, holdes, ernstes und blühendes, von goldnen Haaren reich umwalltes Angesicht, mit welchem sich der Blick bald befreundet, das sich in die Seele prägt. Seine Gestal-

ten alle sind schlank und hold, die Geberden keusch und anmuthig. Van Eyk liebt den Schmuck und die Pracht, das Gediegene und das Zarte. Gern umgiebt er, wie Rafael und Perugino thaten, seine Gestalten mit dem feierlichen Ernst hoher Säulen, Hallen, Gewölbe oder Tempel; ahnungsvoll dämmert zwischen durch die Ferne, zart und blühend, bei klarem süßen Himmelslicht; man meint die Luft einzuathmen, es wird Einem wohl dabei. Johannes van Eyk ist ganz gemüthlich, sehr tief und ernst, dabei sehr liebevoll.

Als ich in Heidelberg war, sah' ich einiges von Albrecht Dürer bei Boisserée's; ich erinnere mich nur zweier schöner Flügeldecken, zu welchen das Hauptstück und die inwendigen Vorstellungen verloren gegangen sind. Wahrscheinlich hat sie Dürer, während er mit Kaiser Maximilian in Cöln war, daselbst für eine Hauskapelle gemalt. Man weiß, daß die obern Flügeldecken nie mit der Sorgfalt, wie die innern Gemälde verfertigt wurden, wenn man aber diese köstlichen Bilder sieht, schließt man von ihnen auf den Werth derjenigen, denen sie zur Hülle dienten. Es war eine schöne, wohlthä-

Einrichtung, die Gemälde mit Seitenflügeln zu versehen. Nicht bloß bot diese Trilogie eine reiche, harmonische Anschauung dar, sondern der Schutz, den das Zuschließen der Gemälde gewährte, war sehr wohlthätig und heilsam. Luft, Sonne, Staub sind der Farbe höchst verderblich, außerdem ist es schöner und wohlthuender, wenn ein herrlich Meisterstück nicht in jedem Augenblick dem Auge offen dallegt, sondern nur in solchen Stunden enthüllt wird, wo das Gemüth sich zur Betrachtung gestimmt und erhoben fühlt.

Im Schlosse zu Aschaffenburg, in der Gallerie, befinden sich einige der herrlichsten Albrecht Dürer, die ich kenne. Auf dem einen köstlichen Gemälde, wo St. Mauritius und St. Erasmus dargestellt sind, und welches sehr kunstreich mit bewunderungswürdiger Transparenz der Farben gemalt ist, sind die Figuren in Lebensgröße. Ein anderes stellt den Tod der Maria vor, eine herrliche Skizze. Im ersten Saal hatte S. k. H., der hochselige Großherzog Carl die göttlichen altdeutschen Bilder vereinigt, die in seinem Besitz waren. Man bewundert dort ein herrlich Bild Martin Luthers und Melanchtons, von Lukas Kranach; ferner die Fami-

lie Albrechts von Brandenburg, in lebenvoller köstlicher Darstellung, und ein Bildniß von des Churfürsten Geliebten, in einer blumenreichen Landschaft, von demselben Meister. Dann eine Reihe Vorstellungen von Albrecht Dürers Meister, Martin Schön; die Verkündigung der heil. Jungfrau ist unter diesen besonders schön. Diese Gemälde sind auf lapisblauem Grund mit goldnen Sternen. Der edle Besitzer liebte sie vorzüglich. Außerdem erinnere ich mich noch aus diesem Saal eines Frauenbildnisses in schwarzer Kleidung auf dunkelm Grund, von Holbein, im Gesicht voll Ernst und Wehmuth, unübertrefflich gemalt. Von Holbeins Vater sind auch daselbst viel wohlerhaltene und herrliche Bilder in Lebensgröße, unter denen ein köstliches Frauenbild als Magdalena mit dem Balsamkrug, in einer Landschaft, höchst anmuthig und hold *).

Kehren wir zu Boisserée's Besitzthümern

*) Diese Gallerie ist vorzüglich reich an herrlichen italiänischen Gemälden, und an Niederländern, unter denen unvergleichliche Rembrandts; auch schöne Poussins sind daselbst, und köstliche Landschaften und Blumenstücke, wie auch mehrere herrliche moderne Gemälde.

zurück. Eins der gehaltvollsten und merkwürdigsten Gemälde ihrer Sammlung ist ein wohlerhaltener frischer Lukas van Leyden, ein Hauptbild mit zwei Flügeln, in allem sieben Figuren in Lebensgröße. Unter den alten Meistern war Lukas van Leyden der Erste, der eine Manier annahm, worin ihm leider viele nachgefolgt sind. Dies Altarblatt ist ganz köstlich mit bewunderungswürdigem Fleiß und großer Zartheit ausgeführt. Es hat noch einen Anstrich von der byzantinischen Schule, indem hinter den Figuren ein purpurner, golddurchwirkter Teppich von Engeln in die Höhe gehalten wird; doch zeigen sich oben im Himmelslicht Felsenketten über dem Meere, Inseln, Klippen und eine Stadt, deren Kirche dem Dom zu Antwerpen gleicht. Alles bläulich, duftig gewoben, in klarem Schein. Auch krönt den Rand des Bildes eine Arabeske, höchst zierlich aus Distelblättern und Blumen geflochten, symbolisch auf das Marterthum der Heiligen deutend. Dem alten Styl getreu, stehen die Figuren neben einander, St. Bartholomäus zwischen der heil. Agnes und Cäcilia. Der Märtyrer ist blau gekleidet; ein weißer, goldverzierter Mantel ist mit Leichtigkeit und Pracht um

Schultern und Hüfte geworfen, in der Rechten trägt er das Meſſer, ſeiner Marter Zeichen, in der Linken ein Buch. Dieſer St. Bartholomäus iſt eins der Kunſtgebilde, die ſich unter ſo viel Tauſenden der Seele unauslöſchlich einprägen; ſein bleiches Angeſicht voll Wehmuth, Ernſt und Milde, triſt das Herz durch den Ausdruck eines heiligen Leides, wie es der Chriſt über die Verderbniß der Welt empfindet. Geberde und Stellung ſtehn auf der Höhe künſtleriſcher Vollendung. Was ich ſonſt geſehen, ſieht ſich untereinander mehr gleich, zerfließt auch wohl in der Erinnerung, nicht ſo dieſe Geſtalt, die jedes Herz ergreift. Die heilige Cäcilie neben ihm trägt die Orgel, welche ſie ſpielt; ſie ſcheint den Tönen zu lauſchen, auf dem zartblühenden Antlitz ſpiegelt ſich die Harmonie ihres Weſens in klarem Lichtglanz ab, die Augen ſchwimmen in reiner Seligkeit. Die heilige Agnes, zu ihren Füßen das Lamm, ſteht leſend da, ihr Schmuck iſt von auserleſener Pracht und Zierlichkeit; reich hin ſtrömen die goldnen, leichten Wellen des Haares, der Palmenzweig ruht in der Rechten. Wie ſüß und heilig ſteht ſie da, ein Bild der Sanftmuth und Jungfräulichkeit! Harmoniſch

sind auf ihrem Angesicht die transparenten Lichter und Schatten, wie auf Blumen, zart verschmolzen, ihre Seele scheint hindurch zu schimmern.

Auf dem rechten Flügel steht St. Jakobus der Aeltere mit einem Buche und einer Keule, dem Zeichen seines Marterthums. Ihm zur Seite St. Christian, die Pfeile in Händen, den Mühlstein zur Seite. Dieser scheint aus dem Bilde heraus zu stehen, so täuschend ist er gemalt. Ueberhaupt sind die Gestalten vortrefflich drapirt und kolorirt.

Auf dem linken Flügel steht neben der heil. Margarethe St. Johannes der Evangelist, der, von Glauben und Liebe ganz durchdrungen, über den Kelch mit vergiftetem Wein den Segen spricht, wo der Drache schreiend herausfliegt. Im Johannes ist die ungestörte Ruhe und Freudigkeit des Frommen kund gethan. Margarethe, zu ihren Füßen den Drachen, ist über den leichten Sieg süß überrascht. Das Ungeheuer windet sich kraftlos, doch noch voll Wuth; schauderhaft sehn die großen, rollenden Flammenaugen recht giftig aus dem Bilde heraus, die pfeilgespitzte, glühende Zunge sprüht Funken, ermattet liegt die Kralle da, Rachen und Kiefern

ſinken ſchon zuſammen, nur in den Augen lebt noch die Wuth; mit dem Schweife hat der Drache geſtrebt, die langen Locken ſeiner Beſiegerin zu umzingeln.

Die Karnation im ganzen Bilde iſt warm, harmoniſch und zart, die Zeichnung untadelhaft und meiſt vortrefflich. Unerſchöpfliche Mannigfaltigkeit und bewundernngswürdiger Fleiß iſt in den Nebenwerken.

Von Lukas Kranach kenne ich im Beſitz der Herren Boiſſeree nur Loth mit ſeinen Töchtern, ein humoriſtiſches, ſchalkhaftes Bild, ganz vortrefflich gemalt; und ein ſehr ſchönes, geſchmücktes Frauenbildniß, als Herodias, aus ſchwarzem Säulengrund recht lebendig hervorſchauend, ein Drittel des Hintergrunds iſt einer artigen Landſchaft freigelaſſen. Auch beſitzen Boiſſeree's mehrere ganz vortreffliche Holbeins. Der Tod der Maria, den ſie Johannes Scoreel zuſchreiben, iſt ohne allen Zweifel von Holbein; denn er hat ſehr viel von dieſem Meiſter, und auch nicht die mindeſte Aehnlichkeit mit den Bildern, die ich von Johannes Scoreel kenne; und wenn gleich die Arabesken, Fruchtgehänge und andere Verzierungen den Urſprung,

oder das Studium von Italienern verrathen, so ist doch das Bild im Uebrigen ganz eigenthümlich deutsch; und wie sollte ein Maler zu einer Zeit, wo Italiener häufig deutsche Paläste zu verzieren kamen, nicht Dekorationen dieser Art gekannt haben?

Das Bild gehört zum Vortrefflichsten, was wir noch von alter Kunst besitzen; denn alle Vorzüge der herrlichen Darstellung, des Geistig-Schönen, Rührenden, Zarten und Erhabenen sind mit der bewunderungswürdigsten Kraft der Ausführung vereinigt, so daß es nicht möglich ist, etwas trefflichers darzubringen. Drei höchst anziehende Darstellungen umfaßt es: Ritterthum, Weiblichkeit und den seligen Tod der Frommen, den in Gott ergebnen Schmerz treuer Christen. Auf dem rechten Flügel kniet der Stifter des Bildes, Dionis von Haaken, neben ihm Georg sein Sohn; hinter beiden Rittern stehen ihre Schutzheiligen, im Hintergrunde erhebt sich die glänzende Burg. Auf dem linken Flügel knieet die biedere Hausfrau, Christine, mit ihrer Tochter Gudula, beiden stehen ihre Patroninnen zur Seite; die lieblichste blühende Landschaft mit Waldung und Gewässer füllt die weite Ferne.

In der Mitte ruht die sterbende Maria auf einem Bett von Purpur, von den Aposteln umgeben. Alles ist höchst wahr, eigenthümlich, edel und seelenvoll. Wunderbar frisch und harmonisch blühen die Farben; sie sind mit unvergleichlicher Zartheit und Kunst aufgetragen. Was Stoffe, Metalle, Sammet, Teppiche und alle Nebenwerke überhaupt, was die Anmuth, Pracht und Würde der Kleidungen betrifft, so ist es unmöglich etwas Täuschenders und Schöners zu ersinnen und auszuführen. Dieses Bildes Datum ist 1510.

Von Hemskerk besitzen die Herren Boisserée eine Menge sehr trefflicher Darstellungen im italienischen Styl, die, so lebendig und wacker sie sind, dennoch kalt lassen, aber durch eine schöne Farbengebung erfreuen. Lieber als diese Gemälde, von denen auch Herr Rector Fochem in Cöln eine Folgereihe besitzt, ist mir der kräftige St. Mauritius, von demselben Meister, der in hohem Grade fein und zierlich ausgemalt ist, und höchst freimüthig und edel dasteht.

Merkwürdig ist ein kleines Gemälde von einem ungenannten Niederländer, dadurch, daß es eines der ersten niederländischen Bilder ist, auf

welchem ein Lichteffekt vorkommt. Späterhin ging die ganze herrliche Kunst bei den Niederländern in Künstelei über, und um sich, ganz ungestört von der Lästigkeit höherer Anforderungen, diesem Hang hingeben zu können, trennten sie die Kunst in verschiedene Gattungen, und excellirten zuletzt noch in Gegenständen ohne allen Gehalt, im sogenannten Still-Leben; was doch durchaus nur in Rücksicht auf künstliche Ausführung des kleinen Unbedeutenden zu bewundern ist, aber Geist und Herz leer ausgehen läßt.

Sehr viele Gemälde besitzen die Herren Boisseree, von denen sie noch nicht den Meister entdeckt haben; einige scheinen von Albrecht Dürer zu seyn, doch fehlt sein Zeichen, andere sind offenbar aus derselben Zeit. Unter diesen erfreuete mich vor allen die Ruhe auf der Flucht nach Aegypten, ein kleines, wunderreiches Gemälde.

Maria sitzt am Eingang einer herrlichen Waldung, sie reicht dem Kinde die Brust, das, wie Säuglinge zu thun pflegen, noch einmal recht der Mutter in die Augen schaut, eh' es trinkt. Maria hält das Kind umschlungen, sein Händchen ruht in ihrer liebkosenden Hand. Blick

und Lächeln ſind beſeelt von Heiterkeit und Liebe, die ganze Gruppe athmet anmuthige Natur. Vom moosbedecktem Felsgeſtein rieſelt eine Quelle herab, und vermehrt die Lieblichkeit der Umgebung. Im tiefſten Schatten der Waldnacht graſet das ruhige Maulthier. Joſeph kommt zurück aus der Ferne, wo er den Weg ausgefunden zu haben ſcheint. Tiefer im Hintergrunde zeigen ſich Feld und Wieſe, ein Flecken vor Bethlehem und die Stadt ſelbſt, neben welcher der Strom hinfließt, und ſich fernhin durch ſchöne Gefilde ſchlängelt. Den Horizont begränzen blaue, duftige Gebirgsketten. Nach der alten Meiſter treuherziger Weiſe iſt auch hier im Hintergrunde die Geſchichte epiſodiſch vorgetragen, in wunderbar kleinen Figuren. Von Herodes Burg zieht eine Schaar Gewappneter, den Kindermord zu vollbringen. Weiber mit ihren Säuglingen werden weggeführt. Hier ringt eine Mutter die Hände über der Leiche eines Kindes, das vor ihr im Graſe liegt, dort dringen Krieger in ein Haus, indeß eine Frau mit dem Knaben zur Hinterthür hinaus zu entfliehen ſucht. Bilder friedlichen Lebens wechſeln hie und dort mit denen des Mordes ab. Hier wird Land beſäet,

dort mäht ein Schnitter ein Weizenfeld, durchglühet von rothem Mohn und Kornblumen, dort erweisen sich Krieger mild gegen einen Armen. Auf des Berges Rücken weiden zerstreute Lämmer, und fleißige Bienen schwärmen um die Körbe her. Doch am holdesten blühen Herzensfreudigkeit und süßer Friede im Antlitz der Mutter und des Kindes. Die Ausführung des Bildes ist durchaus liebevoll und brav, und die Farbe ganz herrlich. Inniges Naturgefühl hat überall des Meisters Hand geleitet.

Ein kleiner Grünewald, wie man glaubt, ist auch sehr anziehend und liebreich, recht frisch und wahr. Zwei königliche Eichen geben der Stelle Schatten, wo Maria und die heil Anna mit dem Kinde sitzen. Fernhin sieht man eine Burg, und den Horizont bekränzen blaue Gebirge, aus deren Schoos sich die Thürme einer Stadt erheben. Die Gruppe ist pyramidalisch, streng und gut behandelt. Die Ausführung recht gediegen und fleißig. Die düstergrünen Eichen sind köstlich, und drücken dem Bilde das Siegel der Deutschheit auf.

Eine Mater Dolorosa in Lebensgröße, von der man auch den Maler nicht kennt, auf

Holzgrund, ist in sehr großem und ernstem Geist entworfen, in ihren Zügen lebt der tiefste Schmerz, Mund und Auge sind von erschütternder Wahrheit. Der Mantel ist edel und groß drappirt, das Ganze sehr vollendet und herrlich. Noch manches Bild auf Holzgrund, augenscheinlich nicht mehr aus der frühsten Zeit, ist hier, und jedes hat seinen eignen Werth. Von derjenigen Gattung von deutschen, alten Gemälden, die reich und grell zusammengestellte Figuren, viel Gegensätze des Häßlichen, Widrigen und Roh-Gemeinen zum Hohen und Schönen in sich fassen, erinnere ich mich nur Eines bei den Herren Boisseree gesehn zu haben, Christus mit den Schächern am Kreuz. Es hat etwas ähnliches mit den Gemälden gleicher Art von Andrea Mantegna, und sehr viel Vortrefflichkeit der Idee und Darstellungskraft.

Noch besitzen die Herren Boisseree unter einer Menge von Gemälden, die der Raum hier zu beschreiben versagt, eine Reihe von Bildern, die von einem und demselben Meister seyn müssen, im verjüngten Maasstab.

Frühling waltet in diesen Bildern, blaue Berge von Sonnenglanz und Morgenduft um-

zogen, lachende Gewässer, tiefe Waldungen, grüne Blumenfluren, liegen heiter vor den Blicken ausgebreitet. Ein üppiges Leben quillt in Stauden und Kräutern, auf schlängelnden Pfaden dringt der Blick tiefer in des Waldes Geheimniß. Schlanke Bäumchen in der hellen Luft lassen Himmel und Gegend durch ihr zartes Laubgewebe schimmern. Jede Stelle ist einladend und traulich. Auch die Gestalten blühen Frühlingsfrisch.

Zwei schmale Flügel geben uns das Bild des heil. Johannes und der heil. Agnes. Die Landschaft im Hintergrunde ist blühend und anmuthig, der Johannes ist ganz herrlich, mild und liebevoll gedacht, die ganze Zeichnung vortrefflich.

Zu den schönsten dieser Darstellungen gehört Christus am Kreuz, mit zwei Seitenflügeln. Auf dem einen steht St. Lambertus, Bischof von Lüttich, im Ornat. In der Rechten trägt er den Speer, seines Marterthums Zeichen, auf der Linken hält er das Modell zum Dom von Lüttich. Der Heilige erscheint kolossal gegen die fromme Matrone, die betend ihm zu Füßen liegt. Die Gegend an der Maaß zeigt sich in

der Ferne, über einer Felsenpforte thront eine stolze Burg im Sonnenstrahl. Fernhin Felsen und leichte duftige Gebirgsketten. Am Fuß einer hohen, kühlen Gruppe von Bäumen fließt durch Blumen hin ein Gewässer, an welchem ein Reiher sitzt. Den Fußpfad, der sich durch die Flur schlängelt, eilt ein Wandrer entlang. Diese Stelle, ganz Natur, haucht Duft und Kühlung aus, es wird einem ganz wohl da; so traulich und einladend ist sie, als winkte dort jedem Sehnen süße Ruh.

Auf dem zweiten Flügel erblüht im heitern Himmelblau eine schlanke Jungfrau, reich und anmuthig geschmückt, es ist die heil. Agnes. Das Lamm schaut dreist und behaglich aus dem Purpurmantel hervor, die Heilige, mit lieblich gesenkten Augenliedern, lies't in einem Buche. Zu ihren Füßen kniet eine Frau, in Schwarz gekleidet.

Auf dem Mittelbilde ist der Erlöser am Kreuz; unendlich schön und rührend ist das milde Angesicht, der bleiche Leichnam, mit des Blutes rinnendem Purpur benetzt. Am Kreuz kniet Magdalena, sie umschlingt es schmerzlich. Neben ihr trauert der Jünger, den Jesus liebte. Ihm

gegenüber steht Maria, die jetzt den herbsten Kelch des Leides leert. So weint eine Mutter um den Sohn, inniger und wahrer sah ich den Schmerz noch nie. Neben diesen stehen noch St. Petrus und die heilige Barbara, kenntlich am Thurm. Vorn am Kreuz knieen drei Männer, gegen welche die Heiligen auch kolossal erscheinen, wie auf den Seitenflügeln. Es ist der Vater mit den zwei Söhnen. Dies Bild ist aus der Karthause von Cöln, und wurde ohne Zweifel bei der Aufnahme eines jungen Adelichen, der in den Orden trat, dem Kloster geschenkt. Hierauf zielt wohl die waldumgebene stille Hütte auf blühender Au, welche derselbe Wandrer nun erreichte, den man im vorigen Bilde auf den Weg dahin erblickt, dasselbe Gewässer mit dem einsamen Reiher am Ufer zeigt sich wieder hier. Diese stille Betrachtung des Vogels am rinnenden Gewässer könnte ein Bild des Denkers seyn, der dem Lauf der Wellen zusieht, wie dem flüchtigen Lauf des Lebens. Die Welle verrint, ihre Spur bleibt nicht auf Erden; aber sie hatte doch den Himmel in sich aufgenommen.

Weit abwärts von der schattigen Kühlung

öffnet sich das Leben heiter und reich den Blikken, die Stadt, die sonnenhell, blaudämmernde Ferne, die den menschlichen Geist anlockt und regt, und der innern Sehnsucht die Schwingen lös't; am äußersten Horizont duftumschleierte Felsenketten, und auf dem zweiten Plan ein schlankes Bäumchen, durch dessen Laub Himmel und Landschaft schimmern.

Nicht aus der deutschen Schule, doch unstreitig eines der herrlichsten Besitzthümer dieser Sammlung ist die Madonna von Francesko Bolognese. Sie ist noch ganz in der keuschen Heiligkeit der Idee aus jener frühern Kunst-Periode. Die Behandlung ist des größten Meisters würdig, so zart und lieblich verschmolzen sind die Farben, so durchsichtig die Wiederscheine, so wahr und schön die Zeichnung.

Die Madonna hält das Kind in den Armen, sein Händchen ruht in ihrer mütterlich-schützenden Hand. Die Füßchen spielen kindisch, wie man es oft so lieblich auch bei Rafael findet. Das Kind erhebt segnend die Rechte, in der Linken hält es eine Kirsche. Es ist ein wunderbarer Gegensatz, im holden Ernst auf dem Antlitz, im feierlichen Segnen der Hand und in der

holden kindiſchen Tändelei. In beiden Geſtalten offenbart ſich Liebe und tiefe Wehmuth, die aus dem ganzen Bilde haucht, und vor allem ſüß und himmliſch aus Marien's Blicken in die Seele leuchtet. Maria trägt ein purpurnes Gewand, der dunkelblaue Mantel fällt als Schleyer mit einer goldnen Arabeske geſchmückt über das Haupt, ein zarter transparenter Flor ſchwingt ſich anmuthig um Haar und Stirn. Die ernſte, ſtilldämmernde Landſchaft, mit dem bleichen Wiederſchein der geſunkenen Sonne hinter Felſengipfeln, vollendet die Einheit der wehmüthig ſüßen Darſtellung.

In ſeiner reichen Sammlung beſitzt Freiherr von Mehring in Cöln einige Bilder aus der älteſten Zeit von Gehalt, und einen kleinen ganz köſtlichen van Eyk, die Madonna mit dem Kinde, nebſt mehreren ſchönen altdeutſchen Bildern; überhaupt verdient dieſe Sammlung die Aufmerkſamkeit der Künſtler, wegen ihrer vielen und köſtlichen Gemälde von wakkern Italienern und Flamändern. Ein Blumenſtück mit Narziſſen und Roſen, von Schmetter-

lingen und Käfern umflattert, von einem alten spanischen Meister, gehört zu den schönsten und kunstreichsten Bildern, die ich jemals gekannt. Dieser Meister führete den Namen El Labrador, und ich habe noch nirgend ein Bild von ihm angetroffen, denn seine Werke sind äußerst selten.

Die Sammlung des Rektors Fochem in Cöln gäbe wegen ihrer klassischen Einheit zu einem eignen Werke Stoff, und ist mir nicht gegenwärtig genug, um über sie ausführlich zu sprechen. Hemmelink's, van Eyk's, Scorel's, Holbein's, Albrecht Dürer's und unzählige andre herrliche Meisterwerke schmücken sie, und es ist ein wunderbarer Einklang in dieser Fülle. Viel andere Kunstwerke sind noch im Besitz des geistreichen Sammlers, unter denen das Gebetbuch der Maria von Medicis, mit Vignetten von Hemmelink, ein Schatz von hohem Werth, ein Wunder von Fleiß, Zartheit und Lieblichkeit ist. Wer jemals so glücklich war, in Cöln das Haus dieses würdigen Kunstfreundes zu besuchen, und dort mit der

Herrlichkeit aufgenommen zu werden, die so wohlthätig auf den Fremden wirkt, wird ein erfreuliches Andenken dieser Anmuth und Liebenswürdigkeit des Besitzers dieser Sammlung mitnehmen, und sich wieder dahin sehnen, wo der Kunst unsrer Väter ein so schönes Heiligthum gestiftet ist.

Der verdienstvolle Obrist **Rühle von Lilienstern** sammelt seit einigen Jahren Altdeutsche und Niederländische, zum Theil auch Italienische Bilder.

Bis jetzt ist seine Sammlung mehr merkwürdig als schön, wenn sie gleich schon manches Herrliche in sich faßt. Viele seiner Gemälde haben ein hohes Alterthum. Ein ungeheures Bild mit einer unendlichen Menge Gestalten, Christus am Kreuz mit den Schächern vorstellend, in dem Augenblick, wo Longinus mit dem Speer ihn durchsticht und erblindet, ist höchst verdienstlich, charakteristisch und wacker. Die Farben sind frisch und lebendig, die Zeichnung ist gut, und es ist nicht möglich etwas Grellers und Ergreifenders zu sehen, als die Gruppe der Verworfenen, die

ſich um den Mantel ſtreiten. Das Bild, höchſt anziehend, ohne die höheren Forderungen zu befriedigen, iſt fleißig und brav gemalt. Der Name des Meiſters iſt unbekannt. Es ſcheint vor Dürers Zeit gemalt zu ſeyn.

Alle hier aufgehäuften Kunſtwerke werden von dem einen von Johann von Mapuſe (Jean de Maubeuge) in Schatten geſtellt, welches alle Huldigungen des Kunſtfreundes für ſich verlangt, da es in der Reihe edler Kunſtgebilde, als ein der Erinnerung ewig bleibendes und beſeligendes Eigenthum ſich der Seele einprägt. Nach dem, was ich von allen großen Meiſtern der Vorzeit, wie auf einem Brennpunkt in Paris vereinigt geſehn, und noch an andern Orten angetroffen, hat dies Bild mich noch ganz unbeſchreiblich entzückt, und ein neuer Stern der Anmuth iſt mir in dieſer Beſchauung aufgegangen.

Die Madonna thront unter einem Baldachin mit golddurchwirktem Teppich, ihr zu Füßen lieſt Joſeph in einem Buche, ein Engel reicht dem Kinde eine Weintraube. Hinter dem Thron der Madonna breitet ſich eine freundliche Landſchaft mit ſtrohbedeckten Hütten und mit Gewäſſern aus.

Die Madonna trägt ein in züchtigen Falten sie umschließendes purpurnes Kleid, darüber hin einen veilchenfarbnen Mantel; das Kind ruht auf ihrem Schooße, sein Füßchen in ihrer Hand. Sehr anmuthig ist der Engel. Der heilige Joseph, im brabantischen blauen Leibrock, ein schöner, herrlicher, alter Kopf, voll Treue, Ernst und Gemüthlichkeit. Alle Nebenwerke sind mit gediegenem Fleiß behandelt, die Wiederscheine und Transparenz der Farbengebung, so wie der Einklang des Ganzen sind von einer Vollendung, wie man sie nur in Werken des Leonardo da Vinci und Holbein findet. Doch was sind alle diese Vorzüge, wie groß und erfreulich sie aus diesem Bilde leuchten, gegen die himmlische unnennbare Anmuth, Unschuld und Innigkeit, die auf dem Antlitz Marien's thront! Diese Lieblichkeit, diese Hoheit, diese Reinheit sind ein Blick aus einer andern Welt, eine wahre göttliche Offenbarung. Auf dieser Stirn, die von einem wunderzarten Schleier, wie von Duft umwoben ist, auf diesen halbgesenkten Augenliedern, thront eine himmlische Huld! Wie zart und geistig blühen die Züge des lieblichsten Gesichts, die sanften Rosenknospen der Lippen!

Wie

Wie selden und wunderreich quellen die braunen Locken unter dem Schleier hervor! Welche Sittsamkeit waltet in der Anordnung der Gewänder, in den Falten des Purpurkleides um den Busen her, die so rein und groß hinwallen! Wie süß und anmuthig sind Geberde und Stellung, und wie blumenzart die Händchen! Hier sehen wir, was uns Gott mit der Kunst für ein liebevolles Geschenk gemacht, und was der Mensch erstreben soll, der sich ihr geweiht! Hier sehen wir den Abglanz eines höhern Begriffes von Schönheit, als ihn die Erde uns giebt!

Was uns von vaterländischer Kunst der Vorzeit zurückgeblieben, werde treu und sorgfältig aufgesucht, bewahrt, und mit Anerkennung beachtet; mögen wir stets der Tugenden beflissen seyn, durch welche unsre Väter ein so edles Ziel der Kunst erreicht: der Gottesfurcht, der Demuth, der Beharrlichkeit, des Fleißes! Wer sich zum Künstler berufen fühlt, der gebe in seinem Herzen der Kunst einen Tempel, wo Tugend und Reinheit wohne. Er bewahre sein Leben vor Verirrungen, er hüte sich, seine Phantasie zu beflecken,

er fliehe die Gemeinheit, und ſtrebe nach ſittlicher und künſtleriſcher Vollendung im gleichen Maaße. Er verachte den Beifall der Menge, und ringe unverdroſſen nach dem Höheren, denn allzuleicht verliert es der aus dem Geſicht, der nur gefallen, nur der Mann der Zeit ſeyn will. Iſt's doch nicht anders mit der Poeſie, wie mit der bildenden Kunſt; wie viele ſchlachten ihr beſſeres Selbſt, und opfern es dem Zeitbedürfniß! Und doch iſt die Kunſt wahre Himmelsgabe, die, wenn ſie durch ein unedles Streben entweiht wird, ihrem frevelnden Beſitzer einſt noch zur Schmach und zur Qual gereicht; denn ſelbſt die Welt ſtößt nach kurzem Genuß wieder von ſich, was ihren Lüſten gedient hat, und greift nach dem Neuen. Ein ächtes reines Streben dagegen, gewährt dem eignen Gemüthe und der Welt bleibenden Genuß, und wird, wenn auch im Leben nur von den Edleren erkannt und begünſtigt, doch von der Nachwelt in vollem Maaß geſchätzt und geehrt.

Helmina von Chezy.

Lebensansichten.

Um das, woran das Zeitalter in seiner Gestaltung zu kranken scheint, kurz und doch bündig zu bezeichnen, scheint der kurze Satz hinreichend: „es fehlt uns der Naturhauch des Lebens, der von Gott ist;“ der Grund und Boden ist geschwunden, das Herz des Daseyns nach außenhin erkaltet, und die Lust des Lebens, wo ist sie denn hin? Um jenen Satz in sein Licht zu setzen, möchte es hinreichen, ihn irgendwo auf eine Seite unserer Zustände anzuwenden; der Beweis springt wohl überall hervor, und es zeigt sich, wie er aus einem Prinzip entleitet ist, das sich in allem wiederholt. Laßet uns also durch seine Anwendung auf irgend eine Lebensangelegenheit, seine Richtigkeit prüfen, indem er uns Gelegenheit zu seiner Ausdehnung auf die übrigen bietet.

Wie die Thätigkeit allein Leben ist, so entwickelt sich aus der Kraftübung des Lebens selbst erst ein großer Theil seiner Poesie, und wo sich's der Mensch durch Berechnungen und künstliche Vermittlungen allzuleicht machen will, verschwindet allemal das Poetische. Hier zeigt die Poesie vollkommen, wie sich ihre Benennung mit Recht von Schaffen herleite, und hierin liegt auch ein gutes Theil des Grundes, warum in unserer Zeit kein reines Epos heimatlich seyn kann. — Wenn man sich z. B. das Bild jener alten Handelsverkehre vorstellt, die den Menschen um die Welt herumführten, und, in mährchenhafter Buntheit, zu manchem Abentheuer und wahrhaft epischem Wesen, denselben um die Küsten her, und, wie noch im Orient, durch die Wüsten hinbewegten, wo das Kameel ihm ein so tiefsinniges Bild aller irdischen Mühe ist, mit den Herrlichkeiten dieses Lebens beladen: und dagegen sich den heutigen Kaufmann in seinem Comptoir denkt, wie er aus einem Blatt einen Flügel bildet zwischen Welttheilen, und überall die Sicherheit seiner Anstalten ihm ein behagliches Gefühl gewährt; so wird wohl niemand leugnen, daß sich dem Kauffahrer und Handels-

herrn der alten und mittleren Welt überall Romantiſches aufdrang, der Kaufmann der modernen Zeit vielfach allem von Haus aus Romantiſchen die nüchternſte Proſa aufzudringen geübt iſt, die, allerdings nie von einem irdiſchen Geſchäfte auszuſchließen, doch minder in der älteren Welt in denſelben vorgewaltet hat. An ſich ſchon, um wie viel lebendiger mußte der Tauſch von Waaren um Waaren ſeyn, gegen unſer Geldgeſchäft, das allem ſeine bleierne, bleiche Lebloſigkeit mittheilt. Eben ſo, wenn ich mir die freie friſche Menſchenthätigkeit und die, es iſt vergönnt zu ſagen, heilige Menſchenmühſeligkeit bei den Feldgeſchäften denke, ſo habe ich immer noch einen ſchwachen Wiederglanz des alten Sonnenlebens vor mir; ſo auch entwickeln die tauſend Werkſtätten des Lebens die vielfache Schönheit der Thätigkeit, was alles verſchwindet, ſobald ich dies rein menſchliche mit den Säe- und Spinn-Maſchinen, und wie ſie alle heißen mögen, vertauſche; kluge und meiſterhafte Erfindungen der Dynamik des Geiſtes, die aber doch nur entſproſſen ſind aus jenem Umgehen des Einen „Naturhauchs des Lebens, der von Gott iſt," in ſofern wir noch in unſerer jetzi-

gen, an ſich mühſeligen Lebenslage beſchloſſen ſind, wo das Herz als eigentlicher Mittelpunkt des Schöpferiſchen hervorragt. Ich nehme darum alle diejenigen Erfindungen dieſer Art aus, welche nur Zeit, nicht zugleich mit Arbeiter, Unterthanen ꝛc. erſparen wollen, durch welche letztere das familienartige Band unter den Menſchen — der Grundfaden des Daſeyns auf Erden — eben ſo frevelhaft zerriſſen wird, wie durch jenen ſchnöden, den Adel tief erſchütternden Güterverkauf und Güterhandel, bei dem ebenfalls der böſe Geiſt Mammon ſeine Rolle ſpielt.

Wo das Natur-Schöpferiſche verſchwindet, und kalte Berechnung und Ueberklugheit, die da machen, aber nicht ſchaffen kann, an ihre Stelle tritt: da verſchwindet eben die Poeſie von der Erde, und tritt als ſchmerzliche Erinnerung, wie ein erhabenes Gebirg, in die Ferne zurück: und der Menſch verwickelt ſich in Zauberei.

Schaffen heißt beim Menſchen z. B. erwerben, erringen mit heiliger Anſtrengung ſeiner geſammten Kräfte, ſeines ganzen Menſchen; nur wo dieſer ganz gegenwärtig iſt, waltet Lebens-

wärme und Naturhauch des Lebens, der von Gott iſt; und im entgegengeſetzten Falle Halbheit, und eine unendliche Reihe von Täuſchungen, Unwahrheiten, und einſeitigen Vielſeitigkeiten ohne Herz, da ſie alle ſich auf den Thron erheben wollen; denn wo Gott, oder jener Naturhauch des Lebens, der von Gott iſt, nicht mehr anerkannt iſt als Macht des Daſeyns, da ſchaltet Anarchie aller menſchlichen Kräfte, und zwar charakterloſe Anarchie: der Hochmuth aller einzelnen Theile iſt losgebunden, und der böſe Geiſt hat offenbar an allen Enden ſein Spiel, und freut ſich, wie ihm geholfen wird, durch lügenhaftes, dünkelhaftes, altkluges, eiskaltes Machen das ewige Schaffen überbieten zu wollen. Unbewußt, durch die ganze Richtung, die das Leben ſeit den letzten Zeiten genommen hat, ſind wir Alle in dieſen Abfall vom ewigen Schaffen verwickelt, der ſich in Allem (ſeine einzige Conſequenz) unableugbar zu erkennen giebt. Denn überall bemerken wir dieſe Verachtung und Umgehung jenes „Naturhauches des Lebens, der von Gott iſt;“ iſt ſie es nicht, die das Mißverſtändniß zwiſchen dem, was man den Staat zu nennen pflegt, und dem Menſchlichen in der

Natur der Völker und Einzelnen ſichtbar erhöht? Hat ſie nicht das geſellige Leben in eine conventionelle langweilige Lüge verwandelt? Hat ſie nicht uns Allen mehr und weniger, und gewiß jedem eine Zeitlang, die Augen über Vorzeit und Natur und Gott geblendet, und den eigentlichen Kern des Daſeyns und Lebens? Iſt ſie es nicht, die den Unterſchied zwiſchen Poeſie und Wahrheit und zwiſchen Ideal und Wirklichkeit herbeigeklügelt hat, dem ewigtodten Lügenreiche, bewußt und unbewußt, thätig oder paſſiv, gleichviel für die Wirkung, ergeben und dienſtbar. Iſt ſie es nicht, die Alles Aberglauben und Schwärmerei nennt, da ſie den ewigen Connex der ſchaffenden Macht nicht mehr ſieht? Und ſchwärmt ſie dagegen nicht für ihre Selbſttäuſchungen und Phantome von Menſchenglück und Menſchenweisheit, Aufklärung, Freiheit und Sittlichkeit ohne Gottesdemuth und Naturſinn, und ergiebt ſich den Abgöttereien gegen die Gegenſtände ihrer abergläubiſchen Verehrung? Iſt die Poeſie ſelbſt, dies ſtille Eiland in der brennenden Wüſte, frei geblieben von dieſem Geiſte der Verläugnung des ewigen Schaffens? Hat nicht auch ſie eine ganze Zeitlang Natur und Vorwelt und

Gott umgangen, und hat sie später nicht eine Zeitlang mehr machen wollen als eingehn und wohnen und keimen in der Natur des ewigen Schaffens? Wollte sie sich nicht bald der Natur ohne Gott bemächtigen, bald alles anders schaffen, als von ewigher geschaffen war? —

Alle Besseren fühlen darum eine, Manchen dunkele, Manchen klar gewordene Sehnsucht und Wehmuth. Sie umfassen das Gewesene mit inbrünstiger Verehrung, und beginnen von dem gefährlichen Traume zu erwachen, daß die Zerstörung des Alten vollendet werden müsse, bevor das Neue beginnen könne; vielmehr begreifen sie, daß das innerste Bedürfniß der Zeit sey, und jedes Menschen, zurückzukehren, und daß nur die Anerkennung des ewig Geheiligten der Weg zu einem besseren Leben sey, auf dem der ganze Mensch wandeln müsse, damit das Leben aufhöre eine Lüge zu seyn, und die Wahrheit oder Poesie des Lebens, was gleichbedeutend ist vor Gott, wieder walte und wehe und läutere und schaffe.

Aber eben weil der ganze Mensch auf diesem Wege wandeln muß, um das Ziel zu erreichen, laßet uns nicht irgend einem herzustellen-

den Theile der gestörten Ordnung des Ganzen die Kraft zutrauen, dieß Ganze zu retten; wir würden durch ein solches Trachten jenem Hochmuth, den (wie vorhin erwähnt) eben die einzelnen Theile so lange getrieben, in einer neuen Maske uns entgegentretend in die Arme laufen. Mit dem Höchsten fängt das Leben an, mit Gott, aus Gott hebt es an; laßt uns nur zu der einfachen Sitte unsers altdeutschen Lebens zurückkehren, das hierin der bestmöglichsten aller Philosophien in seiner Schlichtheit und Gotteskraft freudig und kindlich und ernst, sinnig an der Seite steht. Ja, von innen muß das große Werk der Erneuerung beginnen, und soll es nicht abermals ein bloßes, der Unterwelt verwandtes Machen werden, so muß es dem ewigen Schaffen sich ganz hingeben, es muß sich der Wirksamkeit der Gnade nähern. Im Ganzen wie im Einzelnen sind dieselben Grade der Erneuung des Lebens: Aufsuchung des Herrn aber ist das erste, und aus dieser Quelle fließt dann das andere alles, unerschöpft. Diese Quelle der Wahrheit, sie ist die Dichterquelle aller ächten Begeisterung, alles Lebens, aller Weisheit, aller Weissagung, der Spiegel aller Vorwelt; aus

ihr werden wir erfahren, was war und was seyn soll. Und eben weil — um noch einmal zu wiederholen, was nie oft genug gesagt und nicht innig genug empfunden werden kann, — weil nur der ganze Mensch sicheren Schrittes auf diesem Pfade der Rückkehr wandeln kann, ist hier nicht von einem Einseitigen, von neuem etwa die Natur oder Poesie oder Wirklichkeit (in der Natur werden eben Poesie und Wirklichkeit schon sinnbildlich eins, und darum ist die Natur überhaupt immer symbolisch) von sich abstoßenden Richtung die Rede: sondern von jenem freudigen und unerschrockenen, in Demuth hingegossenen, und darum von Muth gestärkten Glauben, daß jener Naturhauch des Lebens, der von Gott ist, in allem wiedergefunden werde, und alles mit dem Ewigen, Schaffenden, dem Herrn der Liebe und dem Licht, wiederverbinden müsse, in Anschauung ewiger Sehnsucht nach dem, wozu wir uns bilden in diesem Vorleben, durch die ewige Gnade der göttlichen Kraft.

Demüthigung und Erstarkung zugleich im alten Glauben, der segnend und ewig bereichernd auf unsere Erde gekommen, das Evangelium unserer Bestimmung auf ihr zu vollenden und

zu verklären; dies ist das Erste und Höchste was uns noth thut, der Satz, der allem vorausgeschickt werden muß, dessen Beweis in unserer eigenen Vergangenheit und Gegenwart liegt. Mag die Vereinfachung aller Verhältnisse, die Zurückwendung zu den Grundsubstanzen des Lebens, wie z. B. zum Alterthümlichen in der Sitte, zum tiefen Sinne des Ackerbau's u. s. w. uns mit Grund als einzig nothwendig erscheinen, wie, um ein ganz korrumpirtes Blutsystem zu verbessern, man einen Kranken zur Kost seiner dem Himmel verwandteren Kinderzeit, zur Milch und den ihr nahestehenden Naturgaben zurückkehren läßt, und er sich so aus der Kost seiner seligern Vergangenheit erneut und umwandelt: nur durch die innere Erneuerung wird die ganze Gesundheit erst begründet, kein Vertrauen auf sinnliche Einflüsse noch so hoher und naturgemäßer Art, wird ausreichen, denn unser Haus steht ja in einer übersinnlichen Natur, deren Lebensspiegel die endliche ist; sind wir aber mit Gott verbunden, so schaffen die beiden Welten von selbst gemeinsam am Werke der Herstellung und kommen einander überall wechselseitig entgegen, und erregen eine die andere unerschöpf-

lich, zu leben und zu weben im Angeſicht der ewigen Sonne.

Sollte es nun auch im gegenwärtigen Zuſtande nicht zu dieſer allgemeinen Herſtellung ins Leben kommen; ſollte es für dieſen Zuſtand ſogar zu ſpät ſeyn mit jener Milchkur des kranken Ganzen; ſo bedenket, daß dem Kranken die Sakramente gebracht werden, auf daß er ſich nur recht mit dem Herrn vereine, und ruhig und freudig auf Tod wie auf Leben ſchauen könne; und alle die Lebenshoffnungen und Pläne, die er unvollendet zu laſſen ſcheint, ſind ſie von ewiger Natur, gewiß, ſo erwacht er jenſeits im großen Morgen in der Laube ihrer Ranken, Blüthen und Früchte. Wer liebt und glaubt, wer ſich erinnert und wer hofft, der blickt nach Morgen!

Darum ſuchet das Licht, ſo werdet ihr alles wieder finden, gehet ein in das ewige Schaffen ſeiner Liebe, und der alte ſchöpferiſche Hauch wird euch erneuen.

L.

Weihnachts-Empfindungen eines Geneſenen im Freien.

19. November 1813.

Ich habe wieder die Kraft gehabt auf einer Wieſe zu gehen. Es war ein frühlingsblauer Novembertag. Das Feld war ſtill, wie vor des Herrn Geburt, nur einzelne Holzſchläge im Gebüſch, wie von des frommen Joſephs Axt. Die Sonne meint' es ſo himmliſch gut! Zwiſchen dem flimmernden Reif, der vom Morgen her noch einzeln geblieben war, ſtanden, eben friſch emporgeſproßt, noch kleine gelbe Blümchen im Graſe. Es iſt eine wunderbare Zeit, wenn im November die Sonne ſo warm ſcheint, die Fröſte nur ſparſam geweſen ſind, alle Blätter gefallen, und in den Gärten bieten ſich noch hie und da erhaltene Blumen an. Eine ſüße Sehnſucht erwacht, auf's Freundlichſte wird das Gemüth ge-

täuſcht, denn aus der Wehmuth, zu der es die kahlen Bäume ſtimmen, locken es Primeln, Veilchen, Erdbeeren zum zweiten Mal blühend hinweg: ſieh, wir ſind wieder da, ſcheinen ſie den Menſchen anzulächeln, wieder Frühling ſoll es ja ſeyn! Höre die kleinen Vöglein ſingen, und ſiehe, wie kindlich wir Alle der Sonne vertrauen! Ihr ſüßen kleinen Blumen, ja, tief rührt und erfreut ihr mich, den Geneſenden zumal, der erwachend die Welt um ihre Zeit fragen muß, und der es als ein Geſchenk hinnimmt, daß ihm der November Blumen bietet. Die erſten Blumen wieder die letzten Blumen! Zarte ſüße Liebestreue! Seelig, wer bei den letzten die ganze Frühlingsinnigkeit in ihrer Macht erhalten fühlt! Sie ſind ihm Ahnungen eines himmliſchen Wiederſehens. Novemberblumen, Primeln, Veilchen, ihr kleinen Blumen alle, verkündet Mariä Andacht, und das Feſt des Herrn. Denn blüht die Chriſtblume unter dem Schnee, und wer fromm iſt, der iſt am Weihnachtstage nie gegangen, daß er nicht Frühling einherwehend gefühlt hätte, und Frieden in der Höhe, und den Menſchen ein Wohlgefallen. Mögt ihr euch auch wundern, daß Jung-

frauen um dieſe Zeit von Weyhnachten bis zum heil. drei Königstage Veilchen und andere Blumen im Freien gefunden? O, ja! ihr wundert euch wohl, denn ihr ſucht keine Blumen um dieſe Gnadenzeit! Eure Gemüther ſind kalt, wie der Winter, ihr glaubt die ſüßen Wunder nicht, und nur Glaubenden, Kindlichen kann ſich ſolche Liebe offenbaren. Armen Hirten erſchienen die Engel, und ſie betraten zuerſt die Hütte, wo der Stern ruhte, und himmliſches Strahlen ausging über die Welt.

L.

Anzeigen neuer Bücher, welche bei Duncker und Humblot in Berlin erschienen sind.

Ossian's Gedichte.

Rhythmisch übersetzt von J. G. Rhode.

3 Theile, mit Kupf. und Vign.

Zweite verbesserte Ausgabe.

Preis, geheftet 4 Rthlr.

Die Verfasserin der Caledonia (Frau Emilie v. Berlepsch), die das schottische Hochland und viele der Gegenden besuchte, die Ossian in seinen Gesängen beschrieben hat, fällt (im 2ten Theile, S. 251) über die erste Ausgabe dieser Uebersetzung folgendes Urtheil:

„Ich habe unsre zwei ersten Uebersetzungen, von Denis und Harold, so viel Verdienst sie auch haben, und so sehr ich ihre Verfasser schätze, nie mit Vergnügen lesen können. Nachdem ich nun selbst auf dem klassischen Boden der alten Ersischen Poesie gewesen bin, und viele Stellen aus dem Grundtext mir habe vorsagen lassen, kann ich vollends jene Uebersetzungen nicht ertragen. Der kunstvolle Hexameter ist so durchaus entfernt von dem Takt und Fall der Ersischen Naturpoesie, daß es unmöglich ist, sich einen so abgemessenen Gang in den Thälern von Glenroe, Etie u. s. w. zu denken. Ohngefähr eben so fremd schien

mir die Haroldsche poetische Prosa dem Geist des Originals. Während meiner hochländischen Reise nahm ich mir deshalb vor, den ganzen Ossian in der Manier zu übersetzen, von welcher ich einige Proben beilege; nemlich in einem metrisch freien doch cadencirten Paralellismus, in welchem es mir scheint, daß Ossian, wie mehrere der ältesten Dichter, aus innerem instinktartigen, musikalischen Takt gesungen hat.

„Ziemlich lange nach meiner Zurückkunft in Deutschland, sah ich zuerst die Uebersetzung des Herrn Rhode, die zwar nicht im Doppelschlage der Zeilen gearbeitet, aber doch so rein, kraftvoll und schön ist, daß es Vermessenheit seyn würde, mit einer neuen Uebersetzung des ganzen Ossian neben ihm aufzutreten u. s. w."

Die neue Auflage, welche so eben erschienen ist, hat der Verfasser einer sorgfältigen Feile unterworfen, und sie auf mancherlei Weise bereichert, letzteres besonders durch neue kritische Erörterungen über das Zeitalter und die Aechtheit Ossians, und durch kurze Einleitungen, die er jedem Gedicht vorangeschickt hat, worin er die nöthigen historischen Notizen und manche Erläuterungen beibringt. Auch in Hinsicht des Aeußern ist diese Ausgabe, durch die von Seiten der Verleger darauf gewendete Sorgfalt, als eine sehr verbesserte und verschönerte zu nennen.

Die Märchen des Straparola. Aus dem Italiänischen mit Anmerkungen von Fr. W. Val. Schmidt. (Auch unter dem Titel: Märchen-Saal, oder Sammlung alter Märchen, 1r Band) 8. geh. 1 rthlr. 16 gr.

Vorgenanntes Werk wird allen jugendlichen Gemüthern eine höchst willkommene Gabe seyn, aber auch allen denen erfreulich, die, mit der Liebe zum belehrend Anmuthigen und sinnreich Ergötzlichen, den Drang empfinden, zu beobachten, wie sich das Märchen, der Quell der Volkspoesie, bei einer geistreichen Nation gestaltet hat, die zur Zeit, wo Straparola schrieb, schon auf dem Gipfel geistiger und poetischer Bildung stand. Dieses Dichters, von Zeitgenossen und Nachkommen vielfach anerkannte Verdienste, der blühenden sinnreichen Darstellung, und der sittlich ernsten Tendenz, werden in dieser, aus den seltensten und mannigfaltigsten Ausgaben geschöpften Uebertragung, ihrem vollen Gehalte nach gewürdigt werden können.

Die Elixiere des Teufels. Nachgelassene Papiere des Bruders Medardus, eines Kapuziners; herausgeg. von dem Verfasser der Fantasiestücke in Callots Manier (Hoffmann). 2 Bände. 3 rthlr.

Die Anerkennung, welche dieser anziehende Roman gefunden, spricht sich in folgenden Zeilen einer Recension aus, die davon erschienen ist: „In den Fantasiestücken hat der Verfasser bereits seinen Genius auf das glänzendste gezeigt, und dieses neue Produkt legt ebenfalls ein äußerst vortheilhaftes Zeugniß ab. Jedes für dichterische Schönheiten empfängliche Gemüth wird sich ange-

sprochen, angeregt, vergeistiget fühlen.“ Wenn dies der Eindruck ist, den das Werk hinterläßt, so ist es ohne Zweifel jedem um geistreiche Unterhaltung Bemühten dadurch hinlänglich empfohlen.

Ancillon (Fred.) — Essais philosophiques, ou nouveaux Mélanges de littérature et de philosophie. Contenant: Analyse de l'idée de litérature nationale. — Essai sur la philosophie de l'histoire. — Essai sur le Caractère du 18. siécle. — Essai sur les progrès de l'économie politique. — Sur les révolutions du système politique du Nord etc. etc. 2 Vol. in 8. 2 rthlr. 16 gr.

Kamptz (K. A. v.) neue Literatur des Völkerrechts, seit 1784, als Fortsetzung des Werks von Ompteda gr. 8. geh. 1 rthlr. 16 gr.

De Pradt, des Colonies et de la révolution actuelle de l'Amerique. 2 Vol. gr. 8. (in Commission) geh. 3 rthlr. 8 gr.

Schmalz (Theod.) das europäische Völkerrecht, in acht Büchern. gr. 8. geh. 1 rthlr. 12 gr.

Theremin, (Königl. Preuß. Hofprediger) Predigten. gr. 8. geh. 1 rthlr. 8 gr.

Müchler (K.) Anekdoten-Almanach auf das Jahr 1818. Mit 1 Kupf. geh. 1 rthlr. 8 gr.

Einige vollständige Exemplare dieses Almanachs (nemlich für die Jahre 1808, 1809, 1810, 1811, 1812, 1813, 1815, 1817 und 1818) 9 Bände, sind noch für den Preis von 12 Rthlr. in der Verlagshandlung zu haben. Die Jahrgänge 1810 u. f. auch einzeln zu 1 Rthlr. 8 Gr.

Euryanthe.

Große romantiſche Oper in drey Aufzügen,

von

Helmine von Chezy,

geborne Freyin Klenke.

Muſik von Carl Maria von Weber,

königl. ſächſiſchem Hof-Kapellmeiſter.

Für das k. k. Hoftheater nächſt dem Kärnthnerthore.

Wien, 1823.

Druck und Verlag von J. B. Wallishauſſer.

Euryanthe.

Perſonen:

König Ludwig der Sechste.

Adolar, Graf zu Nevers und Rethel.

Eurhanthe von Savoyen, Adolars Braut.

Lyſiart, Graf von Foreſt und Beaujolois.

Eglantine von Puiſet, eine Gefangene, Tochter eines Empörers.

Bertha,
Rudolph, } ein Brautpaar.

Herzoge, Fürſten, Grafen, Edle, Damen, Fräulein, Edelknaben.

Chor von Rittern.

Chor von Gewappneten und Burgbewohnern zu Nevers.

Chor von Landleuten.

(Die Scene iſt abwechſelnd auf dem königlichen Schloſſe zu Prémery und auf Burg Nevers.)

(Die Zeit nach dem Frieden mit England 1110.)

Erſter Aufzug.

Säulenhalle des Königſchloſſes, im gothiſchen Styl; zwiſchen den Säulen hindurch Landſchaft, von der Loire durchſchlängelt. An den Säulen ſind die Waffen, Schilde und Lanzen der Ritter befeſtigt. Neben dem Wappen von Nevers und Rethel (aus alter Zeit) prangt die mit Blumen umwundene Zither, und der Helm iſt mit Lorbeern gekrönt.

Erſte Scene.

Der König, von Großen und Fürſten umgeben, unweit davon Adolar, Graf zu Nevers und Rethel, und Lyſiart, Graf zu Foreſt und Beaujolois. Damen und Jünglinge bilden zwey Halbchöre.

Introduction.

Chor der Frauen.

Dem Frieden Heil! nach Sturmestagen,
Heil dieſer Feyer reiner Luſt!
Der Helden Herz in ſtarker Bruſt
Darf nun für ſanfte Freuden ſchlagen.

Chor der Ritter.

Den Frauen Heil! den zarten Schönen,
Den Blumen in des Lebens Kranz,
Wohl ringt der Muth nach Siegesglanz;
Doch Liebe muß das Leben krönen.

Alle.

Der Liebe Preis erschallt in süßen Tönen,
Und Treue reicht den schönsten Lebenskranz.

(Sanfte Tanzmusik, ernster Reigen.)

Recitativ.

König.

Mein Adolar, so fern dem schönen Reigen,
So trübe bey des Festes Lust?

Adolar.

Nur Sehnsucht herrscht in meiner Brust,
Ihr muß sich jede Freude neigen.

König.

Erheitre dich!

Lysiart (für sich).

O, Sorg' um einen Knaben!

König.

Beglückend Wiedersehn ist nah!
Weilt deine Braut in Nevers?

Adolar.

Ja,

Mein König!

König.

Heut' noch soll sie Kunde haben,
Bald soll ihr Anblick dich erfreun,
Sie wird der Schmuck des Hofes seyn.

Adolar.

Mein theurer König!

König.

Treuer Adolar!
Der freudig mir im Kampf zur Seite war,
Sey hier auch froh, es töne diesem Kreise
Ein Minnelied zu Euryanthe's Preise.

(Der König winkt. Zwey Fräulein reichen Adolar die Zither, die ein Edelknabe vom Pfeiler nimmt, daran sie neben seinen Waffen hing.)

Cavatine.

Adolar.

Unter blüh'nden Mandelbäumen,
An der Loire grünem Strand,
O, wie selig ist's, zu träumen,
Wo ich meine Liebe fand!
Sie, die Reine,
Sie, die Meine,
Keusch, wie Schnee, wie Rosen mild;
Unter blüh'nden Mandelbäumen
Schwebt um mich ihr süßes Bild.

Bei dem goldnen Glanz der Sterne,
An der Loire Spiegelrand
Gab der reinsten Liebe gerne,
Augenstern ein Himmelspfand.
Träumend, sinnig,
Zart und minnig,
Aug' in Auge, Mund an Mund,
Bei dem Leuchten ew'ger Sterne
Gab sich Herz dem Herzen kund!

Heil'ge Treue, schönste Rose
An der Loire Blumenrand,
Ob auch Sturm und Welle tose,
Blühest du, des Lenzes Pfand!
Zarte, Reine,
Süße, Meine,

Du mit mir ganz Ein und Mein!
Heil'ger Treue schönste Rose
Blüht in deiner Brust allein!

Chor.

Heil Adolar, Heil, Euryanth, der Schönen,
Der Liebe Heil, in reiner Unschuld Glanz!
Dich, Held und Sänger, müsse Ruhm bekrönen,
Doch Treue reicht den schönsten Lebenskranz.

(Während des Chores nahen sich paarweise die Damen und Jünglinge, Edle und Ritter Adolar. Die Geschmückteste von Allen setzt ihm bei den Worten: „Dich Held und Sänger ꝛc." einen Kranz (nach dem Muster der Kränze jener Zeit, die aus Blumen und Juwelen bestanden) auf. Jungfrauen nehmen ihm die Zither ab, umwinden sie mit Lorbeern, Rosen, blühender Myrthe, und befestigen sie wieder an Adolar's Wappenschild.)

Recitativ.

Lysiart.

Ich trag es nicht — (laut.) Hör an, Graf Adolar,
Du hast uns hoch — ergetzt — mit dem Gesang,
Wo Alle danken, nimm auch meinen Dank,
Kein Sänger ringt den Preis dir ab, fürwahr!
Vergeuden könntest du getrost dein Erbe,
Die Zither sorgt, daß nicht ihr Held verderbe!

Adolar.

Gern, Lysiart, üb' ich mich in sanften Weisen,
Für Mißlaut taugt ein gut gestimmtes Eisen.

Lysiart.

Was zürnst du gleich? Die Weise tadl' ich nicht,
Doch wohl die Worte vom Gedicht!
Hör auf, der Frauen Treu' so hoch zu preisen!
Des Meeres Grund hegt Perlen, makelrein,
Des Weibes Brust schließt keine Treue ein.

(Die Dame, welche Adolarn gekränzt, winkt den Frauen, die ſich mit ihr aus der Halle entfernen.)

Lyſiart.

Schon athm' ich freyer! — Was entgegneſt du?

Adolar.

Dieß acht ich keiner Antwort werth,
Komm in den Wald, dort ſchließet dir mein Schwert
Mit Gott! die gift'gen Lippen zu.

Lyſiart.

Um ſchnöden Anlaß kämpfen? Nie!
Die Warnung gab ich, — nütze ſie!
Mein junger Freund, wärſt du der Preis der Ritter,
Wär' ich ein nied'rer Knecht, ich ſchwör' es dir,
Die Liebe deiner Braut gewönn' ich mir,
Trotz deiner Roſenwang' und gold'nen Zither!

Adolar.

Erbärmlich, eitler Prahler, nenn' ich dich,
Den Handſchuh nimm! — Dich lehr' ich, Frauen ehren!

Lyſiart.

Ich nehm' ihn nicht! — Beſiegteſt du gleich mich,
Doch unbeſiegt noch meine Gründe wären,
Wag es getroſt, bekämpfe ſie!
Du prüfteſt deine Traute nie?

Adolar.

Für Euryanthe bürgt der Glaube
In meiner Bruſt —

Lyſiart.

Du fromme Turteltaube,
Dein Glück zu ſtören trüg' ich Scheu!

König.

Mein Adolar, laß ab von dieſem Streite!

Lyſiart.

Du hörſt, die Weisheit iſt auf meiner Seite!

Adolar.

Mein Gut und Blut an Euryanthe's Treu'!

Lysiart.

Wohlan, du kennst mein herrlich Eigenthum,
Das Erbtheil meiner Väter, reich an Ruhm,
Zum Pfande setz ich's, es sey dein,
Nenn' ich nicht die Gepriesne mein!

Adolar.

Es gilt!

Chor.

Vermessenes Beginnen!

Adolar.

Kannst Euryanthe's Liebe du gewinnen,
So nimm mein Geld, mein Gut und Land,
Zerrissen sey dann jedes süße Band,
Die Heimath meid' ich —

Lysiart.

Alles nach Gefallen!
Wie schön wirst du mit Kranz und Zither wallen.

Adolar.

Vermessener, frohlocke nicht!
Schlägt es dir fehl, ruf ich zum Gottgericht,
Dich, Frevler, auf!

Lysiart.

Wohl! deß sind Alle Zeugen!
Es gilt!

Chor.

Kann nichts den starren Sinn euch beugen?
O, geht zurück! zu viel habt ihr gewagt!

Adolar.

Ich gab mein Wort!

König.

Ich mach' es ungesagt.

Adolar.

Des Edlen Wort kann nicht Gewalt vernichten.

König.

Du trotzest kühn der schleichenden Gefahr. —

Adolar.

Mein König, Frauenehre schirmen, war
Die höchste stets von allen Ritterpflichten!
In Demuth flieh ich, nimm dies Unterpfand;

(Er überreicht dem König seinen Siegelring.)

Lysiart

(zieht seinen Ring vom Finger und reicht ihn dem König hin).

Hier, diesen Ring in deine Königshand!
Jetzt schleunig rüst' ich mich zur Reise,
Und siegreich kehr ich heim!

König.

Doch die Beweise?

Lysiart.

Ein Zeugniß ihrer Huld dir darzubringen
Verpflicht ich mich!

Chor.

Mög' es ihm nie gelingen!

Adolar.

Ich bau auf Gott und meine Euryanth'!

Lysiart.

Ich bringe dir ein sichres Unterpfand.

Chor.

Die Unschuld schütz', o Gott, mit starker Hand!

(Alle ab.)

Zugleich

Zweyte Scene.

Burggarten zu Nevers. Aus dem Wäldchen ſieht man die Thurmſpitzen der alten Burg hervorragen. Im Garten ſteht, mit Blumen umpflanzt, ein Gruftgewölbe, aus deſſen Fenſtern die ewige Lampe dämmert. Es iſt Abend.

Euryanthe (allein.)

Cavatine.

Glöcklein im Thale
Rieſeln im Bach,
Säuſeln in Lüften
Schmelzendes Ach!
Sterne in Wipfeln
Neugelnd durch Laub,
Ach, und die Seele
Der Sehnſucht Raub!

Weilſt du ſo ferne?
Bangſt wohl nach mir?
Bringen die Sterne
Grüße von dir?
Alle ſo golden
Selig und klar,
Ach, doch dein Blick nicht
Mein Adolar!

Dritte Scene.

Euryanthe, Eglantine von Puiſet.

Eglantine.

So einſam bangend ſind ich dich?

Euryanthe.

O nenne Bangen nicht mein einzig Glück.
Dieß Sehnen iſt der Himmel unter Klagen.

Eglantine.

Wie kannſt du trauern? ſiegreich heimgekehrt
Iſt Adolar, erwartet
Im Königſchloſſe dich, die hohe Braut.

Euryanthe.

Mich locket nicht der Feſte Glanz,
In dieſem Blüthenparadieſe hier,
Wo wir beſeligt, Hand in Hand gegangen.
Ihn wieder ſeh'n — ſtillweinend ihn umfangen,
Das wäre Seligkeit —

Eglantine.

Dein Hoffen, Sehnen,
Zeigt dir, als höchſte Wonne — Thränen.

Euryanthe.

Mir bot das Leben Leid und Liebe nur,
Verwaiſet lebt' ich in des Kloſters Stille,
Wie Veilchen blühn, da drang der Liebe Blick
Ein Pfeil in meine unbewehrte Bruſt,
Und mein ward Adolar.

Eglantine
(für ſich).

Weh ihm, weh dir!

Euryanthe.

Nach Nevers führt' er mich, zog in den Kampf,
Hier blieb ich einſam, ſehnſuchtvoll zurück,
Da fand ich dich! — dein ſchmeichelnd holdes Koſen
Gab Lindrung mir.

Eglantine.

Du wandelteſt den Kerker
Zur Freyſtatt um, warſt mild der Heimathloſen,
Die ihrer Ahnen Burg im Staub geſehn,

Den Vater, als Rebell, geächtet, flüchten —
Mich tödtet die Erinn'rung.

Euryanthe.

Du Geliebte,
Getroſt blick in die Zukunft, mir vertraue!

Eglantine.

Dir? nimmer haſt du mir Vertrau'n gewährt,
Dich drückt ein bang Geheimniß, leg' es nieder
In dieſe Bruſt, dann kann ich ruhig ſeyn,
Nur dann, ſonſt nie.

Euryanthe.

Verſchone, laß mich ſchweigen.

Eglantine.

Des Unglücks Blick iſt ſcharf! — um Mitternacht
In dunkler Gruft, wann du dich einſam wähnſt,
Wacht Liebe dir zur Seite.

Euryanthe.

O, verſchweige
Dir ſelbſt, was du geſehn.

Eglantine.

Nichts ſagſt du mir?

Cavatine.

O, mein Leid iſt unermeſſen,
Du kannſt mir dein Herz entziehn!
Laß mich einſam und vergeſſen
In die fernſte Wildniß flieh'n!
Laß mich fort, vom Sturm getrieben,
Irren, ſchwanken, untergeh'n!
Nein, dein Lieben war kein Lieben,
Nie ſollſt du mich wiederſeh'n.
Doch, wie könnt' ich je dich meiden?
Nein, verſtoß mich nicht von hier!

Dulden will ich, einſam leiden,
Sterben, ſüß, am Buſen dir!

Euryanthe.

Freundin, Geliebte,
An meine Bruſt!
Wie konnt' ich ſolche Lieb' ermeſſen!
Vergib!

Eglantine.

Du liebſt mi Alles iſt vergeſſen!

Euryanthe.

So treu haſt du mit mir gewacht,
In dunkler Gruft, in ſtiller Nacht?

Eglantine.

Was ſtöreſt du der Todten Ruh?

Euryanthe.

Ich flehe dort für Emma's Frieden,
Der Schweſter Adolars, durch ſchnellen Tod
Entriſſen ſeiner Brudertreu — ihr Leid
Trug ſie verſchwiegen in die Gruft hinab.

Eglantine.

Wer that es kund?

Euryanthe.

Ihr Geiſt!

Eglantine.

Entſetzen! — Wie?! —

Euryanthe.

Am letzten May, in banger Trennung Stunde
Bei Mondenlicht ſah'n wir, von Duft umwallt,
Der holden Emma Luftgeſtalt,
Und ſäuſelnd tönt's von ihrem bleichen Munde:
»Die ihr der Liebe Thränen, Herz an Herz
So ſelig weinet — hört mich an — auch mir
Strahlt' einſt dieß golde Licht — mein Udo liebte
Mich zart und treu! — er fiel in blut'ger Schlacht,

Da war mein Leben mir kein Leben mehr;
Verzweiflungnacht hüllt' meine Seele ein,
Aus Gifterfülltem Ring ſog ich den Tod!
Weh dieſer That, die mich vom Heil geſchieden!
Getrennt von Udo irr' ich durch die Nächte,
O weint um mich! nicht eh' kann Ruh' mir werden;
Bis dieſen Ring, aus dem ich Tod geſogen,
Der Unſchuld Thräne netzt im höchſten Leid.
Und Treu dem Mörder Rettung beut für Mord!«

Eglantine.

Gewicht'ge Kunde!

Euryanthe.

Was hab' ich gethan?
Verrathen Adolars Geheimniß! Gott!
Gebrochen meinen Eid —

Eglantine.

Befürchte nichts!

Duett.

Euryanthe.

Unter iſt mein Stern gegangen,
Bange Ahnung ſagt es laut!

Eglantine.

Kannſt du zagen, kannſt du bangen,
Holde, da du mir vertraut?

Euryanthe.

Weh! ich brach des Schweigens Treue:

Eglantine.

Such' an meinem Buſen Ruh!

Euryanthe.

Troſt der Liebe, ſüß biſt du!

Zuſatz.

Euryanthe.

Ja, es wallt mein Herz auf's Neue
Selig deinem Herzen zu.

Eglantine.

Zweifle nie an meiner Treue,
Du nur biſt mein Alles, du!

(Euryanthe geht in die Gruft.)

Vierte Scene.

Eglantine allein.

Recitativ.

Bethörte, die an meine Liebe glaubt,
Du biſt umgarnet, du entrinnſt nicht mehr!
Vor Allem nun durchſuch' ich Emma's Gruft,
Für meinen Plan ſoll die Entdeckung nützen.
Vielleicht ſinkt Adolar
Noch reuevoll an dieſe glüh'nde Bruſt,
O, der Gedanke löſ't mich auf in Luſt,
In Ahnungwonnen ſchwelgt die Seele trunken.
Fänd' ich den Tod, an ſeine Bruſt geſunken,
Nur einen, einen Augenblick,
Ich wollt' ihn mit Vernichtung zahlen.
Hinweg, wahnſinn'ge Hoffnung, Gauklerin,
Erwecke nicht dieß Herz zu neuen Qualen,
Ich weiß, daß ich ganz elend bin!

Arie.

Er konnte mich um ſie verſchmähn,
Drum muß ich ewig klagen,
In herbem Leid muß ich vergehn
In meinen Blüthetagen!
Er hörte kalt der Liebe Flehn,

Weh, Weh!
Mein Herz, so bang, so todeswund,
Drum stürz' auch all sein Glück zu Grund!
(Ab.)

Fünfte Scene.

Chor der Burgbewohner und Landleute, angeführt von Bertha und Rudolph, dem Brautpaare, die Ritter und Lysiart bewillkommend.

Finale.

Chor der Landleute.
Jubeltöne, Heldensöhne!
Fröhlich, jauchzend euch empfangen,
Kühlt von edler Glut die Wangen
Mit den Rosen dieser Flur.

Chor der Ritter.
Sturm erfrischt das Herz des Kriegers,
Kühne Wagniß beut ihm Wonne,
Selig, wem des Friedens Sonne
Unter diesen Blüthen strahlt.

Chor der Landleute.
Seht, entgegen lacht euch Segen.
Schöner blühen die Gefilde,
Sel'gen Friedens Himmel
Gabt der Heimath ihr zurück.

Chor der Ritter.
Selig, in des Friedens Milde,
Blüh' der trauten Heimath Glück.

Chor der Landleute.
Hirtenweisen
Hold euch preisen,

Berg und Thal von Luſt ertönen,
Laßt Euch Dank und Liebe krönen
In der Treue Heiligthum.

Sechste Scene.

Vorige. Euryanthe erſcheint mit Eglantine in der Thüre des Gruftgewölbes.

Chor der Ritter.

Heil der Lieblichſten der Schönen,
Euryanthen Preis und Ruhm!

Euryanthe.

Graf Lyſiart, edle Ritter, ſeyd willkommen.

Eglantine (für ſich).

O, möchte meiner Schmach ein Rächer kommen.

Chor der Ritter
(gedämpft unter einander).

Wie ſchön iſt ſie!

Lyſiart.

Erhab'ne Euryanth',
Reicht mir zum Dank die Liljenhand,
Ich bringe Freude!

Euryanthe (für ſich).

Wie bin ich beklommen!
(Zu Lyſiart)
Mein tapfrer Graf, wer hat Euch hergeſandt?

Lyſiart.

Mich hat des Königs Huld erwählt,
Daß ich Euch zum Begleiter diene,
Da noch dem Feſt die Krone fehlt.

Euryanthe.

Mit Wonnebeben ehr' ich dieß Gebot —
O, Wiederſehen! Eglantine!

Eglantine.

Willkomm'ne Kunde! (für ſich.) Meinem Herzen Tod!

Euryanthe.

Verſchmähet nicht die prunkles ſtille Zelle
In Nevers Burg zu kurzer Raſt.

Lyſiart.

Wo du erſcheinſt, da wird die Wildniß helle,
Wie ſelig wäre deines Herzens Gaſt —
Beneidenswerther Freund!

Chor der Ritter (gedämpft).

O ſchwarzer Plan!

Euryanthe.

Wie ſpracht Ihr?

Lyſiart.

Ehrfurcht Euch nur ſtammelnd nannte
Die ſüßeſte der Erde — Euryanthe!

Euryanthe und Chor.

Fröhliche Klänge,
Tänze, Geſänge
Feyern, verſchönen
Dieſen Tag, wo Ihr hoch uns erfreut.
Ruhet nach Stürmen bey ländlichen Tönen,
Schmückt Euch mit Blumen, die Liebe Euch ſtreut.

Euryanthe.

Sehnen, Verlangen,
Schmachten und Bangen
Wandelt nun Hoffnung in himmliſche Luſt!
Wieder ihn ſehen!
Wonnen und Wehen
Schwellen die Seele, durchwogen die Bruſt!

Lyſiart.

Stillt dieß Verlangen
Süßes Umfangen,

Schwelg' ich in Wonnen an Lippen und Bruſt.
Werd' ich Ihn ſehen
Wüthend vergehen,
Marter des Feindes iſt Krone der Luſt!

Eglantine.

Nun nicht mehr Bangen,
Was ſie begangen,
Stürzet in Trümmer ihr Glück, ihre Luſt!
Nicht mehr verſchmähen
Wird Er mein Flehen,
Trunken vom Siege ſchon klopft meine Bruſt!

Chor.

Fröhliche Klänge,
Tänze, Geſänge
Feyern, verſchönen
Dieſen Tag, wo Ihr hoch uns erfreut;
Ruhet nach Stürmen bey ländlichen Tönen,
Schmückt Euch mit Kränzen, die Liebe Euch beut.

Der Vorhang fällt.

Zweyter Aufzug.

Burggarten zu Nevers. Gewitterlicher Himmel. Dunkelheit.

Erſte Scene.

Lyſiart
(ſtürzt aus dem Schloſſe).

Recitativ.

Wo berg' ich mich? Wie find' ich hier mich wieder?
Bethörtes Herz, du warſt es ja,
Das ſie als leichte Beute ſah!
Ihr Felſen ſtürzt auf mich hernieder!
Du Wiederhall, ruf' nicht das Ach
Des hoffnungloſen Herzens nach!
Nie wird ſie mein, o ew'ger Qualen Hyder!

Schweigt glüh'nden Sehnens wilde Triebe,
Ihr Auge ſucht den Himmel nur,
In ihr wohnt Unſchuld, Anmuth, Liebe,
Ganz Wahrheit iſt ſie, ganz Natur.

Was ſoll mir ferner Gut und Land?
Die Welt iſt arm und öde, ohne ſie!
Mein ihre Huld!? — Mein wird ſie nie! —
Vergiß, Unſeliger, entflieh!
Sie liebt ihn! — Und er ſollte leben?
Ich ſchmachtend beben?

Im Staube Sieg ihm zugeſtehn?
O nein! er darf nicht leben,
Ich morb' ihn unter tauſend Weh'n!
Doch Hölle, du kannſt ſie mir auch nicht geben,
Sie liebt ihn, ich muß untergeh'n!

Arie.

So weih' ich mich den Rachgewalten,
Sie locken mich zu ſchwarzer That!
Geworfen iſt des Unheils Saat,
Der Todeskeim muß ſich entfalten!
Zertrümm're, ſchönes Bild,
Fort, letzter, ſüßer Schmerz!
Nur Rache, Rache füllt
Dieß ſturmbewegte Herz!

Zweyte Scene.

(Es iſt ganz dunkel, nur der Gruft Fenſter dämmern. Ferner Donner.)

Voriger. Eglantine ſtürzt athemlos aus dem Gewölbe.

Recitativ.

Eglantine.

Der Gruft entronnen, athm' ich wieder,
Ich halte dich, du unter Todesſchaudern
Errung'nes Unterpfand der ſüßen Rache!
Ich wand dich muthig von der Todten Hand,
Verhängnißvoller Ring, bezeuge du,
Daß Euryanthe Lieb' und Treu verrathen,
Und gräßlich büße, der mein Herz verwarf!

Lyſiart.

Was höre ich? willkomm'ne Höllenkunde!

Eglantine.

Sie dürfen nie ſich wiederſehn!

Der Schlag muß fallen wie aus heit'rer Luft,
Zermalmen Liebe, Hoffnung, Glück,
In Ewigkeit von Adolar ſie trennen!
Wie fuhr' ich dieſen Schlag?

(Ein heller Blitz; Lyſiart tritt raſch auf ſie zu; Beide ſind gräßlich vom Blitze beleuchtet. Das tiefſte Dunkel folgt.)

Lyſiart (tritt vor).

Durch meine Hand!

(Dunkelheit und zürnende Elemente durch die ganze Scene, doch mehr aus der Ferne.)

Eglantine.

Ich bin verloren!

Lyſiart.

Ruhig, Bundgenoſſin!

Eglantine.

Was willſt du mir?

Lyſiart.

Dein finſt'res Werk vollzieh'n.
Noch heut ſollſt du die Feindin elend ſehn,
Und Adolar geſtraft, der dich gekränkt.

Eglantine.

Du haſt mir mein Geheimniß abgelauſcht!

Lyſiart.

Zur Sühne beut dir Foreſt ſeine Hand,
Die Feſſeln wandl' ich in ein Roſenband,
Beherrſchen ſollſt du dieſe reichen Gauen,
Heil, Ehre, Leben darfſt du mir vertrauen!

Eglantine.

Und ſprichſt du wahr?

Lyſiart.

Bei Rache, Wuth und Gluth
Des ew'gen Haſſes, ja!

Eglantine.

Ich glaube dir!

Duett.

Eglantine.

Komm dann, unſer Leid zu rächen,
Enden ſoll der Seele Qual!

Lyſiart.

Nimm mein feierlich Verſprechen,
Rächer werd' ich und Gemahl!

Eglantine.

Troſtlos muß ſie untergehen,
Die mein Leben mir geraubt!

Lyſiart.

In den Staub muß ich ihn ſehen,
Der zu Sternen hob ſein Haupt.

Beide.

Dunkle Nacht, du hörſt den Schwur!
Sey mit unſrer That im Bunde!
Ja, es ſchlug der Rache Stunde,
Rache, Rache athm' ich nur! (Beide ab.)

Dritte Scene.

Die Säulenhalle des Königſchloſſes, feſtlich und hell erleuchtet. Adolar allein, im reichſten Schmuck. Auf ſeinem Haupt den Juwelenkranz.

Cavatine.

Adolar.

Wehen mir Lüfte Ruh,
Strömen mir Düfte zu
Seliger Zeit?
Füllſt du nach bangem Schmerz
Wieder mein ganzes Herz,
Süßeſtes Leid?
Liebe, wie lebſt du neu,
Hoffnung, wie webſt du treu

Bilder der Luft!
Glaube, wie wankst du nicht,
Herz, wie erbangst du nicht
In meiner Brust?
Sie ist mir nah, mein Bangen war ein Traum,
O Seligkeit, dich fass' ich kaum!
Ihr Auge wird mir strahlen,
Ihr Himmelsreiz mir blühn!
O, wie Erwartungsqualen
Dieß trunkne Herz durchglühn!

Vierte Scene.

Adolar. Euryanthe mit Gefolge, das im Hintergrunde zurückbleibt. Sie eilt in Adolars Arme.

Zweigesang.

Euryanthe. Adolar.

Hin nimm die Seele mein
Athme mein Leben ein!
Laß mich ganz Du nur seyn.
Ganz bin ich Dein!
Seufzer, wie Flammen weh'n,
Selig um Linderung fleh'n,
Laß mich in Lust und Wehn
An Deiner Brust vergehn.

Fünfte Scene.

Die Halle füllt sich mit den Fürsten und Edlen, zuletzt der König und Lysiart.

Chor.

Leuchtend füllt die Königshallen
Euryanthes Wunderpracht,
Stern der Anmuth, hold vor Allen,
Blicke rein durch jede Nacht!

König.

Ich grüß Euch, edles Fräulein!

Euryanthe.

O, mein König
Wie mild und väterlich blickt Ihr auf mich!

König.

Du holdes Kind, nichts trübe deine Ruh.

Euryanthe.

Es schützen mich die Strahlen Eurer Huld!
Doch mein Gebieter! Frankreichs hohe Frauen
Vermiß ich hier —

König.

Bald heißen sie Euch alle
Willkommen, freudig hoff' ich's, hoff' es fest!

Finale.

Lysiart.

Mein König!

Chor.

Jetzt schlägt der Entscheidung Stunde,
Allwissender, verleih der Wahrheit Sieg!

Euryanthe.

Mich faßt ein Grauen!

König und Adolar.

Muth und Vertrauen.

Lysiart.

Vernimm, es muß ja seyn, von meinem Munde
Ein Glück, das ich so gern verschwieg —
Leicht und entzückend war mein Sieg!
Die Lande Adolars sind mein!

Adolar.

Dieß Engelantlitz straft dich Lügen. Nein!

König (mit Adolar zugleich).

Es ist unmöglich!

Euryanthe.

Wie? mein Adolar,
Was ist geschehen? löse dieses Bangen!

Adolar.

Komm an mein Herz, von deinem Arm umfangen,
Der Hölle Trotz!

Lysiart.

Beweise bring ich dar.

Chor.

Weh, Euryanthe, was hast du begangen?

Lysiart.

Bewundrungwürdig ist's gelungen,
Dieß stolze Herz, im Sturm errungen!

Euryanthe.

Was hör' ich Lysiart, errungen Ihr
Mein Herz? — den Blick erhobt Ihr nicht zu mir.

Lysiart.

So schnöde nun, so liebreich noch zur Stunde?

Adolar.

Zur Fehde!

König.

Nein, gebt klare Kunde,
Zeigt den Beweis —

Lysiart.

Dieß Unterpfand
Der Liebe reichte mir die schönste Hand,
Mit Trauer muß ich wiedergeben,
Was ich empfangen ohne Widerstand!
(Er reicht Euryanthen den Ring.)

Euryanthe
(auf die Kniee sinkend, hält den Ring empor).

Der du die Unschuld kennst, beschütz mein Leben,
Und wollte mich ein Höllennetz umweben,
Du rettest mich, wirst aus der Nacht mich heben!

Adolar.

Nein, du errangst den Ring durch List!
Mein reiner Engel, kannst du zagen?

Lysiart.

Wer sonst als Euryanth' und du kann sagen,
Was dieses Ring's Bedeutung ist?
Die Gruft nur kannte Emma's Thaten! —

Adolar.

Sprich, Euryanthe! hast du mich verrathen?

Euryanthe.

O, Unglückselige!

Adolar.

Brachst du deinen Eid?

Euryanthe.

Ich that es.

Adolar.

Schlange!

Euryanthe.

Unermeßlich Leid,
Doch treulos bin ich nicht —

Adolar.

Verworfne du,

Verſtumme!

Lyſiart.

Höre mir mit Faſſung zu;
Die Wahrheit ſprech ich kühn und frey:
In heller Mondennacht, am letzten May —

Adolar.

Vollende nicht, nimm Alles, Alles hin,
Mein Leben mit —

Chor.

Ha, die Verrätherin!
O Unthat, gräßlichſte von allen,
Die jemahls auf der Welt erhört.
Der Treue Bündniß frech zerſtört.
Von Himmelshöh'n in Staub gefallen!

Euryanthe.

Laß mich empor zum Lichte wallen
Du, der das Fleh'n der Unſchuld hört.

König.

Mein Glaub' an Tugend iſt zerſtört,
Denn dieſer Engel konnte fallen.

Lyſiart.

Triumph, mein Flehen iſt erhört
Und meinen Sieg ſeh'n dieſe Hallen!

Adolar.

Fern in das Elend will ich wallen,
Wo keiner meinen Nahmen hört.

Lyſiart.

Verleih mein Recht mir, großer König, nun,
Als Graf zu Nevers huldigt Dir dein Knecht.

(Er kniet nieder.)

König
(indem er ihn beräuft).

Nimm hin das neue Leh'n, üb' Treu und Recht.
Dir möge Gott nach deinen Werken thun.

(Lysiart steht auf.)

Adolar.

Komm Euryanth!

Euryanthe.

Willkommenes Geboth.
Ich folge dir in Noth und Tod!

Chor.

Wir Alle wollen mit dir gehen,
Wir All' sind dein mit Gut und Blut!

Adolar.

Hinweg! kein Auge soll mich sehen!

König.

Mein Jüngling, du willst von mir gehen?

Lysiart (für sich).

Möcht ich erst ganz ihn elend sehen!
Wie schwelgt in seiner Qual die Wuth!

Euryanthe.

Vernimm, o Gott! der Unschuld Flehen,
Es wallt dein Kind in deiner Hut.

Alle.

Du gleißend Bild, du bist enthüllt.
Schnell folgte Strafe deinen Thaten
Weh dir, die Lieb und Treu verrathen,
Das Maas der Frevel ist gefüllt!

Der Vorhang fällt.

Dritter Aufzug.

Oede Felsſchlucht, dicht umbüſcht; über eine minder beträchtliche Anhöhe, von der ein ſteiler Pfad herabgeht, blicket der Vollmond hinein, der einzelne Felsſtücke ſchauerlich beleuchtet; einige Trauerweiden umſchatten eine rieſelnde Quelle im Vordergrunde.

Erſte Scene.

Adolar, in ſchwarzer Eiſen-Rüſtung, mit hohem ſchwarzen Helm und Federſchmuck; ein großes Schwert, in Kreuzesform, in der Rechten, womit er ſich den Weg gebahnt zu haben ſcheint, ſteigt langſam von der Höhe herab, und bleibt, wie einen gräßlichen Entſchluß erwägend, mit ſich ſelbſt kämpfend, ſinnend im Thale ſtehen. Euryanthe, noch im vollen Schmuck, wie ſie am Hofe erſchienen war, und unter dem Juwelenkranz das ſchöne Haar herabwallend, erſcheint, bebend und ſichtlich ermattet, mit zögerndem Schritt; da ſie Adolar verweilen ſieht, bleibt ſie auf der Anhöhe ſtehen.

Euryanthe.

Hier weileſt du! — hier darf ich ruhn?
(Sie lehnt ſich an ein Felsſtück.)
O, gönn' auch Frieden meinem Buſen nun!
Bey Sonnengluth, bey Sternenſchimmer
Durchirrteſt du den öden Hain,
Verſchmähteſt Raſt und Labung immer,
Und neben dir, o Gott! war ich allein!
Sey milde nun! — Weh! ſolch ein Blick iſt Tod!

Was iſt's, das mir dein Zürnen droht?
Du wendeſt dich hinweg von meinen Leiden?
Laß mich nicht troſtlos hier verſcheiden!
Ein lindernd Wort nur laß der Lipp' entheben!
Nur einen Blick, wie du mir ſonſt gegeben'

Adolar.

Dies iſt der Ort,
So ſchaurig, öd' und ſtill,
Wie meine That ihn will,
Ich führte dich zum Tode fort!

Euryanthe.

Barmherzigkeit!

Adolar.

Vernimm mein letztes Wort!
Es wecke meine Stimme
Dein ſchlummerndes Gewiſſen!
Du ſollſt in meinem Grimme
Erbarmen nicht vermiſſen.
Bereu!

Euryanthe.

Ich bin mir keiner Schuld bewußt!
Fühlſt du nicht meine Treu in deiner Bruſt?

Duett.

Adolar.

Du, die entweiht das heilige Vertrauen,
Den Himmel log, und barg des Abgrunds Grauen,
Wie liebt ich dich! — du warſt mein höchſtes Gut.

Euryanthe.

Beſänft'ge deines Zornes Glut!
Mein Herz iſt rein, wie meine Thaten!

Adolar.

Der höchſten Liebe ſprachſt du Hohn,

So gräßlich wurde nie die Treu' verrathen,
Empfange deiner Unthat Lohn!

Euryanthe.

O, höre mich!

Adolar.

Zu oft von deinen Lippen
Hört' ich den holden Liebeton,
Syrenenlied, an Todesklippen,
Verstumm' auf ewig!

Euryanthe.

Kann nichts dich bewegen,
So tödte mich! Mein letzter Hauch ist Segen
Für dich! mein letzter Herzschlag dir geweiht!

Adolar.

O Heuchlerin! zum Tode sey bereit!

Euryanthe.

Du klagst mich an, o, herbe Pein,
Vertrau'n und Glauben sind verschwunden,
So bittrer Tod ward nie gefunden,
Mein Leben war in dir allein!

Adolar.

Der Tod macht dich von Makel rein,
Im Sterben nur kannst du gesunden,
Mein Herzblut quillt aus deinen Wunden,
Weh! daß ich muß dein Richter seyn!

Euryanthe, indem sie herabsteigt, scheint mit steigendem Entsetzen etwas Gräßliches gewahr zu werden, und eilt pfeilschnell die Klippe herab, sich zwischen Adolar und den nahen Felsen stellend, gleichsam als wollte sie ihn schützen.

Euryanthe.

Entsetzen! rette dich!
Sieh, eine Schlange fürchterlich
Wälzt sich herbei durch das Gestein!

Hinweg, laß mich das Opfer seyn!
Für dich zu sterben! o versage
Dieß höchste Glück nicht meinem Flehn,
Die Schlange naht — entfliehe!

Adolar
(Euryanthen von sich schleudernd).

Nicht verzage,
Mit Gott will ich den Kampf bestehn!

(Ab hinter die Scene.)

Euryanthe (allein, betend).

Schirmender Engel Schar,
Wachend all immerdar,
In tiefster Nächte Schoß,
Ueber der Menschen Los,
Blicke herab!
Schäumend in Kampfes Wuth
Qualmend in Dampf und Glut
Dringet die Feindin ein,
O, wo wird Hülfe seyn,
In dieser Noth?
Wie sie dichter ihn umzingelt,
Sich nach seinem Herzen ringelt,
Weh, er fällt!
Nein! mein Held
Ringt sich auf, und hoch geschwungen
itzt sein Schwert! Es ist gelungen!
Heil! der Sieg ist ihm gegeben.
Seele fühle ganz dein Glück!
O! was ist mein Leben
Gegen diesen Augenblick!

(Adolar kömmt zurück, sein Schwert dankglühend gen Himmel hebend.)

Euryanthe.

Nun laß mich sterben!

Adolar.

Nein, das sey mir ferne!
Dich tödten war der Ehre streng Gebot,
Du aber stürztest dich für mich in Tod,
So kann nicht ich dein Richter seyn,
Im Schutz des Höchsten bleibe hier allein!

(Adolar stürzt ab.)

Zweite Scene.

Cavatine.

Euryanthe (allein).

So bin ich nun verlassen,
So muß ich hier erblassen
Im öden Felsenthal
In Einsamkeit und Qual!
Was rieselst du im Haine,
Du Quelle mildiglich?
Was blickst mit goldnem Scheine
So lieblich, Mond, auf mich?
Nicht sieget deine Pracht
Ob meiner Leiden Nacht.
Wo irr' ich hin? — Ach! nirgend hin,
Die ganze Welt ist öd' und leer,
Mir blühet keine Heimath mehr.
Hier dicht am Quell, wo Weiden stehn,
Die Sterne hell durchschauen,
Da will ich mir den Tod erflehn,
Mein stilles Grab mir bauen.
Wohl kommt auch Er einst weit daher,
Und findet kaum die Stätte mehr —

Dann rauscht ihm sanft die Weide zu:
Sie fand von Lieb und Leide Ruh!
Die Blum' im Thaue spricht:
Nein! sie verrieth dich nicht!
(Sie wirft sich erschöpft im Schatten neben der Quelle hin. Ritornell. Die Morgenröthe steigt empor.)

Dritte Scene.

König und Jägerchor hinter der Scene.

Chor.

Die Thale dampfen, die Höhen glühn,
Weich fröhlich Jagen in Waldesgrün!
Der Morgen weckt zu neuer Lust,
Hoch schwillt die Brust, des Siegs bewußt.
Dringt muthig durch Schluchten und Moor,
Laßt schmettern die Hörner im Chor:
Ihr Fürsten der Waldung, hervor!
(Die Jäger erscheinen auf den Bergen.)
Nun freudig flieget das goldne Licht,
Vom Bogen flieget des Pfeils Gewicht,
Ereilt den Aar auf luft'gem Horst,
Erlegt die Schlang' im dichten Forst.
Wohlauf dann durch Schluchten und Moor,
Laßt schmettern die Hörner im Chor:
Ihr Fürsten der Waldung, hervor!

König.

O seht! die Schlang' erlegt von starker Hand!

Chor.

Und dort in Thränen eine zarte Frau!

König.

Wer du auch seyn magst, holde Unbekannte,
Verbanne jede Scheu, blick' auf zu mir,

Der Unſchuld Hort, dein König, ſpricht zu dir!
Zeig' uns dein Antlitz —

(Euryanthe wendet ihr Antlitz gegen den König.)

König.

Himmel!

König und Chor.

Euryanthe!!

Duett mit Chor.

Euryanthe.

Laßt mich hier in Ruh erblaſſen,
Gönnt mir dieſe letzte Huld!

König.

Nein, ich will dich nicht verlaſſen,
Komm, zu ſühnen deine Schuld!

Euryanthe.

Gott kennt meine Unſchuld nur,
Kennt das Leid, das mich getroffen.

König.

Du nicht ſchuldig? dürft' ich's hoffen?

Chor.

Hilf uns auf der Wahrheit Spur!

Euryanthe.

Eglantinens flehend Koſen
Lockt' mir mein Geheimniß ab,
Natter war ſie unter Roſen,
Die den Tod mir ſchmeichelnd gab!

König.

Euryanthe, ſprichſt du Wahrheit,
O, ſo nimm mein Wort zum Pfand,
Höllentrug bring' ich zur Klarheit,
Neu knüpf' ich dein ſchönes Band.

Euryanthe.

Wiederſehn! mich ihm verſöhnen!
Wär' es möglich?

Chor.

Hoffe, lebe!

Euryanthe.

Stürb' ich hin an dieſen Tönen!
Täuſcht mich nicht. O, wie ich bebe!

Chor.

Hoffe, lebe!

Euryanthe.

Kann ich's faſſen, ach, ich bebe!

Chor.

Glaube, hoffe, liebe, lebe!

Cavatine.

Euryanthe.

Zu Ihm, zu Ihm! o weilet nicht!
Wo biſt du, meines Daſeyns Licht!
Daß ich dich feſt umfaſſe,
Dich nimmer laſſe;
So Herz an Herzen, Aug' in Auge,
Aus deinen Blicken Leben ſauge —
O, Hoffnung, Himmelsſtrahl,
Ich trag' es nicht! Ich ſterb' in Wonn' und Qual!

(Sie ſinkt nieder. Schmerz der Umſtehenden, ſie legen ſie, die für todt liegt, auf eine Bahre von Zweigen.)

Chor (im Abgehen).

O, Jammer, unerhört,
O, Lieblichſte der Blüthen,
Wie hat ſo früh das Wüthen
Des Sturmes dich zerſtört!

(Die Jäger tragen Euryanthe fort. Alle ab.)

Vierte Scene.

(Freyer Platz, von hohen Bäumen umgeben. Schloß Nevers. Weinumrankte Hüttengiebel ꝛc. Im Vorgrunde Berthas Hütte.)

Bertha, Rudolph und Landleute, mit Blumengewinden ꝛc., die Hütte des Brautpaars zu schmücken.

Gesang mit Chor.

Einzelne Stimme.

Der May bringt frische Rosen dar,
Die Rose schmückt der Jungfrau Haar,
Und Niemand weiß im grünen May,
Was Rose, noch was Mädchen sey:

Chor.

Denn was da blüht, ist Ros' im May!

Stimme.

Der May, der holde May erhellt
Nach Wintersleid die schöne Welt,
Und Niemand weiß im grünen May
Was einsam Leid und Sehnen sey.

Chor.

Denn Lieb und Treu frohlockt im May!

Stimme.

Der May bringt frischer Blüthen viel,
Die Liebe ist des Mayen Spiel,
Und Niemand weiß im grünen May,
Was Blüthe, noch was Liebe sey.

Chor.

Denn was da blüht, das liebt im May!

Stimme.

Der May bringt dir, du theures Paar,
Der Blüthen allerschönste dar,

Wohl wißt Ihr Zwey im grünen May,
Wie ſelig Lieb und Treue ſey.

Chor.

Denn Eure Treu krönt heut' der May!

Adolar

(wankt nach dem Vordergrunde, wo die Landmädchen Berthas Hüttenwände mit Blumengewinden ausſchmücken).

Cavatine mit Chor.

Gibt keine Treu auf weiter Erde mehr,
Davon, davon iſt mir das Herz ſo ſchwer.
In Liebeglut iſt nichts als Wankelmuth,
Am falſchen Herzen ſichs gefährlich ruht.

Die Landleute (gedämpft).

Welch Klagen hier trübt froher Liebe Muth?

Adolar.

Fahr hin, fahr hin, liebſüßer Liebe Traum,
Gib dunkler Nacht und ihren Schrecken Raum.
Nacht ohne Licht herein mit Stürmen bricht;
Heimath, ein Grab verſag dem Müden nicht!

(Er ſinkt auf eine Raſenbank, ſein Helm fällt ab.)

Chor.

Er iſt's, o, Glück, o, neuer Hoffnung Licht!

Bertha.

So mußte der erſehnte Tag erſcheinen,
Geliebter Herr! willkommen bey den Deinen!

Adolar.

Hinweg! Laßt meiner Trauer mich!

Bertha.

Hier ſchlägt noch jedes Herz für Dich!

Bertha mit Chor.

Führ an der Jugend muth'ge Schar, befreye
Dein ſeufzend Land —

Adolar.

Du ſüße, heil'ge Treue!
Du lebſt, doch nicht in Euryanthes Bruſt!

Chor.

Den ſchnödeſten Verdacht entferne,
Ich ſpreche Wahrheit ſonder Scheu!
Es wankten eh' des Himmels Sterne,
Als unſrer ſüßen Herrin Treu!

Adolar.

Nein! ſie verrieth mich!

Bertha.

Hör gewicht'ge Kunde:
Mit deinem Feind' iſt Eglantin' im Bunde,
Auf deiner Ahnen ſtolzem Sitz,
Wo du ihr Zuflucht einſt gegeben,
Will Lyſiart heut zur Herrin ſie erheben.

Adolar.

Allwaltender! wo iſt dein Blitz?

Bertha und Rudolph mit Chor.

Vernichte kühn das Werk der Tücke,
Vertrau der Liebe und dem Glücke,
Es jauchzt dir zu dein ganzes Land,
Zum Schwert für dich greift jede Hand!

Adolar.

Hilf mir durchſchau'n das Werk der Tücke,
Allwiſſender, mit klarem Blicke,
Gib Kraft zum Siege meiner Hand
Für Ehre, Treue, Gut und Land.

Fünfte Scene.

Prachtvoller Hochzeitzug im alten Styl, Lysiart, Eglantine im fürstlich reichen Brautschmuck, todtenblaß, von ihren Frauen unterstützt. Der Zug bewegt sich von der Burg herab nach dem Proscenium.

Landleute.

O, Frevlerpaar! weh diesem schnöden Bunde!

Adolar.

O, klopfend Herz — sey stark zu dieser Stunde!

Eglantine

(mit Geberden des Schmerzes und der Verwirrung gelangt bis auf das Proscenium, wo sie den Zug unterbricht, indem sie mit Entsetzen, das in Wahnsinn übergeht, stehen bleibt.)

Ich kann nicht weiter! Todesschauer
Durchrieseln mein Gebein!
Mich drückt die Luft —
Sieh! Emma steigt aus dunkler Gruft,
Sie winket mir mit starrer Hand —
Was forderst du zurück der Rache Pfand?
Ich gab es hin, die Unschuld zu ermorden!
Hinweg! Hier bin ich Herrscherin geworden!
Auf ewig, Lysiart, bin ich dein!
Geschmiedet ist der Treuring, fest und eigen,
Mit Meineid, Blut und Thränen — kannst du schweigen?
Sey ruhig! Nacht hüllt unsre Thaten ein!

Chor.

Welch Entsetzen, welch Gericht!
Die Vergeltung schlummert nicht.

Lysiart.

Hört! daß Wahnsinn aus ihr spricht!

Adolar.

Ha! mir tagt ein schrecklich Licht. (Vortretend.)

Erzittre, ruchlos Paar, es wacht die Rache,
Der Himmel führt bedrückter Unschuld Sache —

Lysiart.

Was ziſchest aus dem Staub du, nicht'ger Wurm?
Vaſallen, werft den Fremdling in den Thurm!

(Die Reiſigen dringen auf Adolar ein.)

Adolar

(ſchlägt den Helmſturz auf).

Mich wollt ihr fahen, mich?

Chor.

Heil Adolar in ſeiner Väter Hallen!
Geliebter! unſre Demuth dich verſöhne!

(Alle drängen ſich um ihn, Lyſiart ſteht verlaſſen.)

Eglantine

(fährt aus dumpfer Betäubung auf, faßt Adolar ins Auge, und ſtürzt ſich abwendend in die Arme ihrer Jungfrauen.)

Er iſt's in ſeiner Glorie, ſeiner Schöne!
Weh mir!

Lyſiart.

Verderben, Fluch euch Allen,
Verwegne Knechte, büßend ſollt ihr fallen!

(Alle ſpringen auf und gruppiren ſich ihm dräuend entgegen.)

Chor.

Trotze nicht, Vermeß'ner,
Strafe dräut, Verräther,
Tilgt das Werk der Nacht,
Zittre, Gottvergeß'ner,
Birg dich, Miſſethäter,
Gottes Auge wacht!

Adolar.

Zum Kampf, zum Gottgerichte,
Verruchter Frevler Du!

Lyſiart.

Daß ich dich, Feind! vernichte,
Jauchzt mir der Abgrund zu!

Adolar.

Dein ſchwarzes Herz durchwühle
Mein ſieggewohnter Stahl!

Lyſiart.

Dein ſtrömend Herzblut kühle
Der Seele Folterqual!

Chor.

Der Schande, dem Verderben,
Biſt ewig du geweiht!

Lyſiart.

Sollt ich um Mitleid werben?
Heran! Ich bin bereit!

Sechste Scene.

Vorige. Der König mit wenigem Gefolge tritt zwiſchen die Kampffertigen.

König.

Laßt ruh'n das Schwert, der höchſte Richter naht,
Der Rächer jeder Frevelthat!

(Alle beugen ſich ehrfurchtvoll. Lyſiart ſenkt das Schwert, zieht ſich aber kampffertig zurück, Adolar ſtürzt zu des Königs Füſſen.)

Adolar.

Mein König! hör' den gräßlichſten Verrath!
Wir ſind getäuſcht, der reinſten Tugend Bildniß
War Euryanthe — Weh mir! in der Wildniß
Verlaſſen irret ſie umher —
Hilf, rette, ſtrafe! —

König.

Hemme deine Klagen,
Faß dich, als Held, das Gräßlichſte zu tragen,

Denn Euryanthe lebt nicht mehr!
Dich segnend ist das treuste Herz gebrochen.

Eglantine.

Was höre ich? Triumph! gerochen
Ist meine Schmach! der Feindin Herz gebrochen!
Es stürmt der Tod durch deine Brust!
Betrogner! war dir meine Glut bewußt,
Wie legtest sorglos und vermessen
Die Schlange du e' der Geliebten Herz?
So hattest du mein Flehn vergessen?
Vergessen meinen Todesschmerz!
Vergessen deines Kaltsinns Hohn!
Vergessen meines Zornes Drohn!

Adolar.

Entsetzliche!

Eglantine.

Grausamer Adolar,
Verzweifle, daß sie schuldlos war!
Ich war's, von deren Hand den Ring,
Der kühne Räuber dort empfing;
Ich war's, die ihn der Gruft entwandte,
Rein wie das Licht war Euryanthe!

Chor.

O, höllischer Verrath! o, herb Geschick!

Lysiart.

W..nsinn'ge!

Eglantine.

Schnödes Werkzeug meiner Rache,
Dich schleud'r ich in dein Nichts zurück!

Lyſiart.

Was hält mich, daß ich dich zermalme,
Meineidige, Verrätherin!

(Er ſtößt ſie mit dem Dolche nieder; die Frauen drängen ſich um ſie her und ſuchen ihr beyzuſtehen. Alles ſtürzt ſich auf Lyſiart, ihn ergreifend und entwaffnend.)

Chor.

Ruchloſer Mörder!

König.

Führt zum Tod ihn hin!

Lyſiart.

Auch ſterbend pflück ich noch des Sieges Palme.
(zu Adolar)
Auf Trümmern deines Liebeglücks dich höhnen,
Verſüßt den Tod!

(Lyſiart und die Todte werden weggebracht.)

Adolar.

O, gebt ihn frey!
Laßt ganz ſein finſtres Werk ihn krönen.
Hier iſt mein Herz, der Mörder ſey
Befriedigt — Gott! wen nannt' ich Mörder? ich,
Ich bin der Mörder! und der Fluch trifft mich!
Wer mordete mit wildem Triebe
Die höchſte Treue, Glaube, Unſchuld, Liebe,
Wo lebt ein Frevler ſonſt, als ich?

(Er verſinkt in dumpfe Verzweiflung. Alle drängen ſich theilnehmend, tiefgerührt um Adolar. Pauſe.)

(Jubelruf der Jäger hinter der Scene.)

Chor.

O, Wonne, ſie athmet, ſie lebet!

Siebente Scene.

Vorige. Euryanthe,
(begleitet von Jägern, fliegt in Adolars Arme).

Zweigesang mit Chor.

Euryanthe und Adolar.

Hin nimm die Seele mein!
Athme mein Leben ein.
Laß mich ganz Du nur seyn,
Ganz bin ich Dein!
Laß mich in Lust und Weh'n
An Deiner Brust vergeh'n! (Umarmung.)

Chor.

O Treue, stark und rein,
Wonne nach Todespein,
Heldseliger Verein,
Du seyn, Er Dein!

Adolar.

Erfüllt ist Emma's Wort, in Frieden wallt
Süßlächelnd hin, die sel'ge Lichtgestalt.

(Ein rosiger Glanz fliegt über die Scene.)

Schlußchor.

Nun selig Glück will jedes Leid versöhnen,
Singt Alle hoch in vollen Jubeltönen,
Der Ritter Schmuck, die Treuste aller Schönen!
Geprüftes Paar, besiegt ist Nacht und Tod.
Die Wahrheit strahlt im lichten Morgenroth,
O, Adolar! der Himmel schirmt dein Band!
Stets bau' auf Gott und deine Euryanth!

Ende der Oper.

(Vom Componiſten eingelegter Schluß.)

Adolar

(von Entzückung ergriffen).

Ich ahne Emma! ſelig iſt ſie jetzt:
Der Unſchuld Thräne hat den Ring benetzt,
Treu' bot dem Mörder Rettung an für Mord,
Ewig vereint mit Udo weilt ſie dort!

(gen Himmel deutend.

Schlußchor.

Alle.

Nun feyert hoch in vollen Jubeltönen
Der Ritter Schmuck, die Treuſte aller Schönen.
Geprüftes Paar, beſiegt iſt Nacht und Tod,
Die Wahrheit ſtrahlt im reinſten Morgenroth,
Der Himmel ſchirmt dieß Band!
Heil Adolar! Heil Euryanth!